Ein Staatsgeheimniss.

Zweiter Theil.

Ein Staatsgeheimniß.

Roman

von

Levin Schücking.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

Inhalt des zweiten Theils.

Erstes Capitel.

Wiederfinden.

Das Leben besteht aus Contrasten; den schreiendsten von allen, die nur irgend denkbar sind, sollte Ulrich Spangenberg erfahren. Gestern noch, als er am Morgen die Augen aufschlug, fand er sich auf der harten Gefangenenpritsche: er war von vier schmuzigen nackten Wänden umschlossen, an welche eine diabolische Phantasie mit stumpfen Nägeln oder mit Holzsplittern Fratzen, Thiere und mitten darunter einen großen Galgen mit einem jämmerlich aussehenden armen Sünder daran gezeichnet hatte; gerade als ob der arme Teufel, der einmal in dieses stille Kämmerchen gerathen, noch dieser ermunternden Hindeutung auf solche trostreiche Eventualität bedürfe! Das Licht war sparsam durch ein engvergittertes Fenster aus einem feuchten dumpfen Hofe, in den nie die Strahlen der Sonne drangen, zu ihm gekommen — wahrscheinlich

wollte man mildiglichst den gezwungenen einsamen Denker allmälig an das Valet gewöhnen, das er nächstens ganz und gar dem Lichte der Sonne sagen sollte!

Und heute — heute stand Ulrich in der Morgenfrühe frei, fessellos und ohne Schranken auf offenem Felde; auf einem Bergplateau, von dem aus er eine weite Strecke lang den Lauf des Rheins überschauen konnte: jenseits über den Bergen des andern Ufers stieg in ihrer vollen Glorie die Sonne empor und strömte mit ihren Strahlengüssen in einer einzigen Secunde ein Meer von Glanz und Licht aus, das groß genug war, alle Finsterniß aller Kerker auf dem Erdenrund für alle Zeiten fortzuschwemmen und zu tödten. Und bald nachher begann unter diesen heißen Strahlen die Luft über den Berghalden zu zittern und zu weben, und gerade so als ob es das Schwirren und Surren der Bewegung oder ämsig arbeitende Kräfte in dieser flimmernden rastlosen Luft wären, zirpten schrill und unaufhörlich darin die Grillen. Die schwarzen Schieferdächer der Stadt im Thale unten, der Orte und Häuser am Strom entlang, die Giebel der Thürme, die geweißten Mauerwände, das Alles gleißte und funkelte und blinkte auf, und der breite Wasserspiegel glänzte, die Aeste der Pappeln, die der

Morgenwind kräuselte, blitzten, wenn das Sonnenlicht auf den weißen Rückseiten der Blätter spielte, die Lerchen stiegen auf wie Singraketen und durchjubelten die Luft .... o welch ein Contrast war das, dieser Morgen des freien Wanderers und der gestrige des armen, dem Tode verfallenen Gefangenen!

Ulrich glaubte in seinem Leben nicht einen solchen Morgen gesehen zu haben. Es sprach etwas aus all' diesem Glanz und dieser sonnigen Luft zu seinem Herzen, was er noch nie empfunden. Was war ihm früher die Natur gewesen! Daß die Wärme angenehmer als die Kälte, der Sonnenschein dem Regenwetter vorzuziehen, warmes Wetter mit häufigen nicht zu starken Gewitterschauern der Ernte am zuträglichsten — das war ungefähr der Inhalt seiner geistigen Beziehungen zur Natur gewesen. Heute war es ihm, als habe er plötzlich über Nacht einen innern Sinn mehr bekommen, als habe er eine neue Sprache gelernt, und die Laute dieser Sprache schlugen an sein Herz mit einer rührenden Macht, daß ihm beinahe die Thränen in die Augen traten.

Sein ganzes Herz, dessen rohe Schale die Kerkerhaft und die Aussicht auf den frühen Tod gebrochen, war weich und gerührt. Er fühlte eine tiefe innere Dankbarkeit für Die, die wie ein rettender Engel in

seiner Noth sich seiner erbarmt hatte und der er verdankte, daß er, der Freiheit wiedergegeben, diesen Morgen sah. Er gelobte sich feierlich, nicht zu ruhen und zu rasten, bis er vollbracht, was sie von ihm verlangte — er fühlte sich wie ihr eigen so lange, mit Seele und Leib, — als ob das Leben, das sie ihm gerettet, ihr auch von Rechtswegen so lange gehöre.

Er zog den Zettel hervor, den sie ihm heimlich gegeben. Darauf standen zu oberst die drei Namen:

von Branken-Zarrt.
Baron Hardach.
Comthur Micklenau.

Das waren die Anhaltspunkte, die ihm gegeben waren. Er mußte die genannten Menschen ausfindig machen und dann weiter auskundschaften, ob sich die Flüchtlinge, denen er nachgesandt worden, bei ihnen befänden oder wenigstens bei ihnen gewesen seien, um dann weiter ihren Spuren zu folgen.

Die ernste Lage, in welcher Ulrich sich befunden, hatte sein Herz besser, sie hatte aber auch seinen Verstand schärfer gemacht; er war besonnener und vorsichtiger geworden. Er hütete sich, den ersten Besten, der ihm aufstieß, nach den drei Namen zu fragen; er wollte mit aller möglichen Umsicht zu Werke gehen. Fürs Erste beschloß er, in südwestlicher Richtung

zwischen den Ackerländereien und hochstehenden Getreidesaaten, welche die Hochebene bedeckten, fortzuwandern, den waldigen Hügeln zu, die sie am Westrande begrenzten. Er wollte es dem Zufall überlassen, ihm eine Gelegenheit zuzuführen, sich zu erkundigen, in welchem Winkel des Landes er zunächst einen der drei Namen suchen müsse.

Nachdem er etwa eine Stunde gewandelt, hörte er den Trab eines Pferdes hinter sich. Der Reiter holte ihn bald ein. Es war ein junger Mensch in grauem Staubhemd, mit dem schweren Felleisen hinter sich, welches ihn als einen aus jener irrenden Masonry der Ritter von der Elle kennzeichnete, die in jenen Tagen schwierigern Verkehrs noch hoch zu Roß auf Wegen und Stegen zu treffen waren und Dorf, Weiler und Gut heimsuchten; ein Geschlecht, welches hervorgerufen schien von einer jener seltsamen Wendungen, worin die Geschichte ihren Hang zu Spott und Ironie verräth: statt der Stegreifritter von ehemals, welche die Pfeffersäcke geplündert hatten, trieben jetzt die Pfeffersäcke Stegreifritterschaft und plünderten für sauern Wein und kalkigen Zucker die Nachkommen ihrer einstigen Dränger auf den Edelhöfen und Schlössern.

Der junge Mann hielt sein Pferd an, als er Ulrich

erreicht hatte und ließ es im Schritt gehen, um ein Gespräch anzuknüpfen; er mußte sich offenbar mehr Vortheil davon versprechen, seine Gedanken mit denen des ersten besten Begegnenden auszutauschen, als sie in Einsamkeit für sich zusammenzusparen.

Auch Geschäfte machen? fragte der Reiter nach der ersten Begrüßung.

Wenn was zu machen ist — versetzte unser Wanderer diplomatisch ausweichend.

Ja wohl, wenn was zu machen ist! Es ist verdammt wenig zu machen für den Handelsstand. Seitdem diese Kellerratzen mit ihren Droits-réunis die Menschen sekkiren — der Redende sah sich mit einiger Behutsamkeit um — hört ja wahrhaftig für einen ordentlichen Geschäftsmann Alles auf! Es ist gar kein Auskommen mehr: bei Tag und bei Nacht ist man seines Lebens nicht mehr vor ihnen sicher; da gibt's Schreibereien, Visitirungen, Rapports, Untersuchungen, Controlen, Herr du meine Güte, es ist wahrhaftig nicht zum Aushalten — und wie sie die Menschen, Frauen wie Männer, bis aufs Hemd durchvisitiren — es ist ein Skandal, sag' ich Ihnen, der ist greulich. Und meint Einer, ein noch so geringes Päckchen oder Fäßchen vor ihren Spürnasen vorbei um

die Ecke bringen zu können — ja Profit die Mahlzeit, ehe man sich's versieht, hat sie der Teufel da — und dann ist Einer für alle Zeiten verloren und unglücklich. Das ganze Land ist bedeckt mit ihnen: 35 Brigaden und 283 Preposé's haben sie allein hier im Departement, Inspectionen, Directionen, Principalité's — Herr du meine Güte, wahrhaftig, wenn ich mein Principal wäre, längst todtgeschossen hätt' ich mich — aber die Menschen sind zu dumm, sag' ich Ihnen, zu dumm —

Daß sie sich nicht todtschießen?

Daß sie nicht alle sammt und sonders ihre Boutiquen schließen — keinem Menschen kein Loth Schnupftabak mehr verkaufen! Denn warum? Der Handelsstand, will ich Ihnen sagen, hat die Welt in der Hand: macht der Kaufmann die Thür zu, so hört Alles auf; kein altes Weib kann sich mehr einen Kaffee kochen und keine Frau ihrem Manne mehr eine Suppe vorsetzen; kein Taglöhner kann sich mehr eine Pfeife Taback anzünden und Niemand nur ein Loth Salz zu seinen Kartoffeln bekommen: darum hat der Spezereihandel die Welt in der Hand, weil die Leute essen müssen, vom Bonaparte an bis auf die letzte Kellerratze: und so brauchte nur Einträchtigkeit unter uns zu sein, und: hollah he Herr Bonaparte, jetzt

werden aber die Droits-réunis mal abgeschafft, oder — wir schließen! Was meinen Sie, was er thun könnte? Nichts könnte er thun. Alles Andere kann der Mensch für eine Zeitlang entbehren. Hab' ich kein Brot — nun so ess' ich keins, sondern Fleisch und dergleichen: hab' ich keinen Wein, so trink' ich Wasser: aber Salz, Zucker, Kaffee, Taback, Reis, Mehl, Grütze, Essig, Oel, Lichter, Seife — das muß der Mensch haben! Und darum nicht allein Das — noch viel mehr ließe sich durchsetzen — ja der ganzen Regierung könnte das Spezereigeschäft sich annehmen mit seinem: Entweder — Oder! und dann, dafür sag' ich Ihnen gut, hörten die schlechten Zeiten auf, an denen wir laboriren! Aber die Menschen sind zu dumm, will ich Ihnen sagen, zu dumm! — Sie wollen wol Kälber einkaufen — so etwas — he?

Der Stahlenritter mußte in Ulrich einen Fleischergesellen entdeckt haben; er blickte ihn stolz und vergnügt über diesen Beweis seines Scharfblicks an.

Ja wohl!

Nicht viel Gutes zu finden bei den Bauern drüben — verdammtes krüppeliges Zeug, was sie hier haben — nach Friesland müßten Sie kommen — da gibt's Rindvieh — Herr du meine Güte — sage ich

Ihnen, ich habe einmal dort einen Bullen gesehen, der ungelogen **1213** Pfund wog.

Die Ochsen sind hier freilich nicht so schwer! antwortete Ulrich.

Die Menschen hier sind zu dumm, fuhr der Berittene fort, indem er sich behaglich hintenüber streckte und mit dem Arm auf die Kruppe seines geduldigen Gaules stützte — zu dumm, sag' ich Ihnen — thun nichts für die Hebung der Landwirthschaft. Mein Gott, was könnten die Leute aus ihrem Boden ziehen, wenn sie's danach anfingen!

Sie sind wol zu arm, um große Capitalien hineinzustecken, versetzte Ulrich; auch wissen sie nicht, wie sie's anfangen sollen. Die größern Landbesitzer, die Adeligen müßten ihnen mit einem guten Beispiel, wie man den Boden bessert, vorangehen.

Ja freilich, versetzte der Ritter und zog dabei aus der Satteltasche eine kurze Pfeife mit dickem Maserkopf hervor, die Adeligen — ja wohl, die sollten's freilich; aber die Menschen sind zu dumm, will ich Ihnen sagen, zu dumm. Nicht zwei Procent ziehen sie aus ihren Gütern — nicht anderthalb. Da ist so sieben, acht Stunden von hier, dort über dem Bühel drüben, ein Baron Hardach . . .

Ulrich horchte hoch auf.

Wenn der jetzt, wo wir Frieden haben und auch Frieden halten werden, denn darauf können Sie sich verlassen, daß wir Frieden halten werden; haben Sie die schöne Rede gelesen, die der Bonaparte an den Senat gehalten hat, worin er versichert, daß nichts auf der Welt über den Frieden geht und daß er von nun an mit der ganzen Menschheit im Frieden leben und — bis ans Ende seine Völker regieren wolle? Es ist doch ein großer Mann, der Bonaparte! —

Was für ein Baron? fragte Ulrich mit gleichgültigem Ton.

Ja, wie gesagt, wenn der seine Güter parcellirte und auf lange Zahlungstermine verkaufte, er bekäme 2—300,000 Thaler dafür; in fünfprocentigen Renten angelegt, machte es — wenn ich nur eine halbe Million Franken rechne, jährlich 25,000 Franken. Und was hat er jetzt? Nicht 3000 Thaler hat er jährlich. Die Menschen sind zu dumm, sag' ich Ihnen, zu dumm! Wollen Sie einmal mitstopfen? setzte der Ritter hinzu, nachdem sein Maserkopf gefüllt war.

Danke, ich rauche nicht.

Der reitende Pfeffersack schlug Feuer und setzte den Maserkopf in Brand.

Ich habe nie von einem Baron Hardach gehört,

bemerkte Ulrich, um über dem Angehen der Pfeife das Gespräch nicht ausgehen zu lassen.

Nicht? Es ist ein recht guter alter Kerl — bekommt seinen Wein von mir, ein gelehrter Mann, sag' ich Ihnen, habe in meinem Leben nicht so viel Bücher gesehen, wie der auf allen Auctionen zusammenscharrt — das ist so sein Steckenpferd. —

Dort hinaus wohnt ja wol auch ein Comthur Micklenau? warf Ulrich, die Suade seines Begleiters unterbrechend, gleichgültig hin.

Micklenau? — nein, der wohnt dort über Orb hinaus, auf der frühern Commende Raschdorf, sie ist aufgehoben, aber er hat sie an sich gekauft, jetzt ist sie sein Eigenthum. Kennen Sie den auch? Das ist ein kurzweiliger Mann, mit dem habe ich mein Lebenlang viel gelacht! Wenn Sie mal bei ihm vorsprechen, dann grüßen Sie ihn nur von mir und thun Sie ihm den Gefallen und bringen ihn auf Bonaparte zu reden — na, der ist sein Busenfreund, das muß man sagen; kirschroth vor Wuth wird er im Gesicht, wenn er den Namen hört, und schimpfen kann er Ihnen — na, anhören muß man's, um's zu glauben, daß Einer auf den großen Bonaparte so losziehen kann — ja, ja, die Leute sind zu dumm, sag' ich Ihnen, zu dumm. Na, nun leben Sie wohl,

ich muß machen, daß ich weiter komme — wenn Sie einmal etwas bedürfen, mein Name ist Windhag, für die Firma Wassertritt und Fritze, Colonialwaaren und Weingeschäft — adieu!

Der Berittene arbeitete jetzt mit den Sporen in den Flanken seines Gaules und schoß dann in schwerfälligem Trab vorwärts.

Ulrich blieb eine Weile nachsinnend stehen; aber nicht lange: er war bald entschlossen, zuerst in der Richtung weiter zu wandern, in welcher, wie der Fremde angedeutet hatte, der Wohnsitz des Barons Hardach liegen sollte; denn diese Richtung war fast gerade dieselbe, die ihn zu der Gegend führen mußte, wo er die zwei Menschen, welche er aufsuchte, zuletzt gesehen hatte: über dem Bühel drüben, auf den der Stahlenritter gewiesen, mußte das Wirthshaus zum blühenden Rosenstrauch liegen, wo Ulrich verhaftet worden war.

Deshalb schritt er denn rüstig aus. Nach einer Stunde etwa war der Hügelrücken erreicht; auf der Höhe hatte er eine weitere Fernsicht und vor sich eine Gegend, in welcher er sich leicht orientirte; zu seiner Rechten, versteckt zwischen den Höhenzügen am Horizont, mußte das Kloster Marienthal liegen; links glaubte er am Ende einer Hochfläche das gesuchte

einsame Wirthshaus zu entdecken, dazwischen, aber vielleicht um eine Stunde näher als jene beiden Punkte, und ihm zur Rechten hob sich der spitze Thurm einer Kirche aus einer Umsäumung von grünen Wipfeln und grauschwarzen Strohdächern empor; es war ein Dorf, durch welches er als Gefangener geführt worden war und das ihm jetzt diente, sich augenblicklich zurechtzufinden.

Noch eine Stunde — und Ulrich klinkte an der Hausthür des Wirthshauses, welches zunächst sein Ziel gewesen war. Er trat in die Küche, den Schauplatz einer Scene, in welcher er eine so schwere Rolle zu spielen gehabt hatte, daß es ihm eigenthümlich beklommen zu Muthe wurde, als er über die Schwelle schritt, die ihm so verhängnißvoll geworden. Die kleine Wirthin war am Herde beschäftigt, ebenso drall, ebenso lustig und rothwangig wie früher; aber sie war heute sichtbar weniger um ihre Toilette besorgt gewesen als an jenem Tage, wo Ulrich sie zum ersten male sah, obwol es heute sicherlich zu Besuchen eine viel passendere Stunde war als damals in der frühesten Morgenfrühe. Unser Wanderer schob sich still auf die glatte Bank neben der Thür und foderte bescheiden und kleinlaut ein Glas Bier. Die Wirthin ging, wie sie es eben bei Alltagsgästen zu thun pflegte, ohne

ihn zu beachten, an den Schank, und setzte bald darauf den kühlen schäumenden Trank vor ihm auf den gebohnten Eichentisch, auf dem einst Herr Dommermuth so fleißig und hitzig sein Protokoll gefertigt hatte.

Wollt Ihr mir nicht Bescheid thun, schöne Frau? sagte Ulrich.

Trinken die Leute sonst nicht mit Euch aus einem Glase, daß es Euch drum zu thun ist — antwortete die allzeit wehrfertige und schlagbereite kleine Frau.

Ihr habt ein gutes Mundwerk, Frau, aber Eure Augen sind nicht so gut.

Meine Augen — oho, ich sehe doch noch damit, ob Einer weither ist oder nicht!

Kennt Ihr mich denn nicht mehr?

Euch — ja, Euch sollt' ich kennen, dünkt mich — Herr Jesus, seid Ihr denn nicht —

Nun, schreit's nur nicht gleich zur Thür hinaus!

Ums Himmelswillen, Mann, wie seht Ihr aus! Ihr habt schlechte Kost gehabt drinnen in der Stadt bei den Herren Franzosen.

Ja freilich, aber die Kost war nicht das Schlimmste. Wenig frische Luft und Zeitvertreib . . .

Das glaub' ich, sagte die kleine Wirthin, die ihre volle Fassung wieder erlangt hatte und jetzt laut lachte

— frische Luft sollt Ihr wol nicht viel gehabt haben, sie haben Euch sicherlich nicht ihre Briefe über Land zu bestellen gegeben! Na, dankt Gott, daß Ihr's überstanden habt. Wie seid Ihr denn losgekommen?

Ausgebrochen! antwortete Ulrich, der auf diese Frage vorbereitet war und nicht für gut hielt, die Wahrheit zu gestehen.

Ausgebrochen? — Gott steh' uns bei — ausgebrochen? Mann, es wird Einem graulich vor Euch.

Die kleine Frau warf offenbar einen prüfenden Blick umher, ob nicht etwas in der Nähe liege, was besser einer so unheimlichen und verdächtigen Nachbarschaft entrückt werde. Zu ihrer Beruhigung hörte sie in dem an die Küche stoßenden Flur ein männliches Individuum mit einer Häckfellade beschäftigt.

Um Gotteswillen, durch Mauern und Gitter? Wie habt Ihr das zu Stande gebracht? Unsereins begreift gar nicht, wie es möglich ist! Das habt Ihr doch nicht vom Schinderhannes gelernt, oder am Ende seid Ihr es gar selber?

Die kleine Frau lachte wieder laut auf bei der Idee, daß es der Schinderhannes sein könne, der in ihrer Küche hinter ihrem Biere sitze — sie kümmerte sich offenbar den Henker um den Schinderhannes, ihren häckfelschneidenden Knecht als Reserve im Rücken.

Wenn ich's wäre, so solltet Ihr nächstens ein schönes Andenken von mir geschickt bekommen. So ein Paar diamantne Ohrgehänge von 'ner reichen Gräfin oder ein schönes Perlenhalsband — he, das wäre so etwas . . .

Geht mir mit Euern Gehängen und Halsbändern, Ihr könnt selber den Hals hineinstecken, wenn's Euch beliebt, in Eure Halsbänder, oder Euch hängen lassen für Eure Diamanten, ich habe nichts damit zu schaffen!

Nun, wie's Euch beliebt! Aber jetzt müßt Ihr mir auf die Spur von meinen Leuten helfen. Wo sind sie?

Sie, wer sie?

Die, mit denen ich kam und die Reißaus nahmen, als ich gefaßt wurde.

Wollt Ihr denen auch nach?

Freilich will ich zu ihnen zurück.

Hm, hm, antwortete die kleine Frau, die offenbar nicht recht wußte, was sie sagen sollte.

Weshalb fragtet Ihr aber, ob ich ihnen auch nach wolle?

Weil schon Einer hier war und nach ihnen gefragt hat.

Schon Einer . . .? Ihr werdet doch nicht . . .

Was werd' ich? ... Daß ich schweigen kann, nun, das sollt Ihr heute noch selbst erleben.

Ich? Aber ich gehöre zu ihnen, sage ich ja, verwetterte kleine Hexe von 'ner Frau, die Ihr seid, ich bin ja nur ausgebrochen, um zu ihnen zurückzukommen.

Ah bah — ausgebrochen, um zu ihnen zurückzukommen — geht mir damit — denen wird viel daran gelegen sein, daß Menschen, welche hinter Mauern und Riegel sitzen, ausbrechen und dann hinter ihnen herlaufen! — Honette Leute sind's, das kann ich Euch versichern — wißt Ihr, was mir der Herr dazumal für das Bischen Frühstück und die Last mit der Mamsell gegeben hat — einen ganzen blanken Louisdor hat er mir gegeben — aber ob er noch einen geben würde blos aus Freude, Euch wiederzusehen ...

Nun hört einmal auf und sagt mir: wer war denn unterdeß sonst noch hier?

Ja, Den hab' ich ablaufen lassen — zum Todtlachen war es, wie der Mosjeh angeschwänzelt kam im saubern blauen Rock, gelbe Nankinghosen an, weiße Weste, und immer mit dem Fazoletttüchel so und so gemacht, wo nur ein Körnchen Staub hingekommen war — nun, Ihr kennt'n auch, es war der blonde Mensch, der Euch mit festnahm dazumal ...

Cornelius von Scherfluoth — ja, den kannte Ulrich!

Wollte der Windbeutel mir aufbinden, fuhr die Wirthin fort, er müßte die „Förstersleute" Euretwegen verhören ... ich hatte ihm gesagt, es sei ein Förster mit seiner Tochter, damals, als er sie hier im Hause sah, ... und absolut sollte ich jetzt sagen, wo sie eigentlich wohnten, und welchen Weg er dahin hätte. Du bist mir an die rechte Schmiede gekommen, dacht' ich, du sollst sie mir verhören und sollst dich auch verhören, wenn du auf mich hörst — warte nur — verscharmerirt war der Mosjeh in das schöne Weibsbild, und das bis über die Ohren! — Ich habe ihn denn auch hinter ihr drein gesandt, er wird was drüben in den Bergen herumgelaufen sein — den ganzen Tag lang bin ich nicht aus dem Lachen gekommen, wenn ich dachte, wie er die Kreuz und die Quere durch die Büsche gezappelt ist, alles hinter der schönen Försterstochter her ... ha ha ha!

Die kleine Frau schlug ein Gelächter auf, daß ihre prallen rothen Wangen so roth wurden wie Feuer.

Ihr seid eine capitale kleine Frau, sagte Ulrich — wenn ich Euch jetzt ein Schinderhannes-Andenken schicke, soll's doppelt so viel werth sein —

Na, bleibt mir doch vom Leibe mit Eurem Andenken — wer sagt Euch denn, daß ich an Euch denken will, hab' an was Besseres zu denken.

An was Besseres — so? aber doch auch an einen Schatz — he? Der Mann ist todt?

'Nen Schatz — oho Landsmann — wenn ich so dumm wär', schon wieder mir 'nen Andern zu nehmen, da hätt' ich wahrhaftig nicht verdient, daß mir der erste so bald abgestorben ist.

Wenn ich Euch nun heirathen wollte?

Ihr? — das seh' mir Einer an — Ihr habt Courage!

Freilich! — Ohne die hätt' ich's nicht gesagt! Wollt Ihr nicht?

Redet Ihr denn im Ernst? Ich kenne Euch ja gar nicht!

Würdet Ihr denn Einen nehmen, wenn Ihr ihn erst recht kenntet?

Nein gewiß nicht, da habt Ihr Recht!

Hört, ich will Euch sagen, wer ich bin, wenn Ihr mir dafür auf die Sprünge helft, wo sie sind, — Ihr wißt, wen ich meine! Und da Ihr einen solchen Schrecken vor dem Ausbrechen habt, ich bin gar nicht ausgebrochen. Diese Nacht, zwischen zwei und drei Uhr, ist Einer zu mir gekommen, hat mir

einen Beutel mit Geld zugesteckt, mein Messer und was ich sonst noch hatte, zurückgegeben, und dann ist er still mit mir die Treppe herunter — an den Schildwachen vorbei, die in ihren Schilderhäusern duselten, gerade als ob sie's nichts anginge, und zuletzt zum Thore hinaus, das ihm der Thorschreiber, ganz ruhig und ohne ein Wort zu fragen, offen gemacht hat. . . . Allez vous en, toute de suite, tout de suite! Und damit war ich frei und streckte meine Beine!

Gott steh' uns bei, was für Geschichten sind das, sagte die Wirthin.

Und jetzt muß ich zu ihnen — also heraus mit der Sprache, Frau — laßt mich nicht länger zappeln.

Ich denk' nicht daran, Euch zappeln zu lassen: um Euch auch die Wahrheit zu sagen, ich weiß nichts. Eines Abends ist der „Förster" im grünen Rock, mit einem Päckchen in Wachstuch unter dem Arme, ins Haus gekommen; es war so um die Vesperstunde; hat sich Wein geben lassen und von allerhand herumgesprochen, vom Wetter und von den Kornpreisen und was man so redet, recht manierlich und höflich, und nur manchmal hat's etwas curios und komisch gelautet, was er gesagt hat, als ob er mit den Worten nicht recht vorwärts könnte. Dann hat er mir das

Päckchen zum Aufbewahren gegeben und gesagt, er käme am andern Morgen mit seiner Tochter zurück, die wäre Novize in einem Kloster, und da gefiele es ihr nicht in dem Kloster und sie wolle austreten; darum wollte er sie holen gehen, und das Päckchen da enthielte ihre Kleider, aber es würde ihm zu lästig und schwer, den Pack zu tragen, darum wolle er ihn hier liegen lassen. Das Mädchen könne sie hier ebenso gut anziehen und ihr Habit dann ins Kloster zurückschicken.

Nun, etwas curios ist mir die Geschichte schon vorgekommen — aber was ging's mich an — ich hab's ihm zugesagt, ich wolle die Sachen schon an mich nehmen. Viel Gerede drüber machen, sagt' er, sollt' ich auch nicht, und das Gesinde etwas aus dem Wege halten, wenn sie da sei, es wäre immer schämlich für 'ne Novize, die es nicht aushalten könne und wieder hinausliefe aus der Clausur, und was er sonst noch Alles sagte. Damit bezahlte er seinen Wein und herausgegeben auf ein Frankenstück wollt' er nicht haben und ging ruhig seiner Wege. Wer aber am andern Tage nicht kam, das war mein Grünrock; erst den Morgen darauf kamt Ihr mit ihnen an, die schöne Frauensperson aber nicht im schwarzen Habit, wie ich mir gedacht hatte nach seinem Reden, sondern

aufgedonnert — Gott steh' uns bei, wie! Nun, Ihr habt es gesehen, wie eine Theaterprinzessin sah sie aus — in der Stadt drinnen habe ich mal Komödie spielen sehen — da hatten sie just so lange gelbe Schlender, die rauschten und kehrten den Grund, wie zehn Besen nicht im Stande gewesen wären — aber, Ihr wart ja dabei, und was weiter geschehen ist, das wißt Ihr am besten. Als sie sich sacht zur Hinterthür hinaus machten, da drückte der Grünrock mir einen blanken Louisdor in die Hand und sah mich an, als ob er sagen wollte, das ist fürs Maulhalten — nun ja, es war ordentlich damit bezahlt, das Maulhalten, besonders wenn Einer nichts auszuschwätzen weiß, und wer mir Geld gibt, der hat mich, ist das Sprichwort, wißt Ihr, Landsmann, und das ist Alles, was ich davon sagen kann.

So, so; nun so muß ich also sehen, wie ich sie finde, versetzte Ulrich. Aber für heut hab' ich das Laufen satt. Heut ruh' ich mich unter Eurem blühenden Rosenstrauch aus. Morgen kann's weiter gehn. Ihr habt doch ein Quartier für mich auf die Nacht?

Daran soll's nicht fehlen, und für Etwas, das Euch die Gefangenenkost vergessen lassen soll, kann auch gesorgt werden.

So ist's recht, kleine Frau — wir wollen's einmal auf vierundzwanzig Stunden lang probiren, wie wir auskommen! — —

Die Probe mußte nicht ungünstig ausgefallen sein; als Ulrich am andern Morgen sich zum Aufbruch rüstete, brachte die Wirthin zum blühenden Rosenstrauch ein Frühstück, das sie offenbar mit ungewöhnlicher Sorglichkeit hergerichtet hatte, und dann weigerte sie sich durchaus, eine Zeche anzunehmen.

Während Ulrich das Mahl verzehrte, ließ er sich von ihr den Weg nach dem Gute des Baron Hardach beschreiben. Die kleine Frau konnte genauen Bescheid darüber geben; sie war selbst mehre male auf Ettelrodt, so hieß das Gut, gewesen. Es seien vortreffliche Leute, sagte sie, der Baron viel älter als die Frau; denn sie sei seine zweite Frau, die erste sei aus Frankreich gewesen, gar vornehmer Leute Kind, und er erhielte auch noch ab und zu Besuche aus Frankreich von den Verwandten seiner ersten Frau. Diese Letztere habe sie noch sehr wohl gekannt, sie sei einmal in Ettelrodt als Kind mit ihrer Mutter gewesen, da habe die verstorbene gnädige Frau ihr ein gar schönes kleines Buch geschenkt, sie könne aber nicht darin lesen, es liege da oben auf dem Bord. Die Wirthin holte bei diesen Worten ein kleines Buch in schwarzem

Lederband herbei und reichte es Ulrich; es war ein französischer Thomas a Kempis, und auf dem Deckel stand der Name der Geberin geschrieben:

Natalie de Hardach, née de Bougencourt.

Während des Geplauders der Wirthin öffnete sich die Thür: es traten Bauern mit Tragkörben ein und verlangten Erfrischungen. Die Frau ging sie zu befriedigen. Ulrich beendete unterdeß sein Mahl, dankte und brach auf. Die Wirthin begleitete ihn ein paar Schritte vor die Thür, um ihm noch einmal den Weg nach Ettelrodt zu zeigen.

Ulrich wollte sich einen herzhaften Kuß zum Abschied rauben, aber sie wehrte ihn ab.

Geht mir, Ihr seid ein Spaßvogel — eben kommt der Mensch unterm Galgen hergelaufen und macht schon wieder solche Possen — na, ein andermal mehr davon, ich muß zu denen da im Hause zurück, sie brüllen wie durstige Kameele nach dem Trank — also geht mit Gott, Landsmann!

Ulrich warf ihr eine Kußhand zu und sprang den buschigen Abhang hinab in die Thalschlucht vor dem Wirthshause, die wir kennen.

Zweites Capitel.

Haus Ettelrodt.

Wir wollen uns der Mühe überheben, ihn Schritt für Schritt zu geleiten. Während er durch eine anfangs noch ziemlich freundliche und angebaute Gegend, die aber nach und nach immer mehr Spuren abnehmenden Anbaus und dünner werdender Bevölkerung verräth, langsam seinen Weg zurücklegt, eilen wir ihm an sein Ziel voraus.

Im Schoos der Höhen am Horizont, denen er zusteuert, liegt ein kleiner See, ein dunkles, von dichtem Gebüsch umschattetes Gewässer. Auf dem ovalen Silberspiegel steht die helle Sonne, und da ein leiser Wind ihn kräuselt, blitzt es und zuckt es an allen Ende nvon blendenden Strahlen. Hier und da schnalzt plötzlich ein spielender Fisch empor und verschwindet ebenso rasch wieder, um langhin auseinander gehende Kreise bis ans Ufer zu schicken, an dem sie plätschernd verschwinden unter den überhängenden Zweigen der

Cornelkirsche, des Arbutus, der Belladonna mit den rothen Dolden und des andern üppigen Strauchwerks. Mächtige Wipfel von Eichen und Buchen werfen über all das dichte Unterholz ihre breiten Schatten, die sich weithin wie Landzungen auf dem sonnigen Spiegel des Wassers erstrecken. Man könnte diese stille und eigenthümlich anziehende Scenerie für einzig von den Thieren des Waldes, von dem Specht, dessen eifriges Bohren man in der Ferne aus der Tiefe des Gebüsches vernimmt, oder dem Pirol, der über den See hin seinen sommerlichen Schrei ausstößt, bewohnt halten, sähe man nicht am Ende des Gewässers, ehe das Oval schmaler werdend sich abrundet, die Wohnungen von Menschen sich erheben. Es ist eine kleine in schönen Verhältnissen aufsteigende Kirche mit zwei Thürmen und Fenstern im Rundbogenstil, die zunächst ins Auge fällt; die Façade der Kirche ist dem Wasser zugewendet. Die beiden Thürme mit den aus Rautenflächen construirten kurzen Dächern, wie sie der niederrheinischen Byzantinik eigenthümlich sind, stehen rechts und links daneben; die ganze Fronte ist nur durch einen schmalen grünen Anger vom Wasser getrennt. An der Façade der Kirche zieht zumeist das mächtige kreisrunde Fenster, die Rosette über dem Portal, den Blick an. Wenn man mit träumendem

Abtei Laach

Sinnen das ganze anziehende Landschaftsbild überblickt, so ist es, als ob das Gotteshaus mit dem großen offenen Fensterauge den runden See, das große wasserblaue Auge der Natur, ansehe, — der Geist, der aus dem Werk der Menschenhände und Menschenkunst lugt, blickt forschend den Gedanken, der aus dem Auge der Natur strahlt, an. Was mögen sie sich sagen mit diesen großen sinnenden Blicken, welche Sprache mögen sie für einander haben? Ob sie sich verstehen, ob sie als befreundete Wesen sich fühlen, ob sie wie zum Gruße sich Morgens und Abends einander die Lichtreflexe zuwerfen? Abends, wenn die Sonne im Westen niedersinkt, ist das ostwärts gelegene Kirchenauge in tiefe Schatten gehüllt; dann färbt sich der runde See mit purpurnen Lichtern und wirft seinen rosenrothen Widerschein über die aufblinkende Rosette; wenn die Nacht kommt, glüht das Kirchenfenster dunkelroth von der ewigen Lampe auf, die im Innern vor dem Altare brennt, und wirft den gelbroth schimmernden Schein auf den Wasserspiegel hinaus, langhin, bis ans andere Ufer des Sees, und die Wellen zittern auf unter dem Lichthauche, der sich wie ein stiller Segen vom Altare her nächtlich über ihre dunkle Tiefe legt!

Rechts neben der Kirche, jedoch bedeutend weiter

zurück und vom Ufer entfernt, sodaß Raum für Gartenanlagen, die bis an den Rand des Sees sich hinabziehen, bleibt, steht ein stattliches weißschimmerndes Wohngebäude; erhöht, so viel sich aus der Ferne erkennen läßt, wol auf einer Terrasse; in neuerm, beinahe in modernem Stile, wie er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte, gebaut; es hat zwei Reihen Fenster mit Entresols, über dem Risalit in der Mitte ein kleines Frontispice, vor dem Mittelfenster darunter einen Balcon mit Gitterwerk aus künstlicher Eisenarbeit umgeben. Mächtige Essen vollenden das Ganze und tragen dazu bei, ihm das Gepräge des herrschaftlichen Wohnsitzes zu verleihen.

Diesem Gebäude, Haus Ettelrodt genannt, waren, wie heute Ulrich, so vor mehr als zwei Wochen schon ein Paar Wanderer zugeschritten, die uns wohlbekannt sind. Ein Mann in grüner Jagdkleidung ist es und ein junges Mädchen in sauberer ländlicher Tracht. Es sind Monsieur Jean und Septimanie. Das junge Mädchen wäre ohne den Arm ihres Begleiters schwerlich mehr lange weiter gekommen. Die Hitze des frühen Nachmittags war drückend. Zum Glück wurde endlich der wohlthuendste kühle Schatten erreicht, der im Gehölze, durch das sie kamen, fehlte, weil die Sonne von oben herab auf den Weg nieder-

brannte. Wo das Ufer des Sees sich abrundete und linkshin abbog und der Weg, der dem Ufer folgte, sich deshalb auch plötzlich krümmte und jetzt geradezu auf Haus Ettelrodt einlenkte, da begann eine prachtvolle Allee von uralten Linden, welche den dichtesten Schatten über die müden Wanderer ausgoß. Septimanie athmete hoch auf und wehte sich mit ihrem Tuche Kühlung zu.

Ach, sagte sie, das that uns Noth! Aber wie schön ist das! Dieser tiefe Schatten, dieser Lindenduft!

Nicht wahr? — Es ist überhaupt ein beneidenswerther Landsitz, der Ihres Oheims. — Sehen Sie hier, fuhr Monsieur Jean fort, als sie dem Ende der Allee näher gekommen waren und auf eine steinerne Brücke zuschritten: wie der Bach, der aus den Bergschluchten dort rechts hervorsprudelt, das Gestein hinabrauscht und schäumt.

Und einen Wasserfall bildet — es ist reizend — antwortete Septimanie — aber sie zog Jean, der auf der Brücke stehen bleiben und die rauschende Bachschnelle betrachten wollte, weiter.

Kommen Sie, kommen Sie, wir haben dazu morgen Zeit!

Noch einige Schritte und sie hatten das eiserne Gitterthor einer hohen Gartenmauer erreicht; es stand

offen; als sie den Garten betraten, sahen sie sich dem nördlichen Seitenportale der Kirche gegenüber; ein breiter Pfad, von Obstbäumen überschattet, zweigte sich, eine kleine Strecke weiter, rechts ab und führte in gerader Linie auf die hohe Treppe mit doppelten Steinfluchten zu, welche zuerst zu einer mächtigen untermauerten Terrasse und dann mit einer zweiten Stufenreihe an das Portal des stattlich erhöht liegenden Hauses geleitete.

Ein leiser Ruf tönte hinter einer der breitblätterigen Agaven her, welche auf den Pfeilern der Brustwehr, die den Rand der Terrasse bildete, vertheilt waren. Eine schlanke Frauengestalt kam gleich darauf die Treppen herabgeeilt und schritt mit leichtem elastischem Gang den Ankommenden entgegen.

Meine Tante — rief Septimanie freudig aus, auf sie zueilend.

Mein Kind, sagte die Dame, Septimanie herzlich umarmend und einen Kuß auf ihre Stirn drückend — mein theures Kind! So darf ich Sie ja nennen — nicht wahr? O seien Sie uns willkommen, herzlich willkommen! Wie wird mein Mann sich freuen!

Im Auge der Frau von Hardach zitterte eine Thräne, während sie so mit unbeschreiblich theilnehmenden und innigen Blicken Septimanie begrüßte.

Guten Tag, Monsieur Jean, sagte sie dann, Septimaniens Begleiter die Hand reichend.

Dieser küßte die dargebotene Hand mit einer tiefen Verbeugung.

Ich hoffe, Madame ist nicht in Sorgen um uns gewesen, sagte er.

Doch nicht ohne Sorgen — aber kommen Sie hinein — da ist auch mein Mann!

Ein alter Herr, mit einem auffallend schönen, von silberweißem aber noch reichem Haar umwallten Kopf und stracker aufrechter Haltung trotz seiner Jahre stieg die Terrassentreppe herab; er winkte von weitem mit dem grünsammtnen Käppchen, das er abgezogen hatte, Grüße den Ankommenden zu.

Septimanie eilte ihm entgegen und warf sich bewegt an seine Brust.

Mein theurer Oheim! sagte sie — endlich bin ich bei Ihnen!

Endlich, endlich, entgegnete der Baron Hardach — böses Kind! Wie waren wir besorgt, als gestern Abend der Wagen leer zurückkehrte!

Nun, es ist gut, daß Ihr da seid. Monsieur Charles . . .

Wo ist er? fragte das junge Mädchen, zu den Fenstern des Hauses emporsehend.

Fort ist er, nach Euch auszusehen.

Er ist uns nicht begegnet!

Er wird den Fahrweg, der durch das Dorf Velbrück führt, eingeschlagen haben, und Ihr seid den Fußweg am See entlang gekommen.

So ist es . . .

Er wird sicherlich bald sich einstellen; die Unruhe um Euch treibt ihn umher. Aber wie du aussiehst, mein Kind — allerliebst — du solltest nie anders gehen — ist sie nicht scharmant, Regina, in ihrem Mieder und dem Nebelkäppchen und den schönen breiten Silberpfeil durchs Haar? — wandte er sich an seine Frau.

O, wir kennen das! Bei dir ist die Schönheit immer sicher, Bewunderung zu finden, versetzte Frau von Hardach neckend — im Nebelkäppchen mit Silberpfeil wie im Turban mit Diamantagraffe! — Sie werden sehen, Septimanie, welchen schlimmen Oheim Sie haben, fuhr sie fort, ihre weiße schmale Hand auf seine Schulter legend.

Frau von Hardach neckte in dieser Weise oft und gern ihren stattlichen Gemahl, schon um des liebenswürdigen Humors willen, mit dem er es aufnahm. Sie war um Vieles jünger als ihr Mann; aber sie waren ein überaus wohl zusammenpassendes Paar.

die schlanke immer noch schöne Frau mit der anmuthigen Gestalt und neben ihr der ritterliche Freiherr, dessen vornehme Haltung durch eine außergewöhnliche umfassende geistige Bildung nur noch mehr gehoben wurde.

Und deine Tante ist noch weit schlimmer, versetzte der Freiherr, zu Septimanie gewandt, — denn noch habe ich meine charmante Richte nicht in mein Haus geführt und schon beginnt die böse Frau, bei ihr den armen alten Oheim zu verleumden!

Und um das ungehinderter fortzusetzen, wird sie Septimanie gleich in ihre Zimmer entführen, wo sie sich ausruhen und umkleiden soll. Kommen Sie, Septimanie, folgen Sie mir hier links in den Corridor, hier ist Ihr Zimmer, wo Sie Alles für sich in Bereitschaft finden werden.

Die Gesellschaft trennte sich jetzt, als sie im Vorplatz des Herrnhauses angekommen war. Frau von Hardach führte Septimanie in die für dieselbe hergerichteten Zimmer, und der Freiherr ließ Jean durch eine große Flügelthür zur Rechten des Vorplatzes eintreten, welche in den Empfangsalon führte.

Es war ein großes, alterthümlich ausgestattetes Gemach, in welches sie eintraten; merkwürdige und endenreiche Hirschgeweihe, alte Jagdstücke zierten die

Wände; die Möbel waren schwerfällig, aber sorgfältig aus dunkel gebohntem Eichenholz geschnitzt und gearbeitet: und da der Raum die Aussicht auf den See hatte und also nach Osten lag, sodaß die Sonnenstrahlen ihn längst verlassen hatten, so athmete Monsieur Jean, der ermüdete Wanderer, erquickt tief auf, als er in der kühlen Halle eine Last, die er bisher unter dem Arme getragen — die gerettete Kassette — auf einen Tisch stellte und dann die heiße Stirn trocknete.

So, nun machen Sie sich's bequem, sagte der Freiherr, einen Lehnsessel rückend; ich will einem Bedienten klingeln, daß er Ihnen Erfrischungen bringt, und dann will ich Leute aussenden, die unsern Verlorenen, unsern Monsieur Charles, auftreiben und ihn heimholen.

Drittes Capitel.

Der Bericht.

Es war Abend geworden. Der Freiherr von Harbach und Monsieur Jean wandelten auf der Terrasse vor dem Hause auf und nieder; der Freiherr, nachdenklich das Haupt gesenkt und die Hände auf den Rücken gelegt, während Jean die Linke in die Weste geschoben hielt und mit der Rechten lebhaft gesticulirte. Er hatte eben begonnen, dem Freiherrn die Abenteuer des Ausflugs, von dem er heute mit Septimanie zurückgekehrt war, zu erzählen.

Aber ich begreife Monsieur Charles nicht, ich begreife ihn nicht — sich von so wichtigen Documenten zu trennen — hatte der Baron ihn unterbrochen.

Was wollen Sie? antwortete der Andere; versetzen Sie sich ganz in seine Lage! Septimanie war von ihrem Oheim und ihrer Tante la Serre in ein weitentlegenes Kloster gebracht. Sie schrieb ihm, er

solle ihr in diese Gegend, in die Nähe ihres Gefängnisses folgen, dann werde sie den verhaßten Zwang abwerfen und ihn wiederfinden, hier, in dem Hause ihres gütigen Oheims. Monsieur Charles machte sich also auf aus seinem bisherigen Versteck in der Normandie. Er ist von mir allein begleitet. Wir nähern uns unserm Ziele, diesem Dache, unter dem wir eine so überaus wohlwollende Aufnahme finden sollten. Aber, mein verehrter Freiherr, konnten wir vorhersehen, wie gütig diese Aufnahme sein würde? Was wußte Monsieur Charles davon? Ihm war allerdings aus Septimanie's Mittheilungen bekannt, daß ihr Vater eine Schwester gehabt habe, die die Gattin des Barons Hardach war. Aber war nicht der Tod dazwischen getreten und hatte dieses Band gelockert ... war es sicher, daß Sie Septimanie's Entschlüsse und Pläne billigen, daß Sie ihre edlen und hochherzigen Ueberzeugungen theilen würden? Mußte er nicht im Gegentheile fürchten, daß Baron Hardach gerade so über ihn, über Septimanie, über das ganze Verhältniß denken würde, wie alle übrigen Verwandten des jungen Mädchens?

Aber Septimanie hatte die bestimmtesten Versicherungen von mir, fiel der Freiherr ein.

Das ist wahr, sonst hätte sie Monsieur Charles

schwerlich aufgefodert, hierher zu kommen; aber bedenken Sie auch, in welcher Schule Monsieur Charles war, und wie das Leben ihn gelehrt hat, vor allem zuerst zu mistrauen.

Freilich, das hat er durch seine Erfahrungen lernen müssen — und Niemand wird es ihm verdenken.

In diesem Mistrauen trennten wir uns von der kostbaren Habe: lassen Sie mich fortfahren, Ihnen zu erzählen, wie. Wir näherten uns also dieser Gegend. Ich galt als Offizier in Urlaub; er war als mein Bursche gekleidet; unser Gepäck hatten wir zum Theil in leichten Ränzeln, zum Theil einem Träger aufgeladen, mit dem wir von Strecke zu Strecke wechselten, um an diesen Leuten zugleich Führer quer durchs Land zu haben und abseits von den großen Heerstraßen, welche wir vermieden. Einer jener wunderbaren providentiellen Zufälle, an denen das Leben unsers jungen Freundes auch wieder ebenso reich ist wie an Leid und Misgeschick, ließ uns auf unserm Wege, dem Ziele unserer Reise nahe, mit dem Vorsteher eines Klosters zusammenstoßen, das von der kirchenschänderischen Hand der jetzigen Machthaber noch unaufgehoben war. Wir sahen ihn eine Strecke vor uns herschreiten, als wir einem einsamen Fußpfade durch ein Gehölz folgten. Nach einer geraumen Weile

blieb er stehen, und uns gewahrend, erwartete er uns; als wir neben ihm waren, mischte er sich in unser Gespräch und zwar mit dem reinsten, besten Französisch, das je gesprochen wurde. Anfangs war es wol nur die Lust gewesen, dieses gute Französisch an den Mann zu bringen, was ihn veranlaßt hatte, Bekanntschaft mit zweien in dieser Sprache sich unterhaltenden Wanderern anzuknüpfen; aber das Herz ging dem guten Mönch auf, als er nach und nach aus unsern Aeußerungen wahrnahm, daß er ein paar wirkliche „alte" Franzosen vor sich habe, ein paar Leute, deren Ansichten in den guten alten Tagen wurzelten, ehe diese Nation in jene Race von Menschen verwilderte, die sie jetzt geworden ist. Er nöthigte uns endlich in sein Kloster, als wir auf unserm Wege bis dicht in dessen Nähe gekommen, er erzählte uns von seinem frühern Leben, er hatte vor der Revolution in einem Pariser Convent gestanden — er war der Beichtvater Clery's gewesen — er hatte drei mal den König gesprochen — er wußte Alles, war in Alles eingeweiht — wir sahen, es war ein Mann, dem wir uns anvertrauen konnten — und als wir es endlich thaten, da — o es war eine rührende, eine tief erschütternde Scene! Ich werde nie die Freudenthränen vergessen, welche ich auf den braunen

Wangen des alten Bettelmönchs perlen sah, noch die gefalteten Hände, die er aufhob, als er mit zitternder Lippe den Spruch Simeon's sprach.

Nun sagen Sie selbst, Baron, war es nicht natürlich, daß Monsieur Charles und ich nach kurzer Ueberlegung beschlossen, unsere wichtigste Habe dem guten Guardian zu lassen und sie seiner Obhut anzuvertrauen, bis wir erfahren, welche Aufnahme und welche Sicherheit uns hier in Ihrem Hause geworden? War und blieb es nicht immer gefährlich, uns rückhaltlos und mit Allem, was wir besaßen, in eine fremde Gewalt, unter ganz fremde Menschen zu begeben? Kannten wir Sie? Kannten wir Ihre Umgebungen? Ihre Freunde — Ihre Hausgenossen? Sind nicht leider nur zu viel feindliche Mächte da, welche, so sehr sie sich einander hassen mögen, doch darin einträchtiglich zusammenstimmen, daß sie uns mit ihren Spionen umgeben, verfolgen, zu vernichten suchen? Konnten diese sich nicht auch schon längst vor uns unter falschen Vorwänden unter das Dach des Barons von Hardach eingeschlichen haben, so gastlich auch dieser uns aufzunehmen gedachte? — Ist nicht Alles, was mit der Familie Septimanie's zusammenhängt, Gegenstand argwöhnischer Ueberwachung? Nein, es war nichts Anderes als weise

Vorsicht, daß wir uns jener Kassette entledigten und sie dem guten Guardian in seinem versteckten, von der Welt vergessenen Kloster zur Aufbewahrung übergaben und dann ruhig unsern Stab weiter setzten, um zu erfahren, welcher Sicherheit wir uns in dem Hause des edlen Freiherrn von Hardach hingeben durften!

Sie haben darin freilich Recht, versetzte der Hausherr, und doch können Sie nicht leugnen, daß Sie aus Scheu vor der Charybdis in die Scylla geriethen.

Mag sein — dazwischen bewegt sich nun einmal das ganze Menschenleben! — Lassen Sie mich fortfahren. Wie sehr die Herzlichkeit des Empfangs, der uns wurde, alle unsere Erwartungen übertraf — nun, das, mein theurer Baron, brauche ich nicht zu sagen, nicht zu wiederholen.

Sprechen wir nicht davon — fiel der Baron ein, — schon einer lästigen Pflicht Erfüllung verdient keinen Dank, und noch weniger eine, die man als ein Glück betrachtet, übernehmen zu dürfen. Glauben Sie mir, ich werde immer die Stunde segnen, in welcher ein so erlauchter und erhabener Gast, noch größer durch ein erhabenes Unglück, meine Schwelle überschritt.

Wie wir — erzählte Monsieur Jean weiter — von hier aus uns mit Septimanie in Verbindung setzten,

wie es ihr fortwährend gelang, uns durch Hülfe einer guten und theilnehmenden Laienschwester Briefe zukommen zu lassen, und wie ich endlich mich aufmachte, um sie bei ihrer Flucht aus den Ringmauern der frommen Schwestern von Blumenfeld zu unterstützen und abzuholen — das Alles wissen Sie. Den Anzug einer Bäuerin, den die gnädige Frau mir für Septimanie mitgegeben hatte, damit sie nicht in Nonnentracht oder im Costüme einer Dame von Stande über Land wandernd erblickt werde und den Begegnenden auffalle, ließ ich, nicht sehr weit von dem Kloster mehr, in einem einsam gelegenen Wirthshause zurück, dessen kleine runde Hausfrau mit ihren lustigen Augen, hinter welchen sich, wie ich glaube, kein Falsch bergen kann, mir alles Vertrauen einflößte. Ich lenkte nun zunächst meine Schritte dem verborgenen Convent unsers neugewonnenen Freundes, des redefertigen Guardians, zu, in dessen Obhut wir unsere Kassette gelassen hatten; ich sollte sie ja abholen und mit Septimanie zugleich zurückbringen. Gott! Welch sichtbares Walten einer höhern Hand war es, daß ich gerade an diesem Tage in die Zelle des treuen Mönchs geführt werden mußte! Ich fand die Thür des Klosters weit offen, den Bruder Pförtner nicht auf seinem Posten, in den Gängen verstörte Gesichter — die

fromme Genossenschaft war in äußerster Bestürzung: blaß, mit entstellten Zügen trat Pater Placentius, der Vorsteher, mir entgegen — das Kloster wurde aufgehoben, der Commissär war im Kloster — und, denken Sie mein Erschrecken bei der Nachricht . . .

Die Kassette —?

War bereits in den Händen der Räuber!

Der Freiherr hielt seine Schritte an und horchte stehen bleibend voll Spannung auf Jean's Erzählung vom weitern Verlaufe.

Sie war speciell gesucht, gefunden, mit Beschlag belegt und mit einer Gier fortgenommen, daß sich gar nicht verkennen ließ: es war den Behörden verrathen worden, daß sie hier im Kloster aufbewahrt wurde.

Was war zu thun. Ich mußte sie wieder in meine Gewalt bekommen, und sollte es mein Leben kosten! In Gemeinschaft mit dem Guardian entwarf ich meinen Plan. Ich theilte ihm mit, daß mir jetzt außer der Aufgabe, die Kassette den Beamten zu entreißen, noch eine andere zwar weniger dringende, doch ebenfalls nicht füglich zu umgehende obliege — eine Dame aus der Nachbarschaft abzuholen, um sie zu ihren Verwandten zu führen.

Wahrhaftig, warf der Freiherr dazwischen, es

war viel auf einmal auf Eines Mannes Schultern geladen!

Das war es, versetzte der Erzählende, aber die Lage, in welcher ich mich befand, hatte durch ihre complicirte Schwierigkeit auch Etwas, das alle geistigen und physischen Kräfte in mir aufregte, sodaß ich diese verdoppelt und verdreifacht fühlte. Ich weiß nicht, welcher Gefahr ich mich nicht gewachsen gefühlt hätte! So widerstand ich denn auch mit großer Entschiedenheit dem dringenden Anrathen des Mönchs, einem zuverlässigen Menschen, den er ausfindig machen zu können glaubte, Alles zu übertragen, was die Hülfeleistung, die meine Schutzbefohlene von mir erwarte, angehe. Freilich, ich durfte ihm ja auch nicht gestehen, um was es sich dabei eigentlich handle — ich hätte dann seiner klösterlichen Gewissenhaftigkeit keine Beihülfe mehr bei der Entführung Septimanie's zumuthen dürfen. Deshalb ließ ich ihn hierüber denn völlig im Dunkeln; und glücklicherweise war Pater Placentius in der That viel zu sehr mit dem Schicksale seines armen Convents, seiner in die Welt hinausgestoßenen Genossenschaft und seiner eigenen Zukunft beschäftigt, als daß er sich mehr, als mir lieb gewesen wäre, nach den eigentlichen Verhältnissen Septimanie's zu erkundigen Lust gehabt hätte. Wir

kamen überein, daß ich diese jetzt sogleich abholen, daß ich sie dann in eine nicht zwei Büchsenschüsse weit vom Kloster ab im Walde gelegene Mühle bringen solle — die Müllerin war die Schwester eines der Klosterbrüder und sollte sogleich benachrichtigt werden, damit Septimanie eine bereite Stätte bei ihr finde; dann, wenn ich diese dort in Sicherheit wüßte, sollte ich zurückkehren und im Kloster versteckt das Schicksal unsers Schatzes überwachen — bis irgend eine Gelegenheit sich zeige, thätlich einzugreifen, die Hand auf ihn zu legen und ihn zu retten: bot sich eine solche Gelegenheit gar nicht — nun, so mußte man sie eben schaffen — ich hätte nöthigenfalls die Beamten, welche im Kloster waren, wenn sie wirklich mit der Kassette abgezogen wären, auf dem Heimwege mit der Mündung meiner Pistolen zur Herausgabe gezwungen.

Ich halte Sie für verwegen und entschlossen genug dazu, sagte lächelnd der Freiherr — aber hoffentlich ist es nicht bis zu diesem Aeußersten gekommen!

Hören Sie weiter. Ich ging also zuerst, sobald es Nacht geworden, um auf dem bestimmten Platze zu sein, wo Septimanie mich erwartete. Wie unerschrocken, ruhig und gefaßt sich das heldenmüthige Mädchen dem Beringe entzog, in welchem man sie

eingeschlossen hielt, will ich Ihnen nicht schildern; ich will ihr nicht die Genugthuung vorwegnehmen, Ihnen das Alles selbst zu erzählen, ihre Vorbereitungen, ihre Entschlossenheit bei den Gefahren, denen sie trotzen mußte, und die, wenn auch nicht übergroß, doch ein schwaches Mädchenherz hätten schrecken können. Genug, daß Alles gelang, daß ich sie eine Stunde später in der Mühle aufs beste aufgenommen sah, und daß ich in der Morgendämmerung zu meinem Kloster zurückkehrte, um dort von jetzt an unser geraubtes Gut nicht mehr aus dem Auge zu lassen.

Der Guardian erwartete mich an einem ins Freie hinausführenden Sacristeipförtchen und brachte mich, ohne daß irgend Jemand meine Anwesenheit ahnen konnte, ins Innere seines Klosters. Dem Fremdenzimmer des Convents, welches dem Aufhebungscommissär eingeräumt war und worin sich also unsere Kassette in seinem Gewahrsam befand, lag eine jetzt unbewohnte und unbenutzte Zelle gegenüber, Thür gegen Thür, nur durch den schmalen Corridor getrennt. Diesen Raum wies mir der gute Placentius zum Aufenthalt an; denn da die Thür wie die mehrer Zellen im Kloster ein kleines Gitterwerk in der Mitte der obern Füllung hatte, so konnte ich von hier aus jeden Schritt überwachen, welchen die mir

gegenüber Einquartierten thaten. Hier also blieb ich auf der Lauer — einen ganzen langen Tag hindurch. Das Protokolliren und Inventarisiren, womit sich die Aufhebungsbeamten die Zeit vertrieben, schien kein Ende nehmen zu wollen. Sooft ich Schritte oder das Geräusch auf- und zugehender Thüren vernahm, drückte ich das Auge spähend an das kleine Gitter. Unter welcher Spannung ich den Morgen zubrachte, brauche ich Ihnen nicht zu schildern. Um Mittag brachte mir der Guardian selbst verstohlen eine Erfrischung: die fremden Herren waren im Refectorium von der Tafel in Anspruch genommen; zugleich theilte er mir mit, daß sie erst am andern Tage abreisen würden. Also Geduld — ich mußte mich darein ergeben, in meinem verschlossenen Versteck auszuharren, so fatal es mir war, daß am Abende Septimanie umsonst auf mein Erscheinen werde warten müssen, um sie aus ihrer Mühle abzuholen, und daß der Wagen, welchen Sie, lieber Baron, uns entgegenzusenden versprochen hatten, nun hierher leer zurückkehren und dies Anlaß der Unruhe und Sorge werden würde.

Monsieur Charles und meine Frau, fiel Hardach ein, waren allerdings sehr in Angst gesetzt, als am gestrigen Abende der Wagen ohne Sie zurückkehrte;

aber es gelang mir, sie zu beruhigen, indem ich sie auf unsers Freundes Jean Thatkraft und Entschlossenheit verwies.

Bald jedoch, fuhr der Letztere fort, traten Umstände ein, die meine Aufmerksamkeit in einem Grade in Anspruch nahmen, daß ich darüber alles Andere vergaß. Die Glocke der Klosterkirche hatte zum ersten Nachmittagsgottesdienste geläutet; die Zellenbewohner waren einer nach dem andern in ihren Sandalen an meinem Versteck vorübergeschlürft, den langen Gang und die Treppe hinunter, welche auf den Chor der Kirche führte; es wurde todtenstill im ganzen Gebäude, durch das man nur noch die eintönigen Gesänge der Mönche dumpf und gebrochen herüberschallen hörte. Da öffnete sich leise die Thüre, welche meiner Zelle gegenüber lag; ein großer, breitschultriger Mensch, der Secretär oder Gehülfe des Beamten, welcher der eigentliche Aufhebungscommissär war, streckte einen Kopf mit struppigem, schwarzem Haar heraus, blickte spähend nach rechts und links und trat dann ganz über die Schwelle. Hinter ihm, ihn am Aermel zurückhaltend, wurde der Commissär selbst sichtbar.

Nein, bleiben Sie, es ist doch zu gefährlich, hörte ich diesen sagen.

Ich steh' Ihnen gut für den Ausgang, antwortete

der Andere — es soll mich Keiner für etwas Anderes als für einen armen Bettelmönch halten.

Der Beamte lachte.

Ich möchte Sie sehen in der Verkleidung als Betbruder! versetzte er. Aber Spaß bei Seite, fuhr er fort, ich lass' es nicht zu, Dommermuth — gesetzt auch, Sie finden einen Bauer, der sich bereit erklärt, um des heiligen Franciscus willen heute Abend die Kassette bei Seite zu bringen, wer steht Ihnen dafür, daß er nicht ein Schelm ist, und statt sich gutmüthig von meinem Sohne und seinen Gendarmen erwischen zu lassen, querfeldein einen ganz andern Weg nimmt als den, welchen Sie ihm angeben?

Ueberlassen Sie es mir, meinen Mann auszusuchen . . . ich sage Ihnen, es geht nicht anders — wenn wir den Mönchen nicht eine Spitzbüberei in die Schuhe schieben, sind wir ohne alle Mittel, ihnen die Daumschrauben aufzusetzen und sie zum Sprechen zu zwingen!

Damit riß sich der Mensch von seinem warnenden Vorgesetzten los, der achselzuckend zurücktrat, noch einige Worte flüsternd, die ich nicht mehr verstand. Der Erstere aber ging vorsichtig den Gang hinauf; eine Weile nachher kam er zurück und schritt wieder an meiner Zelle vorüber, ein Bündel unter dem Arme

tragend; er ging den Corridor hinunter, der Treppe und dem Ausgang aus dem Kloster zu.

Ich war wieder allein und hatte volle Muße, über das Gehörte nachzudenken. Es war genug, um daraus zu combiniren, was man vorhatte. Eine abscheuliche Büberei war hier im Werke — hätte ich nicht mit eigenen Ohren gehört, was man beabsichtigte, es wäre unglaublich gewesen.

Aber es war so, und es gehörte, Gott sei Dank, auch keine große Combinationsgabe dazu, um zu überschauen, welcher Vortheil sich mir dadurch bot! Je mehr ich darüber nachdachte, desto freudiger schlug mein Herz. Die Kassette sollte einem Menschen anvertraut werden, der sie im guten Glauben, er rette ein Eigenthum der armen geplünderten Mönche, an einen Ort bringen werde, wo in Bereitschaft gehaltene Häscher sie ihm entreißen sollten. Dann konnte man gegen die Mönche, welche einen ihnen nicht mehr gehörenden Gegenstand der Beschlagnahme entziehen wollen, wie gegen Diebe und Schelme verfahren.

Abscheulich! sagte der Freiherr von Hardach — aber weshalb mochte man mit solchen Mitteln sich einen Vorwand, sie zu mishandeln, erkaufen wollen! Kannte man den Inhalt der Kassette? Sollte man unserm „Monsieur Charles" auf der Spur sein?

O ich zweifle kaum mehr — aber er ist so gewöhnt daran, die Spürhunde der Gewalthaber seinen Schritten folgen zu sehen, daß es ihn nicht überraschen wird. Wie gesagt, das war der Plan — und für mich war jetzt meine Aufgabe unendlich erleichtert; ich brauchte nur die Kassette im Auge zu behalten und, wenn sie wirklich irgend einem einfältigen Bauern als Träger übergeben worden, diesen früher zu überfallen und ihm seine Last zu entreißen, als dies von den aufgestellten Häschern geschah.

Nach etwa zwei Stunden sah ich den Secretär zurückkehren; gleich darauf hörte ich aus dem Zimmer der beiden würdigen Beamten ein lautes Gelächter; ich durfte daraus schließen, daß ihr Anschlag ihnen auf dem besten Wege zum Gelingen schien. In der Dämmerung, als die beiden Herren aus der Stadt mit der Abendmahlzeit beschäftigt waren, kam der Guardian zu mir; ich machte ihn mit Allem, was ich erfahren, bekannt und hatte Mühe, seine Entrüstung zu beschwichtigen. Er bot mir an, heimlich zu einem Paar vertrauter und rüstiger Leute aus der Nachbarschaft zu senden, die mich unterstützen würden; aber ich lehnte es ab, um nicht zu viel Mitwisser zu erhalten, und vertraute auf meinen Arm und meine Pistolen, die ich sorgfältig lud. Es wurde Nacht, es

schlug zehn, schlug elf — das Kloster versank in die tiefste nächtige Stille. Endlich hörte ich sachte Jemand gehen — auf leise knirschenden Sandalen schlich eine hohe Mönchsgestalt durch den Gang daher — ich erkannte sie ohne Mühe in dem Mondscheindämmer, der den Corridor erfüllte — sie öffnete die Thür mir gegenüber und verschwand im Innern der Zelle — leises Stimmentauschen wurde laut — gleich darauf erschien der Verkappte wieder, eine Last unter dem Arme tragend. Athemlos horchte ich auf seinen in der Tiefe des Corridors immer mehr verhallenden Schritt; dann verließ ich meine Zelle und folgte ihm unhörbar auf den Fußspitzen den Gang, die Treppe hinab, sacht am Geländer niedergleitend — unten erwartete mich der Guardian, aus einem dunklen Winkel vortretend. Der falsche Mönch war in die Kirche geschlüpft; wir verließen das Kloster und stellten uns draußen hinter einem Pfeiler der Kirche auf die Lauer. Nicht lange nachher traten zwei Gestalten aus demselben Hinterpförtchen an der Sacristei, das ja auch ich kannte; es waren der Verkappte und ein Mensch in einer Blouse, der die Kassette auf den Rücken nahm und nach einigem Hin- und Herverhandeln sich damit auf den Weg machte. Daß ich folgte und den Träger von nun an nicht mehr aus

dem Gesichte ließ, können Sie denken. Nach einiger Zeit sah ich ihn im Gebüsche verschwinden und mit einer Büchse daraus wiederkehren. Eine solche Waffe erschwerte in unerwarteter Weise meine Aufgabe; ich ging eine Strecke weiter, als ich anfangs beabsichtigte, um meinen Angriffsplan zu überlegen. Das Einfachste wäre gewesen, ihn hinterrücks niederzuschießen. Aber ich wollte nur im äußersten Nothfall Blut vergießen — der arme Teufel, der so jugendkräftig vor mir herschritt, ohne zu ahnen, welch entschlossener Feind, gleich dem unerbittlichen Schicksal, unhörbar seinen Schritten folge, dauerte mich. Doch ich durfte nicht länger zaudern, zur That zu schreiten; ich wollte eben meine Schritte verdoppeln, um meinen Vorgänger einzuholen und eine unvermeidliche Verhandlung mit ihm zu beginnen, als ich einen quer den Wald und meinen Pfad durchschneidenden Baumgang erreichte; rechts hineinblickend, sah ich eine weibliche Gestalt auf einer Stelle sich daherbewegen, welche hell vom Schein des Mondes übergossen war. Ich hielt an, fixirte sie und erkannte Septimanie. Als ich mich rasch ihr entgegen bewegte, blieb sie wie unschlüssig einen Augenblick stehen — dann flog sie mir entgegen.

Mein Gott, Septimanie — Sie hier?

Nun ja, versetzte sie — seit es Abend ist und ich

nicht mehr befürchten muß, von Begegnenden wie eine Vogelscheuche oder eine englische Reiterin oder gar ein Gespenst angestaunt zu werden, gehe ich in diesem Baumgange auf und ab, um Sie zu erwarten. Dort im Hintergrunde ist die Mühle, und hierher mußten Sie ja kommen. Mein Gott, wie haben Sie mich warten lassen!

Sie müssen noch mehr warten, Septimanie, antwortete ich rasch und setzte ihr meine Lage mit einigen abgebrochenen Worten auseinander.

Sehen Sie, dort, sagte ich, auf den im Dunkel des Waldes verschwindenden Bauern deutend, ist Alles, was Charles besitzt, sein Leben und sein Schicksal — ich muß es zurückholen!

O, ich begleite Sie, ich stehe Ihnen bei, sagte sie in höchster Aufregung.

Ich beschwor sie, diesen Gedanken aufzugeben und sich nicht in die Nähe eines Kampfes zu drängen, der vielleicht blutig werden konnte — aber das muthige Mädchen wollte nichts hören — ich mußte ihr nachgeben, wohl oder übel, denn über unserer Begegnung waren mehre Minuten vergangen, und mit jedem Augenblick entfernte sich der Mensch, den ich verfolgte, weiter von uns. Ich reichte also Septimanie den Arm, und wir eilten vorwärts, dem Träger

nach, der in den Windungen des Waldpfades verschwunden war. Schon wollte ich rufen, um ihn zum Stehen zu bringen — da erblickten wir vor uns eine offene lichte Stelle und unsern Verfolgten, der vor einer niedern Bank offenbar Anstalten machte, sich auszuruhen. Er setzte die Kassette auf die Bank nieder, streckte sich aus und legte den Kopf darauf.

Still! sagte ich zu meiner Begleiterin, warten wir einen Augenblick: die Lider werden ihm zufallen und er wird einschlafen! —

Diese Vermuthung täuschte mich nicht: schon nach fünf Minuten konnte ich ungehindert dem in tiefen Schlummer versunkenen Menschen die Kassette unter dem Kopfe fortnehmen.

Welche wunderbare Fügung war das, sagte Harbach, den Erzähler unterbrechend — schon war unsers jungen Freundes Eigenthum geraubt und verloren, da muß jener Menschen eigene Verruchtheit Ihnen dasselbe wieder in die Hände spielen!

In der That, es ist wie eine helfende Hand, die uns von Oben zum Beistand gereicht wurde! Aber was nicht minder zu bewundern, was mich bei allem Erlebten mit wahrem Respect erfüllt hat, das ist Septimanie's ruhige Entschlossenheit; ich habe dieses kaltblütigen, besonnenen Muthes kaum ein weibliches Wesen fähig gehalten!

O, antwortete der Freiherr lächelnd, der Mensch vermag viel, wenn ein großer Gedanke und das Bewußtsein einer erhabenen Aufgabe ihn trägt; wer weiß, ob die Verschiedenheiten der Charaktere in größerm Maße der verschiedenen Natur oder den verschiedenen Schicksalen zuzuschreiben sind!

Freilich — und was Fräulein Septimanie angeht, so hat der Gedanke einer großen Aufgabe wol nie mit hellerer Klarheit in einer weiblichen Brust gewohnt.

Ja, ja, sie ist eine kleine Jeanne d'Arc! versetzte Baron Hardach halb bewundernd, halb auch wieder scherzend. Aber nun, fuhr er fort, welche Entschlüsse sind in ihr in der klösterlichen Einsamkeit gereift?

Darüber hat sie mir keine bestimmten Andeutungen gegeben, sie wird sich eben scheuen, ihren Gedanken Worte zu geben, bevor dieselben mit unserm jungen Gebieter durchgesprochen und überlegt sind und die Bestätigung seines Einverständnisses erhalten haben.

Für den Augenblick drängt ja auch nichts, sagte Baron Hardach und fuhr dann fort:

Mir würde deshalb nur schmerzlich sein, wenn der entschlossene Muth meine Nichte und Monsieur Charles zu einem zu raschen und eifrigen Handeln spornte, das ich für verhängnißvoll halte. Was ist

in der jetzigen unbestimmten, überall in unklaren Uebergängen befindlichen Weltlage für ihn zu thun, welcher Anknüpfungspunkt zum Handeln ist ihm gegeben? — Nein, wenn mein Rath von Monsieur Charles in Anspruch genommen werden sollte, so würde ich mit allem Eifer meiner innigen Theilnahme für ihn darauf dringen, daß er ruhig warte, bis sich bestimmt gefärbte und ausgesprochene Zustände um die Persönlichkeiten gestalten, welche heute die Welt beherrschen — dann erst ist es ihm auch möglich, sich für eine bestimmte Parteifahne zu erklären und als Soldat unter ihr zu dienen, bis er sie selbst als Führer in die Hand nehmen kann und endlich als Sieger als die heilige Oriflamme des alten Frankreich wehen lassen darf!

Jean zuckte die Achseln.

Es wird schwer sein, zwei junge und eifrige Feuerseelen vom Drang zum Handeln zurückzuhalten.

Darein muß man sich freilich ergeben, wenn dies Handeln nur nicht von falschen Voraussetzungen ausgeht. Zwei Wege liegen vor unserm jungen Freunde offen — er kann sie beide einschlagen, aber meine Ueberzeugung sagt mir, daß nur der eine zum Ziele führe.

Und diese Wege sind? fragte Jean.

Auf den einen wird, fürcht' ich, unsere junge

Jeanne d'Arc Monsieur Charles drängen. Er ist der glänzendere, der poetischere, der genialere — der raschere, wird sie glauben; der gefährlichere, glaube ich. Er heißt: Anhänger und Gläubige im Geheimen und von steter Verborgenheit aus werben, die Geworbenen zu Opfermuth und Thatbereitschaft anfeuern: durch Vorläufer, welche im Stillen auf die öffentliche Meinung zu wirken suchen, ein ahnungsvolles Vorgefühl einer kommenden Epiphanie des höchsten politischen Heils erwecken: und wenn der rechte Augenblick, ein Augenblick nicht mehr erträglichen Drucks unter der Hand des eisernen Consuls, gekommen ist, dann plötzlich aus dem verhüllenden Dunkel hervortreten, mit gehobenem Schwerte, mit allen alten Schlachtrufen einer geheiligten Tradition, bis alle Gläubigen in den Waffen und zu der Stelle zusammengeströmt sind, wo der Retter Frankreichs sein Banner erhoben hat, wo die alte Monarchie ihre Lilien flattern läßt und ihr Mont-Joie Saint Denis ruft — und der unabsehbare Bürgerkrieg beginnen kann.

Jean schüttelte den Kopf.

Nein, nein, nicht das — sagte er. Das wäre die Politik eines jungen Mädchens — welches mit einfachen Factoren, Wahrheit, Recht, Patriotismus und Heldenmuth rechnet, lauter Dinge, die aus dem

erschöpften und abgebauten Schachte des Menschenlebens rein und gediegen gar nicht mehr zu Tage gefördert werden, sondern sich nur wie einzelne feine und dünne Adern durch schlechte Sand- und Schlackenmassen ziehen. Schon das würde einen solchen Plan unmöglich machen, daß die jetzigen Machthaber unser stilles Werben und Wesen unfehlbar entdecken und verfolgen würden. Und dann, eine bewaffnete Erhebung wider einen Menschen wie Bonaparte, wider den ersten Feldherrn des Jahrhunderts — wäre sie nicht ein zu gefährliches Spiel? Hieße das nicht, den Teufel mit Feuerbränden befehden wollen?

Und gesetzt auch, fuhr der Freiherr fort, es gelänge Alles aufs wunderbarste — zu Tausenden scharten sich die Anhänger der alten politischen Formen um das neu entfaltete Banner, eine gewonnene Schlacht brächte ganz Frankreich in Gährung — welche Gefahr drohte dann noch im eigenen Hause? Wäre der Bürgerkrieg zu Ende, dann begönne der Bruderkrieg. Diese emigrirten Bourbonischen Prinzen, wie schnell werden sie da sein, sich brüstend als die ächten legitimen Vertreter des neu auflebenden, dem Siege zuschreitenden Princips . . . wie schnell würde sich das alte sic vos non vobis einmal wieder an unserm armen Monsieur Charles bethätigt haben!

Ueber die Mislichkeit dieses Weges sind wir also einig, sagte Jean. Sie sprachen von einem zweiten, Baron!

Von einem zweiten, bessern, ja, wie ich fest überzeugt bin, einzig möglichen. Er führt per aspera ad astra — durch Arbeit und Entsagung zum Sieg. Unser junger Freund muß, statt in der Verborgenheit durch stilles Sinnen, Grübeln, Lernen seinem Schicksale entgegenreifen zu wollen, sich rüstig in das Leben stürzen und hier durch eigene Kraft sich auf eine Stelle schwingen, die ihm von vornherein eine Basis und Unterlage gibt, und wo er die Augen Vieler auf sich gerichtet weiß. Ich verlange nichts Uebermenschliches von ihm — er soll nicht eine militärische Laufbahn durchfliegen, wie Pichegru, Jourdan, Dumas — ich muthe ihm nicht zu, binnen Jahresfrist General en Chef zu sein. Nein, ich muthe ihm nur so viel Thätigkeit, Entschlossenheit, Intelligenz zu, um nach einigen Jahren unter Denen genannt zu werden, auf welche Frankreich als auf den hoffnungsvollen Nachwuchs Derer blickt, welche es bisjetzt zu all den Siegen im Kampfe mit dem halben Europa geführt haben. Er muß sich als Mann zeigen, ehe er sich als Befehlshaber und Herrscher zeigen will. Denken Sie nur an das Eine: den unbekannten jungen

Menschen wird überall höhnische Ungläubigkeit aufnehmen, das Wort eines erprobten geachteten Mannes wird von ganz anderm Gewichte sein.

Der Freiherr schwieg; auch Jean ging schweigend eine Weile neben ihm her.

Das Leben wird seine Urtheilskraft schärfen, hub Jener wieder an. Inmitten desselben wird er die Verhältnisse in ihrer wahren Gestalt würdigen lernen; er wird nicht dem traurigen Schicksal verfallen, sich in einem Dickicht von Illusionen zu verirren und hartnäckig hier, inmitten seiner erträumten Welt, die Stelle finden zu wollen, von wo aus sein Recht als Archimedes' Hebel die Erde aus den Fugen heben soll. Er wird Das gewinnen, wovon alles Gelingen für ihn abhängt, den Takt; der Takt wird ihm sagen, wann die Stunde für ihn schlägt. Auf diesen Takt lege ich desto mehr Gewicht für ihn, weil er Das ist, was seinem Hauptgegner mangelt. Bonaparte hat Alles — nur keinen Takt — er fehlt seiner ganzen Race, so viel davon bisjetzt sich gezeigt und bemerkbar gemacht hat . . . bei allem Genie, das in diesem Menschen wohnt, verleitet eine gewisse stierköpfige Rücksichtslosigkeit ihn zu Misgriffen, die ihm erst dann einen unendlichen Schaden bringen werden, wenn seine Sonne nicht mehr

wie jetzt in vollem Steigen, sondern im Niedersinken begriffen ist.

Es mag das Alles sein, versetzte Jean nachdenklich — aber ist unser junger Freund der Charakter, welcher der Mann seiner Thaten, der Schmied seines Glücks zu werden vermag? Was gehört dazu? Der innere Halt eines großen Vertrauens auf eigene Kraft; ein in gewisser Weise beschränkter Blick, der nur das Ziel im Auge hält; ein kaltblütiges Hinnehmen der Verhältnisse und ein nachhaltiges, zähes Ringen mit ihnen, das Schritt für Schritt den bösen und feindlichen Elementen abkämpft. Die sind ja einmal unaufhörlich thätig, für Hemmnisse auf dem Lebenswege eines Sterblichen zu sorgen und seine Erfolge mit Bitterkeiten zu versetzen, sobald er nicht mehr leichtsinnig und unbekümmert in den Tag hineinlebt, sondern ein Ziel ins Auge faßt und mit männlichem Bewußtsein sich eine achtungswerthe Aufgabe stellt.

Und deshalb halten Sie Monsieur Charles nicht für fähig, einen Weg einzuschlagen, wie ich ihn angezeigt habe? Sie trauen ihm nicht Charakter genug zu, mit hartnäckigem Willen eine Höhe zu erklimmen, von welcher empor er dann den Aufschwung zur höchsten Höhe wagen könnte?

Nehmen Sie ihn, wie er ist. Er hat alle hochherzigen Eigenschaften seines Blutes, aber Sie können dem Adler nicht zumuthen, als Sperber mit verkappten Augen Dienste zu thun. Wie sollte er mit der eigenthümlichen verschlossenen Schüchternheit, welche seine Schicksale ihm anerzogen haben, Das bewerkstelligen, was man sich durch die Welt schlagen nennt? Wie wird er bei dem innern Bewußtsein, das von einer schwärmerischen Phantasie genährt wird, über sich vermögen, für eine Weile mit ganzer Seele sich einer bestimmten untergeordneten praktischen Thätigkeit hinzugeben? Verhehlen wir es uns nicht, sein Herz ist groß, seine Intelligenz umspannt weite Kreise des Erkennens oder wenigstens des Erkennenwollens, der geistigen Theilnahme; aber sie vermag nicht, am Einzelnen zu kleben, sich darin zu vertiefen, sie zu erschöpfen und zu ergründen!

Mit einem Worte — sagte Hardach mit einem Seufzer, er ist ein Prinz!

Er ist wesentlich der Enkel, der Erbe, der Vertreter des Geburtsrechts — nicht der Stifter, der Erwerber, der Ahnherr!

Und dann noch etwas, hub Jean nach einer Pause wieder an — etwas, was ich dem Freiherrn von Hardach nicht zu schildern brauche, der mit hellerem

und intelligenterem Auge, als das meinige ist, so lange die Dinge hier auf Erden beobachtete, und der deshalb auch sicherlich die ganze Trüglichkeit durchschaut, welche alle solche menschlichen Berechnungen haben. Lassen Sie Monsieur Charles Ihrem Rathe folgen, lassen Sie ihn unter fremdem Namen in die Armee treten — sich die Epaulettes, Ehrenkreuze, Grade in rascher Stufenfolge verdienen — eine Schlacht, ein Bayonnetstich, eine Kugel, die von einer dämonischen Macht gelenkt wird und — sein Herzblut fließt durch eine tödtliche Wunde, sein Leben ist dahin, und mit ihm geht ein Princip unter, von dem die Zukunft der Welt abhängt.

Dann ist es Gottes Wille! Gefahren muß er trotzen, freilich, antwortete der Baron — seine ganze Existenz ist ja nichts Anderes als eine Gefahr!

Ueberhaupt, fuhr Jean, ohne sich durch diesen Einwurf irre machen zu lassen, fort, wovon hängt das Gelingen ab — was ist jene so verschieden abgestufte, so verschieden an die Einzelnen vertheilte Gabe, sich Erfolge zu verschaffen und die Ziele unserer Wünsche zu erringen, die Gabe, welche man: Glück haben, nennt? Hängt das Glück vom reinen Zufall oder von kluger Berechnung ab? Weder vom einen noch vom andern, glaub' ich. Ein verständiger Mensch, welcher sich zu einer halbwegs freien und

allgemeinern Ueberschau über seinen Lebensgang erheben kann, wird mit Verachtung die Zumuthung abweisen, daß er sein Lebenlang dem Zufall unterthänig, daß er ein blinder Spielball eines blinden Etwas, das eigentlich ein Nichts ist, gewesen. Gibt man das Leben dem Zufall preis, so ist es ja auch völlig in Erde und Schlamm begraben, materialisirt, geistig getödtet, und auf dieser von Gott verlassenen, ohne Zweck durchs Weltall flanirenden Erde folgen sich die Generationen der Menschen nur, um als Todte ihre Todten unterzuschaufeln. Aber wenn ich auch so fest überzeugt bin, daß kein Zufall über uns waltet, so glaube ich doch auch ebenso wenig, daß uns die kluge Vorherberechnung, die mit aller Schärfe des Verstandes vorher combinirte Absicht eine Macht über die Lenkung unsers Lebens geben könnte. Hunderte von ganz unvorhergesehenen Ereignissen und Wendungen werfen uns immer wieder unfehlbar aus dem Fahrwasser heraus, in welchem wir unser Lebensschiff führen zu können glaubten, wenn wir nur die Hand mit eiserner Gewalt ums Ruder geklammert halten würden. Diese Erfahrung ist so alt wie die Welt; die Sagen der Alten sind schon voll davon — ihre Helden und Könige, ihre Lajos von Theben kommen sogar immer gerade durch Diejenigen um, welche sie

einst aus dem Wege geschafft hatten, um klüglich dem drohenden Unheil vorzubauen. Sie können sich also nicht allein durch Vorherberechnung ihr Schicksal nicht machen, sie verderben es sich sogar selber dadurch!

Sie regen da Fragen von der allertiefsten Bedeutung an, mein Freund, versetzte nach einer kleinen Pause der Freiherr. Wer hätte nicht darüber nachgedacht, darüber gegrübelt? Und wer wäre doch zu einem Abschlusse mit seinen Ansichten darüber gekommen? Wer kann sagen: ich glaube? Ueber das: es scheint mir, ich möchte behaupten, kommt schwerlich ein schärfer und tiefer Blickender, der so viele tausend sich widersprechender Phänomene im Auge hält, hinaus. Ueberzeugt und in ihrem Herrn vergnügt sind dabei nur die philosophischen Tröpfe, welche sich Himmel und Erde a priori construiren und jede Erfahrung, die ihnen unbehaglich ist oder sie widerlegt, mit dem Einwurf schlechter und unzuverlässiger Beobachtung erledigen! — Ich will Ihnen, mögen Sie mich auch für abergläubisch oder paradox halten, nicht vorenthalten, was mir Glück und Gelingen auf Erden zu bedingen scheint. Der fromme kirchliche Glaube begleitet den Menschen mit einem Schutzengel durchs Leben. Ich glaube an diesen gütigen, hülfereichen, uns begleitenden Geist; aber ich glaube zu wissen,

daß er sich die Gesellschaft mehrer böser Dämonen gefallen lassen muß, welche sich in die Macht über unser Leben mit ihm theilen. Jedes Glück, welches uns jener erringt, lassen diese uns durch Widrigkeiten büßen, welche sie zur Herstellung des einmal uns Menschen zugewiesenen Gleichgewichts zwischen Glück und Unglück uns zuwenden; und besonders dann scheint ihre ganze Macht zu schaden gegen uns entfesselt zu sein, wenn wir eine Stufe höher im Leben erklimmen, wenn uns ein bedeutender Erfolg, ein wichtiger Fortschritt gelingt. Ich habe solche Momente in meinem Leben immer mit unendlich viel Unangenehmem umsponnen gefunden; und so scheint es, als wären jene Dämonen besonders deshalb von der obersten Lenkung der Dinge und Schicksale an unsere Fersen gekettet, um vor Allem uns vor Ueberhebung und Uebermuth zu bewahren!

Ich hatte, sagte schmerzlich lächelnd Jean, zu wenig Glück, um darüber reden zu können.

Wie oft, fuhr der Freiherr fort, sehen wir nicht auch das Leben der Menschen durch das plötzliche Eintreten dieses dämonischen Ausgleichungsprincips einen tragischen, echt dramatischen Abschluß erhalten. Sie haben sich ihr Lebenlang bemüht, ein gewisses Ziel zu erreichen, Dieser eine bestimmte Stellung im

Leben, Jener ein Eigenthum, der Dritte die freie Unabhängigkeit nach langen Jahren drückenden, arbeitsvollen Berufs. Sie mühen und peinigen sich mit zäher Ausdauer, mit einer, ein halbes Menschenalter überdauernden Geduld — endlich, endlich sind sie an dem Punkte angekommen, auf welchem so lange sehnsüchtig ihr Auge ruhte — da tritt der feindliche Dämon an sie heran und schneidet ihren Lebensfaden durch. — Sie sterben, die Hand aufs Ziel gelegt!

Sie reden da, fiel Jean ein, als wenn das Gute, was Ihr Schutzgeist Ihnen bringt, Sie in die Hand vergeltender Dämonen gäbe, also als wenn das Gute etwas wäre, was abgebüßt werden müßte!

Wissen Sie, ob nicht das Gute oft eine Sünde ist? Oder vielmehr das Glück ... kennen wir die Absichten der Weltregierung: können wir sagen, daß das Gute, das Glück, das Licht, die Klarheit auf Erden herrschen zu sehen, in ihren Zwecken liegt? Mir scheint das nicht, denn die Feuergeister, welche das Glück, das Licht und das Gute haben auf Erden verbreiten wollen, sehe ich immer mit einer wunderbaren Folgerichtigkeit und Beständigkeit und ebenso wunderbarer Schnelligkeit dafür bestraft! Vielleicht soll Unglück und geistige Nacht auf Erden sein, und wehe Dem, den es gelüstet, als Arzt der Schmerzen

oder als Fackelträger der Ideen in dies unglückliche Dunkel zu treten!

Solche Ueberzeugungen würden mich, wenn ich sie theilte, in die düsterste Verzweiflung stürzen!

Aber sie erklären Alles. Sie sind zudem die verhüllte Grundanschauung einer Religion, welche die Trauernden, die Leidenden, die Einfältigen selig spricht und dem rastlosen, kräftigen Ringen nach Licht und Glück das Bild der Lilie entgegenstellt, die nicht arbeitet und nicht säet!

Jean antwortete nur mit einem Seufzer und verschlang, vor sich hinblickend, die gekreuzten Arme auf der Brust.

Dem sei, wie ihm wolle. Kommen wir zu meinem System von den Geistern des Lebens zurück, fuhr der Freiherr fort. Ihr Walten vorausgesetzt, fragt es sich, liegt es in unserer Macht, die Gewalt, welche den Dämonen über uns eingeräumt ist, zu hemmen und den Einfluß des guten Genius unsers Daseins zu verstärken? Ich möchte es behaupten. Unser Glaube an sie scheint mir Das zu sein, was ihre Macht zu großem Theile bedingt. Festes, unerschütterliches Vertrauen auf die Macht des guten Genius verhilft diesem immer wieder zum Siege über seine Widersacher. Diese aber triumphiren, wo der

Glaube an ihre Macht in einem Menschen vorherrscht. Damit ist das Räthsel erklärt, weshalb von unserer Weltanschauung unser Schicksal abhängig ist; weshalb der heiter Vertrauende der glücklichere, und dagegen der ernste, besorgte, sich eifrig plagende und abarbeitende Mensch der ist, dem die widrigen Schicksale kommen.

Viertes Capitel.

Monsieur Charles.

Während dieses Gesprächs, das, wie gewöhnlich Erörterungen über solche Gegenstände, die sich verschieden in jedem verschiedenen Gemüthe reflectiren, ohne Abschluß und Ergebniß blieb — während dieses Gesprächs, sagen wir, hatte der Freiherr von Zeit zu Zeit einen freundlichen Blick nach oben geworfen, wenn er beim Hin- und Herwandeln in die Nähe des Balkons gekommen, der über ihm im ersten Stock die Mitte der Hausfronte einnahm. Zwei lächelnde blaue Augen hatten von oben her dann ihm zugewinkt. Frau von Hardach war es, die mit einer Arbeit beschäftigt dort oben sich niedergelassen hatte, und neben der Flügelthür, die ins Innere führte, so saß, daß sie das Gemach neben ihr, wie Terrasse, Garten und See überschaute. Dies Gemach war ein schöner, weiter und hoher Saal, einfach im Geschmack vor der Revolution eingerichtet, mit Lambris, grünseidnen

Tapeten auf abgetheilten uud von steifen Guirlanden umrahmten Wandflächen, und geschmückt mit einer auffallenden Vorliebe für zirkelrunde, von steifflatternden Bändern gehaltene Kränze — ganz ein Ranm jenes altväterlichen, gemüthlichen und anheimelnden Stils, wie weiland Chodowiecki die Empfangs- und Wohnzimmer unserer Großväter zeichnete. An den Wänden hingen einige Porträts, zuerst ein Brustbild Kaiser Joseph's des Zweiten, dann, als zwei Gegenstücke, die Abbildungen der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls, des Kaisers Franz. Es hatte Tage gegeben, wo diese Häupter von ihrer Höhe herabgelassen und in den verstecktesten Winkel des Hauses verbannt gewesen waren; aber der Frieden von Campo Formio hatte sie aus ihrer Verbannung befreit, und sie prangten wieder huldvollen Antlitzes an ihren alten Stellen. An einer andern Wand zeigten zwei dunkler gebliebene Flecke auf der von Zeit und Sonne ausgebleichten Tapete, daß hier einst noch zwei andere Mächte erhöht gewesen und dann geächtet worden, und daß diese immer noch geächtet seien und verdammt, sich in einem dunkeln Winkel des Speichers zu verstecken. Wer mochten sie sein, die sich nicht einmal im Bilde hier auf dem deutschen Stück französischer Republik sehen lassen

durften? Vielleicht Söhne der Jahrhunderte, von dem eifersüchtigen und despotischen Geschöpf des Tages, des Augenblicks in den Bann gethan! Oder vielleicht der unglückliche „Sohn des heiligen Ludwig" und jene beklagenswerthe Frau, für die ihres Hauses alte Devise: tu felix Austria nube zu so schneidendem Hohn geworden? — Wer auch immer sie waren, sie durften geduldig der Auferstehung aus der dunkeln Rumpelkammer, welche sie barg, entgegenharren. Was einmal geliebt wurde, das tödtet kein Haß — der Haß ist kurz — die Liebe lang!

Wer übrigens durch die hohe Flügelthür von dem Treppenhause aus in dieses Gemach trat, der blickte sich wol schwerlich viel und lange nach den Wänden und Möbeln desselben um, sondern richtete weit lieber den Blick gerade aus durch die offenstehende Glasthür, welche auf den Balcon führte und gerade jetzt ein wunderbar schönes Landschaftsbild zeigte, den blauen See im Abendgolde leuchtend, rechts und links die leise aufsteigenden buschigen Ufer, in weiterm Umkreise rings bekränzt von höhern Stämmen und dichten Eichen- und Buchenwipfeln. Ganz im Vordergrunde rechts bildeten die Thürme der byzantinischen Kirche, links eine Gruppe uralter Wallnußbäume, die sich jenseits der Gartenmauer, am Anfang der Allee, durch welche

Jean und Septimanie gekommen, erhoben, den Rahmen für dieses Bild. Einen unvergleichlichen Zauber erhielt die Landschaft durch die reiche, in verschiedensten Nuancirungen glänzende Färbung des Wasserspiegels und die unbeschreiblich schönen duftigen Töne des östlichen Himmels, an dem der volle satte Farbenglanz des Sonnenuntergangs sich widerspiegelte. — Unmittelbar unter sich, wenn man auf den Balcon trat, sah man die Terrasse und den Garten mit seinen Obstbaumwipfeln, blühenden Gebüschen und der ganzen üppigen Vegetation, welche alle Zweige mit solchem Reichthum von Grün und Laub überkleidet hatte, daß man sich versucht fühlen konnte, hinabzufliegen in solch ein weiches, leicht wogendes Polster, wie die Wipfel es darboten, und sich zu schaukeln und zu wiegen auf dem elastischen Bett.

Frau von Hardach hatte sich einen kleinen Arbeitstisch und einen Sessel auf diesen Balcon hinaustragen lassen und saß wie gesagt dort mit einer Häkelarbeit beschäftigt, zuweilen hinabblickend auf die beiden Männer, welche unter ihr in eifriger Debatte auf der Terrasse auf und ab schritten; öfter jedoch blickte sie auf und in den Saal hinein, wo zwei andere Personen ihre Theilnahme in ebenso hohem Grade in Anspruch zu nehmen schienen. Die eine davon war ein junges

Mädchen, in einem faltigen Kleide von leichter grauer Seide, mit kurzer Taille und einem breiten Gürtel von grünem Atlas, dessen Enden bis auf die Spitzen ihres feinen schmalen Schuhs niederfallen; Locken von dunklem Blond, die sich an den Schläfen niederkräuseln, umrahmen das Gesicht — ein schönes, edles Gesicht, mit dem lebendigen Ausdruck von Geist und tiefer Erregbarkeit, der besonders in den großen dunkelblauen Augen liegt, mit dem feinen und doch kräftig gezeichneten Munde und der leichtgebogenen Nase — dieses Gesicht, das uns so offen, so heiter selbstbewußt und doch so ernst entschlossen anblickt, daß wir trotz der jetzt ganz veränderten Kleidung auf der Stelle Septimanie wieder erkennen!

Septimanie ruhte in der Ecke des Divans; neben ihr saß in einem dicht an den Divan geschobenen Sessel ein junger Mann von einem Aeußern, das in seinem ganzen Sein und Wesen etwas Auffallendes und Ungewöhnliches hatte. Er war vielleicht zwanzig Jahre alt, von mittlerer Größe, von einem Bau, der jetzt schon zeigte, daß das männliche Alter ihm eine sehr kräftige Gestalt geben werde; seine Stirn war hoch, gerundet, die Nase gebogen, aber nicht lang, Mund und Kinn fein entwickelt, im letztern ein tiefes Grübchen, das ganze Gesicht mehr rund als oval; in

den schönen melancholischen blauen Augen, in allen seinen Zügen mehr Güte und Weichheit des Herzens, als Schärfe der Intelligenz und Beharrlichkeit des Willens verrathend.

Seine Kleidung bestand in einem dunkelgrünen Ueberrock mit sehr breitem Kragen und Aufschlägen; die Füße bekleideten feine Stiefeln mit gelben Klappen, das Haar war ungepudert, aber in einen starken Zopf geflochten; ein leeres Wehrgehenk aus schmalem schwarzem Glanzleder deutete seine Gewohnheit an, einen Degen zu tragen, sodaß man ihn für einen Offizier in Civiltracht halten mußte — in seinem Wesen lag freilich wenig, was zu der gewöhnlichen sonnigen Heiterkeit und sorglosen Lebensphilosophie eines jungen Feldherrn „im Kraut" stimmte. Eine große, beinahe apathische Ruhe mit bescheidener Zurückhaltung war der Grundton seines Wesens, die selten von einer nicht wie bei andern Menschen sich allmälig steigernden und ebenso allmälig wieder schwindenden, sondern unvermuthet aufflammenden Lebhaftigkeit verdrängt wurde — diese Lebhaftigkeit aber gab seinem Wesen etwas unbeschreiblich Liebenswürdiges; es trat ein sprudelnder Uebermuth daraus hervor. Doch ging eine solche selbstbewußte Heiterkeit, die zuweilen seine gewöhnliche stille Zurückhaltung unterbrach, rasch wieder vorüber,

als fehle es diesem Charakter an der nöthigen Energie des Gefühls, die aufwallende Wärme zu nähren und zu schüren — oder als drückten Gedanken und Erinnerungen sie rasch wieder zurück. Ein gewisses scheues Benehmen, manchmal ein plötzliches Auffahren und Umsichblicken kam dann hinzu, um der Erscheinung etwas Auffallendes zu geben. Er schien, wie gesagt, etwa zwanzig Jahre alt — aber es war auch das nicht eine Bemerkung, die sich auf den ersten Anblick als zweifellos aufdrängte; es war etwas Unentwickeltes, viel jüngerm Alter Angehörendes in seinem Gesicht: breite Schläfe, vorragende Stirn, ein weiches Kinn; — und daneben wieder auch Züge, welche viel reifern Jahren eigenthümlich sind, die Falten der Stirn und die beim Umherblicken halbgesenkten Lider, welche auf Kurzsichtigkeit deuteten.

Er hatte den Arm auf die Lehne seines Sessels gestützt und die Wange auf die Hand gelehnt; so sah er, mit einem Lächeln um den auffallend hübschen, kindlichen, von unbegrenzter Gutmüthigkeit zeugenden Mund, mit freudig angeregtem Auge in die schönen Züge Septimanie's, welche eifrig sprach, sodaß ihre Wangen sich mit einer höhern Röthe übergossen hatten.

Eine Zeitlang hatte der junge Mann so gesessen, wie ganz in das Anschauen seines vis à vis versunken;

dann warf er sich mit einer plötzlichen Bewegung in seinen Sessel zurück.

O mein Gott! sagte er mit wohllautender heller Stimme.

Was ist Ihnen? fragte Septimanie.

O hören Sie nicht auf mich. Ich träumte und erwachte eben.

Sie träumten? — fragte Septimanie, wie unangenehm überrascht durch diese unerwartete Unterbrechung ihrer Worte — und was träumten Sie?

Ich träumte, wir wären Paul und Virginie; ich wäre auf einer kleinen Insel, weit, weit ab im Stillen Ocean — kein Mensch bewohnte sie — außer Ihnen und mir; keine Schiffe gäbe es, die Menschen an dies Eiland brächte; der Johannisbrotbaum und die Kokospalme nährte uns; das Gewässer gäbe meinem Netze, der Wald meinem Pfeile seine Beute . . . wir lebten allein, Septimanie, ohne Menschen, ohne Zukunft vor uns und ohne Vergangenheit!

Und ein solches Leben ohne Zukunft und Vergangenheit — wünschten Sie sich das? — wären Sie im Stande, die Vergangenheit zu vergessen zu wollen?

O, die Vergangenheit ist etwas, das uns mit blutigen Folterstricken gebunden hält . . . o, die Vergangenheit ist etwas Schreckliches!

Das sagen Sie, Sie, mein Freund, um welchen alle Größe, Hoheit und Erhabenheit der Vergangenheit wie ein kaiserlicher Purpurmantel liegt, um dessen Haupt sie strahlt wie eine Krone, welche der goldlockige Merowinger und hundert große Frankenkönige trugen — o, schmähen Sie mir die Vergangenheit nicht!

Blut, Blut, Blut — sagte der junge Mann mit einer abwehrenden Bewegung der Hand; sie liegt auf dem Grunde der Blutlache — ich kann kein Blut sehen! Weshalb hängen und kleben wir an Ländern, wo sich die Menschen drängen?

Was wollen Sie sagen?

Es ist Raum genug, die Continente in eine Welt von kleinen Inseln zu zertheilen — Jedem die seine! Weshalb den Menschen zum Opfer der Menschen, die vor ihm waren und der Menschen, die neben ihm sind, machen? Ist es erträglich? Die Schuld der Vergangenheit, die Leidenschaften der Gegenwart ertragen — und von der Zukunft die Sorgen! So zwischen drei Schmerzen stehen — das ist unser Leben!

Ich könnte Ihnen ernstlich böse werden, wenn ich Sie so wie einen alten Philosophen reden höre!

Sollten alte Philosophen nicht zuweilen die Dinge

richtiger schätzen als junge Mädchen? Im Ernst, ich könnte Frieden schließen mit diesem Bonaparte, den es nach der ganzen Welt gelüstet: ihm und den Seinen Frankreich, Italien und Alles — mir eine stille Insel, aber fern, fern im Weltmeer — ein Eiland, um das die Woge des Oceans brandet — und Sie, Septimanie . . .

Eine solche Insel würde Ihnen Bonaparte am Ende mit großem Vergnügen schenken, sagte Septimanie lächelnd — ich glaube wenigstens nicht, daß Er beabsichtigt, einmal für sich von so etwas Gebrauch zu machen!

Die Insel wird er mir schenken — aber, versetzte der junge Mann, er kann mir nicht schenken, was ich dazu noch verlange!

Sie haben Recht zu sagen, daß Sie träumen, Prinz, und das Gesicht des jungen Mädchens nahm den Ausdruck des Schmollens an.

Sind meine Träume Ihnen verhaßt?

Verhaßt nicht, aber ich kann sie nicht theilen!

Sie würden meine Insel nicht mit mir theilen wollen? sagte der junge Mann auffahrend und Septimanie's über die Sophalehne herabhängende Hand ergreifend.

Sie entzog sie ihm und schüttelte das lockige Haupt,

während ihr Blick sicher und selbstbewußt auf seinen Zügen ruhte.

Sie suchen mein Glück, wo es nicht ist, fuhr er, dem Blicke ihres Auges begegnend, fort.

Wäre es auch wahr, entgegnete Septimanie bestimmt, so müßte ich es dennoch da suchen, wo ich es suche. Aber es ist nicht so — Sie täuschen sich, Prinz. Da, wohin Sie gehören, da, wo Ihr Platz ist, wo es für Sie die größte Mission zu erfüllen gibt, welche einem Menschen werden kann, da werden Sie auch Ihr Glück finden!

Nein, nein, und abermals nein!

Septimanie zuckte die Achseln.

Nun wohl, nein — aber kommt es darauf an — auf Ihr Glück? fragte Septimanie mit beinahe spöttischem Ton. Was ist Ihr Glück gegen das Recht? Was gegen die Zukunft eines ganzen Volks? Weshalb fragen Sie nach Ihrem Glück, statt nach Ihrer Pflicht? Zu erfüllen, wozu Sie berufen sind, das ist Ihr Schicksal, Ihre Aufgabe, Ihr Leben. Ob es unser Herz glücklich oder unglücklich macht, danach werden wir nicht gefragt. Hier ist deine Bahn und dort ist dein Ziel, spricht das Schicksal zu uns — jetzt geh'!

Der Prinz schwieg eine Weile. Er schien in ein stilles Brüten versunken.

Sie sind sehr grausam gegen mich, sagte er dann, gegen seine Gewohnheit langsam und ruhig aus seinem Sinnen sich erhebend. Bedenken Sie meine Vergangenheit — ein Inneres, welches so tief verwundet ist wie das meine, hat keine Pflichten, welche der gesunden Natur eines Menschen, der keinen Schmerz kennt, auferlegt sind. Der Muth wohnt im Herzen. Das meine ist zertreten und eingeschrumpft. Was kann noch viel darin wohnen? Ich weiß nicht einmal, wer ich bin. Wo sind die zertretenen Stücke meiner Energie? Läßt sich das wieder zusammenheilen? Wird etwas davon in der Stunde des Handelns sich brauchbar zeigen? Thörichte Voraussetzung! Ich bedarf eines Herzens, eines großen hochklopfenden Herzens, das mein wird, ganz und ewig mein; ich muß durch ein fremdes Herz leben, Septimanie!

Septimanie hatte die Farbe gewechselt bei diesen Worten; verstummt blickte sie auf den Boden.

Soll ich Niemand auf Erden — Niemand, Niemand mein nennen? Meine Aeltern — o Gott — er schlug beide Hände vors Gesicht, um es zu bedecken; dann ließ er sie sinken, und während er die Stirn auf seinen Arm stützte, und so durch die geöffnete Balconthür eine Weile den allmälig sich verfärbenden Himmel anblickte, fuhr er fort:

Eine Schwester habe ich — fern, fern — o, es wäre weniger schmerzlich für mich, hätte ich sie nicht, diese Schwester! —

In Septimanie's Augen waren ein paar helle Thränen getreten.

Klagen Sie nicht darüber, sagte sie. Die Schwester will ich Ihnen ersetzen — eine Schwester, so treu, wie je eine ihr Leben für das Glück ihres Bruders eingesetzt hat — ganz rückhaltlos will ich diesem einen Gedanken angehören, Ihre treue Schwester, Prinz Charles Louis!

Sie reichte ihm jetzt freiwillig die Rechte hin, welche sie ihm vorher entzogen hatte. Er nahm sie nicht.

Schwester! Gut — sagte er bitter — dann darf ich auch als Bruder um Ihre Herzensgeheimnisse wissen — o ich seh' in Ihr Herz: Sie lieben Lanzelot!

Septimanie blickte mit einem aufrichtigen Staunen, das sie sich keine Mühe gab, zu verhehlen, zu ihm auf.

Er war aufgesprungen und ging im Zimmer auf und ab.

Frau von Hardach schien draußen auf dem Balcon so in ihre Häkelarbeit vertieft, daß ihre Gegenwart nichts Störendes für diese Herzensergüsse der beiden jungen Leute haben konnte.

Septimanie folgte eine Zeitlang mit demselben Ausdruck von Verwunderung in ihren Mienen dem jungen Manne, der die Arme auf dem Rücken und zu Boden blickend vor ihr auf und abschritt. Dann stützte sie ihre Stirn auf die Hand und sah eine Weile sinnend vor sich nieder.

Prinz! sagte sie nach einer Weile mit dem sanftesten Tone, der ihr zu Gebote stand — Prinz!

Er blieb stehen und sah sie an.

Septimanie!

Kommen Sie, fuhr sie fort und wies auf den Sessel neben ihrem Platz.

Der junge Mann nahm ihn wieder ein und blickte sie fragend an.

Wenn ich nun Lanzelot liebte? Wenn ich entschlossen wäre, Alles zu thun, was immer in meiner Macht steht, für meinen König und mein Vaterland zu thun, dann aber zu dem Bande, das meine Aeltern und mein Herz einst geknüpft haben, zurückzukehren — was dann? Würden Sie irgend ein Recht auf Erden haben, mir das vorzuwerfen?

Er ist ein unwürdiger, ein halber Mensch, von meinem Rechte durchdrungen und doch ohne den Muth seiner Ueberzeugung zu haben — wenn Sie ihn liebten — o dann, dann, Septimanie, — — — — —

Charles Louis erhob sein Gesicht: es war dunkelroth vor Zorn.

Er ist kein Unwürdiger — er ist ein edler Mensch, er hat ein großes Herz und ein reines, weiches Gemüth. Wenn er Fehler hat, so sind es die der Erziehung — seiner Mutter despotischer Eigensinn und harte Willenskraft war wenig dazu geeignet, in ihrem Sohne Energie und Unabhängigkeit des Charakters zu entwickeln.

Sie ist eine böse Frau — die Söhne gleichen immer der Mutter!

Nicht immer, Prinz Charles! Aber antworten Sie mir — wenn ich Ihnen offen jenes Geständniß machte, was könnten Sie mir vorwerfen? Wäre es nicht das Beste, damit für immer Klarheit würde zwischen uns — und Klarheit soll und muß werden zwischen uns, das Recht habe ich zu fodern —

Recht! Markten wir um Rechte?

Ich vertheidige das meine. Mein Leben für Ihre Sache — aber mein Herz bleibt mein!

Dann wird nie, nie Klarheit zwischen uns, Septimanie, sagte eifrig der junge Mann. Wenn Sie Lanzelot liebten — o wie ich ihn hasse, wie ich Sie haßte, wehe thun müßt' ich Ihnen in jeder Stunde des Tages, so oft ich Sie sähe: ich würde ihn verfolgen,

ich würde nichts Anderes mehr sehen als dies Eine auf der Welt, den Einen verhaßten Menschen und alles Andere wäre mir gleichgültig. — Ihre Plane, Ihre Bestrebungen für meine Rechte würde ich verspotten, ich würde conspiriren gegen mich selber, nur um Sie zu verwunden; ich würde meine Sache verderben, nur um Ihnen Thränen auszupressen!

Septimanie stützte wieder ihre Stirn auf die Hand, während der junge Mann mit einer seiner Aufwallungen von fliegender Hitze diese Worte sprach. Sie fühlte, daß sie den unrechten Weg eingeschlagen, um ihn zu dem Anerkenntniß eines bestimmten und klaren Verhältnisses zu bewegen, das sie zwischen Beiden herrschend sehen wollte. Sie mußte in anderer Weise dazu gelangen, ihn zur Annahme einer unverbrüchlichen Norm ihres wechselseitigen Verkehrs zu bringen, die sie heilig gehalten wissen wollte. War sie zu jung und unerfahren, um vorher gewußt zu haben, welchen Sporn und Stachel zu rastlosem Kampf und aufreibender Leidenschaftlichkeit sie in die Seele ihres jungen Freundes senken würde, wenn sie ihn an ihre Liebe zu Lanzelot glauben ließ? Jedenfalls blieb ihr nichts übrig, als ein solches Bekenntniß völlig zurückzuziehen.

Sie sind wie ein thörichtes Kind! sagte sie. Ich

liebe Lanzelot nicht. Mein Herz schlägt für eine größere Sache als die alltägliche Empfindelei, in der die Frauenherzen schmelzen und klein werden. Aber wenn ich ihn liebte, wäre Das etwas, was mich hinderte, mit voller Seele Ihre Schwester zu sein?

Schwester, Schwester — was ist mir eine Schwester? Hat eine Mädchenseele Raum für zwei Lieben? Kümmert sich ein Herz, das liebt, um irgend Anderes in der Welt? Trug, Trug! Trug! Was würde ich glauben von Ihrer „schwesterlichen" Hingabe für meine Sache? Daß ein hochherziges Gefühl, eine große Begeisterung, ein erhabener Wille sie belebte? — An Ehrgeiz würde ich glauben, an Egoismus, an kluge Hintergedanken, an thörichte Ziele, denen nicht um meinet-, um Frankreichs-, sondern am Ende nur um dieses Lanzelot's willen zugesteuert werden sollte!

Besitzen Sie so viel treue Herzen, Prinz, daß Sie das treueste so mit Füßen treten? sagte Septimanie mit kaltem, unendlich bitterm Vorwurf.

Habe ich Sie beleidigt? fuhr der Prinz auf — o verzeihen Sie meiner Leidenschaft!

Der König von Frankreich kann seine Unterthanin nicht beleidigen, fuhr Septimanie in demselben kalten, fest bestimmten Tone zu sprechen fort: die Unterthanin muß schweigen — aber wenn sie reden dürfte,

dann würde sie sehr viel ihm zu sagen haben — Sire!

O ich bitte Sie, nicht diesen schneidenden Ton — Sie ahnen nicht, wie tief Sie mich kränken! —

Ich würde sagen, fuhr das unerbittliche junge Mädchen fort — Sie verkennen Ihre Lage, Prinz — Sie fühlen nicht die unermeßliche Größe des Werkes, zu dem Sie berufen sind, des Auftrags, den Sie von der Vorsehung erhalten haben mitten in einer in ihren tiefsten Grundlagen erschütterten Welt. Die Menschen stehen an einem Wendepunkte, der auf Jahrhunderte hinaus über das Schicksal der Welt entscheiden wird. Es handelt sich um Christ oder Antichrist, die Ideen oder die Gewalt, das Recht des Geistes oder das Recht des Stärkern — die Ordnung Gottes oder die Ordnung der Thiere, Jerusalem oder einen Termitenhaufen. Sie, Sire, Sie sollen der Träger der Idee, des Rechtes, der Ordnung Gottes sein; auf Ihrem Haupte ruht die Hoffnung der Zukunft: brechen Sie zusammen unter Ihrer Bürde, so ist eine Welt verloren. Es handelt sich nicht um die Frage: wollen Sie der Atlas sein, der diese Welt auf seinen Schultern trägt? Nein: da ist deine Last — trage sie! Das ist das Wort, welches an Sie ergangen ist — Sie müssen sie tragen!

Ich will sie tragen, sagte der junge Mann plötzlich erröthend und sich stolz aufrichtend.

Das ist ein edles königliches Wort, es ist Ihrer würdig. Aber Sie stehen allein. Sie haben keine anderen Waffen als die unsichtbare Magie, welche in dem Rechte liegt, als die Treue, welche auf dem Grunde edler Seelen für den Enkel der Könige ihrer Väter schlummert, dessen Erscheinung sie an eine Zeit mahnen wird, wo die menschliche Gesellschaft sich noch nach christlichen oder geistigen Principien gebildet hatte. Mit diesen Waffen sollen Sie einem Volke entgegentreten, das sich in seinem Stolze auf die Entdeckung einer Fülle neuer „Wahrheiten" bläht — einem Volke, das sich gewöhnt hat, alles Dessen zu spotten, was über die brutale Gewalt, den Genuß und die Befriedigung der Leidenschaften hinaus liegt; das alle glänzenden Saiten seiner Geschichte zerrissen, alle großen Eigenschaften, die es einst erhoben, mit Füßen getreten hat — das sich des Lichtes schämt, welches von seinen großen Gottesgelehrten, der freien Wahrheit, welche von seinen großen Denkern, der Achtung des Rechts, welche von seinen großen Rechtslehrern und Richtern gepflegt wurde. Oder ist es nicht so? Liegt nicht Alles am Boden, was das alte Frankreich groß und glorreich gemacht hat, und hat irgend etwas noch

Geltung als jener Moloch der brutalen kriegerischen Gewalt, um den das Volk anbetend auf den Knien liegt und vor dem Alles als Hekatombe geschlachtet ist, was einst die Nation adelte! Die Gotteslehre der Bossuet, die geistige Freiheit der Pascal, das Rechtsbewußtsein und die unerschütterlich gewissenhafte Gerechtigkeitspflege der Montesquieu, der Harlay, der de Thou, und der Glanz jener Reihe erlauchter Namen, jener großen Geschlechter, die mit ihrem Blut und ihrer Kraft die Jahrhunderte hindurch für Frankreich gestritten hatten — ... das Alles, Alles ist Futter für den Moloch! Die ganze Gesellschaft von heute dreht sich rastlos schnurrend um sich selbst und ihre beiden Pole: Gewalt — Geld!

Welch eine Welt, die Sie berufen sind, vom Wege zum Untergange zurückzurufen — welch eine Aufgabe! — Und glauben Sie nun, Prinz, es sei Ihnen vergönnt, nebenbei Ihren persönlichen Neigungen nachzugehen, um Frauenherzen zu werben und sich in die Einsiedeleien stiller Empfindungen zu verlieren?

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen einen Zug von dem großen Streiter für Gott, dem Grafen Simon von Montfort, erzähle! Als der König von Aragon wider ihn ein Heer von 50,000 Streitern über die Pyrenäen geführt hatte, war Simon beinahe ohne

Heer; mit Mühe gelang es ihm, in seiner Feste Castelnaudary 3000 Bewaffnete um sich zu sammeln. Mit diesem Häuflein zog er aus, die Heerscharen des Aragonesers anzugreifen. Er ritt allein, in Gedanken versunken über die Zugbrücke seiner Burg, den voraufrückenden Streitern folgend, als ein junger Mönch aus dem großen Orden von Cisterz ihm begegnete. Bei Gott, edler Graf, hub der Mönch an, Ihr wollet doch nicht mit diesen schwachen Kräften den König von Aragon angreifen, dessen Heere unzählbar sind wie der Sand am Meere? — Den, versetzte, sein eisenbedecktes Streitroß anhaltend, der Graf, den hat Gott in meine Hände gegeben; da leset! Bei diesen Worten zog er einen Brief hervor und gab ihn dem Mönch. Dieser las und gab das Blatt achselzuckend zurück. Ich finde darin kein Wort, sagte der Cisterzienser, welches Euch den Sieg verbürgt! — Nicht? — fiel der Graf ein, und seht Ihr nicht, daß der König, der diesen Brief schrieb, darin der Dame seines Herzens meldet, ihren schönen Augen zu Ehren überschreite er die Pyrenäen? — Wer an schöne Augen und die Dame seines Herzens denkt, gewinnt Simon von Montfort keine Schlachten ab, darauf verlaßt Euch! — Der Graf folgte nach solchen Worten seinen Streitern, traf bald nachher und vernichtete das Heer

von Aragonien bei der Burg Muret an der Garonne, und der ausgeplünderte Leichnam des stolzen Königs lag wenige Tage nach jener Zwiesprache des Grafen mit dem Mönche am Ufer des Flusses.

Frau von Hardach war vorhin in den Saal getreten, um sich etwas, dessen sie zu ihrer Arbeit bedurfte, zu holen; um Septimanie's Erzählung anzuhören, war sie stehen geblieben, und Monsieur Charles antwortete jetzt deshalb nichts als die etwas spöttischen, an Frau von Hardach gerichteten Worte: Denken Sie, Fräulein Septimanie ist in ihrem Kloster ein Professor geworden!

Frau von Hardach lächelte und wollte weiter gehen. Septimanie hielt sie auf. Ich gehe mit Ihnen, liebe Tante, sagte sie sich erhebend und indem sie den Arm der Frau von Hardach nahm, verließ sie mit ihr das Zimmer.

Was hatten Sie mit dem Prinzen, Septimanie? fragte Frau von Hardach, als Beide auf dem Zimmer der Letzteren angekommen waren.

Septimanie antwortete eine Weile nicht, wie unschlüssig, ob sie reden solle oder nicht, oder als ob es sie eine Ueberwindung koste; dann sagte sie ausweichend: Nichts als eine oft wiederkehrende Debatte zwischen uns. Der Prinz macht mir zuweilen den

Eindruck eines Menschen, der auf eine unermeßliche Berghöhe gestellt ist, aber nicht glauben will, wie unendlich tief Land und Meer unter ihm liegt, — weil er sich unthätig zum Ruhen auf dem Boden ausgestreckt hat und nun rund um sich her nur den ebenen Boden des kleinen Plateaus sieht!

Man sieht auf Berghöhen auch oft vor lauter Nebel nichts — versetzte Frau von Hardach, und ich meine, Nebel liegen genug um die Existenz des Prinzen, um ihm die Aussicht in die Tiefen der ihn umgebenden Welt verwehren zu können!

Nennen wir es wie wir wollen! Es bleibt mir darum nicht minder die schwere Aufgabe, ihm die Augen über seine Stellung zu öffnen, die er nicht faßt.

Er ist ein Charakter eigenthümlicher Art, das ist wahr, sagte Frau von Hardach. Er scheint weich, phantastisch und schwärmerisch. Und doch sollte er hart, thatkräftig und verwegen sein! Aber Geduld — vielleicht ist er nur jung!

Aber sein Schicksal erlaubt ihm nicht, jung zu sein. Und Das ist es, was ich ihm begreiflich machen möchte. Ich möchte ihm die stahlharte Entschlossenheit eines reifen Mannes einflößen. Ich möchte die Gedanken und Wünsche eines Jünglings aus ihm vertreiben. Darum wiederhole ich ihm beständig: Prinz, es handelt

sich nicht um Ihre Wünsche und um Ihr Lebensglück; es handelt sich nicht einmal um Ihre Rechte als Thronerben. Es handelt sich um unermeßliche Pflichten. Es handelt sich um das Schicksal der Menschen in der Zukunft. Das ist die Höhe, auf der Sie stehen und die Sie nicht begreifen. Es handelt sich um die Rettung der großen Formen des politischen Daseins, unter deren Schutz, durch deren Beistand die europäischen Nationen sich zur Civilisation aufgeschwungen haben. Zehn Jahrhunderte haben ihre Weisheit aufgewendet, diese Formen nach und nach so auszubilden, wie es die Eigenschaften, die Bedürfnisse, die Besonderheiten der Menschen erfoderten. Es ist ein großer complicirter, unregelmäßiger und schwer zu überschauender Bau geworden. Aber es ist ein Bau, wie er für den Menschen unsers Welttheils, so wie ihn die Erfahrung von Jahrhunderten uns hat kennen lernen, paßt. Er schützt ihn vor Sturm und Wetter. Er hat feste Mauern gegen den Einbruch der Leidenschaften, die sich an seinen Pfeilern den Kopf einrennen. Er hat Stockwerke für jede individuelle Kraft, welche ein edler, berechtigter Ehrgeiz treibt, emporzusteigen und sich höher zu stellen. Die Revolution hat plötzlich entdeckt, daß dieser Bau einem bestimmten Ideal der Vernunft nicht ähnlich sieht: oder

besser, daß er nicht nach dem architektonischen Modegeschmack von heute ist; daß er gar keine Aehnlichkeit hat mit einer griechischen Säulenhalle. Die Revolution will, daß die Gesellschaft, die christliche europäische Gesellschaft, sofort eine griechische Säulenhalle als Wohnung beziehe! Der gallische Bauer soll sein Sonntagshuhn über dem Opferherd der athenischen Weisheitsgöttin kochen. Das alte Haus unserer Väter soll deshalb ohne weiteres in die Luft gesprengt werden; schon hat die Revolution die Minen gegraben und füllt sie mit den zerstörenden Stoffen. Die Fackel, welche an sie gelegt werden soll, flammt durch die stürmische Nacht dieser Zeit; ruchlose Hände schwingen sie. Wer kann sie ihnen entreißen? Wer kann dies verderbliche Feuer löschen? Es ist nur Einer, der es kann. Der legitime, berufene Erbe der Jahrhunderte, der rechtmäßige Vertreter jener stillbauenden Weisheit, welche aus der Hütte des wandernden Gothen, dem Zelt des erobernden Franken nach und nach den erhabenen Bau unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zimmerte. Der allein hat die Macht, weil er der geborene Vertheidiger der Geschichte ist. Sie hat ihn geweiht. Er ist das lebendig gebliebene Gedächtniß einer Zeit, welche Alles vergessen hat. Das ist seine Macht. Die unbesiegliche Durindana in der Hand unseres Prinzen

ist: die Weisheit der Vergangenheit, der innere, uralte, providentielle Gedanke, der die Generationen vor uns untereinander verkettete und verband und ihr Weiterschaffen leitete!

Das ist sehr poetisch und schön, liebe Septimanie, aber Sie müssen mir gestehen, daß es in Frankreich eine Hand gibt, welche bereits sehr entschlossen sich nach der Fackel der Revolution ausstreckt, um sie mit dem Fuße zu zertreten!

Sie meinen Bonaparte? O glauben Sie mir, der genügt nicht wider die Revolution. Er ist ihr Sohn. Er kann seiner Mutter ins Angesicht schlagen — tödten kann er sie nicht. Sie will eine griechische Säulenhalle für uns zur Wohnung; er will uns in einer Kaserne unterbringen. Das ist der ganze Streit zwischen ihnen. Es ist der thörichte Nachtwächterstreit. — Vor der Weisheit der Geschichte, der Richterin des Menschen, sind beide streitsüchtigen Kinder der Gegenwart gleich thöricht und klein!

Frau von Hardach antwortete jetzt nicht mehr. Sie hatte sehr wohl bemerkt, daß sich die Unterhaltung der beiden jungen Leute nicht ganz allein um diese theoretischen Anschauungen gedreht, die Septimanie jetzt mit einem Eifer verfocht, daß Frau von Hardach wohl sah, sie werde heute schwerlich dahin

kommen, ihr ein weitergehendes persönliches Vertrauen zu schenken. Mit weiblicher Neugier nämlich hätte Frau von Hardach gern erforscht, ob Septimanie selbst denn wirklich einzig und allein nur für diese Ideen lebe und ob es der innerlichste Ernst des jungen Mädchens sei, wenn sie vom Prinzen verlange, er solle alle selbstsüchtigen Gedanken seines jugendlichen Alters, alle Befriedigungen seiner persönlichen Neigungen, also auch alle Ansprüche auf ein Leben des Herzens und der Gefühle aufgeben und opfern. Sie konnte nicht glauben, daß die Seele eines jungen Mädchens so selbstlos nur für Principien und Ideen, oder gar die „Menschen der Zukunft" entflammt sein könne. Und doch schien es! Wenn man sah, mit welch gerötheter Wange, welch leuchtenden Augen Septimanie ihre Ideen verfocht, mußte man an solch ein psychologisches Phänomen glauben. Frau von Hardach aber glaubte es bis jetzt nicht. Sie mußte lächeln bei dem Gedanken, daß hier ein Telemach seinen Mentor in einer jungen Dame von wenig über zwanzig Jahren gefunden haben sollte — ein Telemach, dessen Schicksale allein schon ihm ein unwiderstehlich verführerisches Interesse für ein Frauenherz geben mußten!

Fünftes Capitel.

Der Inhalt der Kassette.

Der junge Mann, über den die beiden Frauen sich unterhalten, war unterdeß allein im Saal zurückgeblieben, still, in sich versunken und, wie es schien, niederdrückenden Betrachtungen hingegeben. Es ward nach und nach dunkler und dunkler um ihn her. Die hellen Farbentöne, die vorhin über dem See lagen, waren erloschen. Statt dessen waren schwere Wolken im Osten heraufgezogen, welche sich unheildrohend über dem finstern Gewässer zusammenballten und immer tiefer und nächtiger herabzusinken schienen. Nur auf den Thürmen der Kirche lag ein graues unbestimmtes Licht, das in dieser gewitterdunkeln Atmosphäre etwas Unheimliches und beinahe Gespensterhaftes hatte. Nach einer Pause tönte der schrille Schrei eines Nachtvogels über den See herüber. Er war wie ein Warnungsruf; denn gleich darauf lief ein Rauschen durch die

Baumwipfel im Garten unten und ein Windstoß schlug die halboffenen Balconthüren wider die Mauern. Der junge Mann ging, sie zu schließen. Zugleich trat ein Diener mit einem Paar brennender, heftig im Zugwinde flackernder Armleuchter ein; die übrige Hausgenossenschaft folgte ihm wie zusammengerufen von dem ausbrechenden Gewitter. Zuerst kamen Jean und der Baron, dann Frau von Hardach und Septimanie; aber der niedergießende Regen verhinderte, vom Balcon aus das Naturschauspiel zu betrachten; man setzte sich deshalb um den runden Tisch vor dem Sopha, der sich bald mit den Zurüstungen zum Thee bedeckte, den Frau von Hardach zubereitete.

Aber war es nun das draußen tobende Gewitter, welches die Gemüther in Spannung hielt, waren es andere Stimmungen in den Einzelnen, welche so zerstreuend wirkten — es wollte keine zusammenhängende und belebte Unterhaltung aufkommen. Frau von Hardach suchte deshalb nach einem Gegenstande, der die zerflatternden Gedanken auf einen Punkt gemeinsamen Interesses wieder zusammenführen mußte, und deshalb fragte sie Monsieur Jean, ob er nicht etwa zu ermüdet sei, um vorlesen zu können.

Jean betheuerte, Ermüdung nicht zu kennen.

So holen Sie uns lieber heute als morgen Ihre

Kassette herbei, fuhr die Frau vom Hause freundlich bittend fort. Sie können denken, wie gespannt mein Mann und ich sind, was Sie uns daraus mittheilen wollten, zu hören!

Wenn der Prinz es erlaubt? — antwortete Jean sich erhebend.

Ja, ja, gehen Sie, holen Sie es, fiel eifrig der junge Mann ein.

Monsieur Jean entfernte sich und trat bald darauf wieder ein mit der Kassette, welche er auf den Tisch stellte. Der Prinz zog einen feingearbeiteten Schlüssel aus der Tasche, während Jean das versiegelte Band zerschnitt, welches herumgeschlungen war. Als der Prinz das Schloß geöffnet und den Deckel gehoben hatte, zeigten sich keineswegs Edelsteine und Kleinodien im Innern oder sonst irgend Etwas, was, wie Frau von Rencarville Ulrich Spangenberg hatte glauben lassen, mit den Krondiamanten von Frankreich in Beziehung hätte stehen können. Es war nichts da als einige Gegenstände von geringem Werthe, ein Paar goldene Schuhschnallen, ein in Stahl geschnittenes Petschaft, ein Bisamdöschen aus Filigranarbeit, eine Gürtelspange und ein Medaillon mit den aus Haaren geflochtenen Chiffern M. A. nebst andern Sachen gleicher Art, wie man sie eben als Andenken an

theure Verstorbene aufbewahrt. Den Rest des Raumes füllten Papiere aus, Briefe und Actenstücke.

Monsieur Jean nahm ein engbeschriebenes Heft aus dem Grunde der Kassette, und während Frau von Hardach ihm einen Leuchter näher rückte, sagte er:

Was ich die Ehre haben werde, Ihnen vorzulesen, ist ein von mir ausgearbeitetes kurzgedrängtes Memoire über die Schicksale unsers Prinzen. Es ist die bloße Darstellung der Thatsachen. Die Beweise für diese Thatsachen beruhen in dieser Kassette — sie werden in meinem Résumé zum Theil angeführt, zum Theil der Kürze wegen bei Seite gelassen — ich hoffe, daß Baron Hardach sie morgen einer genauen und eingehenden Prüfung unterwerfen wird.

Dann nahm er das Heft und las *):

Bevor ich — begann er — über die wunderbaren Lebensschicksale des Prinzen, welcher der legitime Erbe von fünfundfünfzig Herrschern, das Haupt des erlauchtesten Königshauses der Welt und doch ein armer, flüchtiger Verbannter ist, Auskunft gebe, will ich durch eine summarische Zusammenstellung der Thatsachen den Haupteinwurf, den man ihm macht, zurückweisen.

*) Was Montmorin liest, ist rein historisch.

Man sagt ihm: Officielle Zeugnisse beweisen, daß der Sohn Ludwig's XVI., Louis Charles de Bourbon, Herzog der Normandie und Dauphin von Frankreich, am 8. Juni 1795 im Tempel gestorben sei. Wir wollen diese Zeugnisse einer Prüfung unterwerfen; es wird dabei einleuchtend werden, mit welchem unglaublichen Leichtsinn falsche Thatsachen und lügnerische Behauptungen nicht allein von der öffentlichen Meinung, sondern auch von der officiellen Geschichtschreibung ohne Weiteres nachgebetet werden, wenn sie einmal in die Welt geschleudert sind.

Welches sind jene officiellen Documente? Zuerst ein amtlicher Todtenschein.

Der Todtenschein lautet:

„Auszug aus den Registern der Sterbefälle, vom 24. Prairial des Jahres III der Republik (12. Juni 1795).

Urkunde über den Tod von Louis Charles Capet, erfolgt am 20. dieses Monats (8. Juni) um drei Uhr Nachmittag, alt zehn Jahre zwei Monat, geboren in Versailles, Departement der Seine und Oise, wohnhaft in den Thürmen des Tempels, Section des Tempels;

Sohn von Louis Capet, letztem König der Franzosen und von Marie Antoinette Josephine Jeanne von Oestreich;

laut Erklärung abgegeben im Gemeindehause durch Etienne Lasne neununddreißig Jahre alt, Wärter im Tempel, wohnhaft in Paris, Straße und Section der Menschenrechte, Nr. 48;

derselbe gibt seine Erklärung ab als Nachbar;

und durch Remi Bigot, Angestellter, wohnhaft in Paris, Alte Tempelstraße Nr. 61;

derselbe gibt seine Erklärung ab als Freund.

Nach Einsicht des Certificats von Dusser, Polizei-Commissar der genannten Section, vom 22. dieses Monats (10. Juni).

Gez. Lasne. Bigot. Robin, öffentlicher Beamter."

Das ist das niederschmetternde, inhaltsschwere Actenstück, welches man dem Prinzen entgegenhält, auf welches gestützt sich die Weisheit der klugen Köpfe der royalistischen Partei in Frankreich einer weitern Untersuchung überhebt und den Lebenden einfach zu den Todten verweist.

Gesetzt auch, es zeigte alles Das, was ich später anführen werde, nicht die totale Richtigkeit dieses Schriftstücks, muß nicht sofort dabei auffallen: Wie, zu einer Zeit, wo die Person des Dauphins eine so große Wichtigkeit wieder erhalten hatte; wo man wußte, daß in Paris die Royalisten eine gewaltsame Befreiung

des Dauphins im Sinne hatten, und Brival im Convent ausgerufen: nachdem man so viele unnütze Morde begangen, solle man endlich einen hinzufügen, der die Versammlung von einer großen Sorge befreie; wo Charette und die Armee der Vendée die Waffen niedergelegt hatten auf die geheime Bedingung hin, daß ihnen der Dauphin ausgeliefert werde; wo der Termin dieser Auslieferung, der vierte Juni, herangekommen und bereits vorüber war *) und die Gewalthaber, welche dem Convent gegenüber nicht wagten, die eingegangene Bedingung zu gestehen und zu erfüllen, in Angst versetzte: da stirbt der Dauphin, aber sein Tod wird erst am vierten Tage nachher beurkundet?! Und wer sind die Leute, welche auf dem Gemeindehause erscheinen, ihn zu beurkunden? Ein Wärter, Lasne, ein Nachbar des Prinzen! Und ein Remi Bigot, ein Freund des Dauphins! Wer ist dieser Bigot, dieser Angestellte (employé), der sich den Freund eines zehnjährigen Knaben nennt, eines Kindes, das in strengster Abgeschiedenheit eingesperrt

*) Am 16. Prairial oder 4. Juni sollte die Auslieferung in St.-Cloud stattfinden; der Vertrag war von Doulcet, Tallien, Cambacérès, Treillard, Rabaud, Sièyes, Rewbell, Guillet und Roux unterzeichnet.

gehalten wird, dem nicht einmal erlaubt ist, seine mitgefangene Schwester zu sehen? Ein glaubwürdiger Zeuge, dieser Bigot! Aber wer ist Lasne? Dieser Mensch war allerdings Wächter im Tempel: er ist seitdem von Freunden des Prinzen vernommen worden und hat ausgesagt, daß er etwa vierzig Tage vor dem achten Juni in den Tempel gekommen; daß er den Dauphin vorher nur von fern, als kleines Kind im Garten der Tuilerien spielen gesehen; er hat einräumen müssen, daß er in dem Gefangenen nicht mit Sicherheit den Dauphin wiedererkennen können und hat endlich, als man ihm gesagt, daß der Dauphin noch lebe, mit naivster Verwunderung ausgerufen: Mein Gott, wenn das möglich wäre!

Der Todtenschein sagt: Der Tod des Prinzen sei erfolgt um drei Uhr Nachmittags.

Dagegen heißt es in den Protokollen des Nationalconvents vom 21. Prairial (9. Juni): „Sevestre erscheint auf der Rednerbühne, um im Namen des Sicherheits-Comité folgenden Bericht zu erstatten:

Bürger! Seit einiger Zeit litt der Sohn Capet's an einer Geschwulst am rechten Knie und dem Knöchel der linken Hand. Am 15. Floreal (20. April) vermehrten sich die Schmerzen, der Kranke verlor die Eßlust und Fieber trat hinzu. Der berühmte Desault,

Gerichtsarzt, wurde beauftragt, ihn zu besuchen und zu behandeln; seine Talente und seine Redlichkeit bürgten dafür, daß nichts an der Pflege versäumt werden würde, welche die Menschlichkeit gebietet.

Doch nahm die Krankheit einen beunruhigenden Verlauf. Am 16. ds. Mts. (4. Juni) starb Desault. Das Comité ernannte an seiner Statt den Bürger Pelletan, den bekannten Sanitätsbeamten, und der Bürger Dumangin, erster Arzt des Hospice de Santé, wurde ihm beigeordnet. Ihre gestrigen Bulletins von elf Uhr Vormittags kündigten beunruhigende Symptome an, nach welchen das Leben des Kranken in Gefahr schwebte, und um zwei ein Viertel Uhr Nachmittags lief bei uns die Anzeige vom Tode des Sohnes Capet's ein. Das allgemeine Sicherheits-Comité hat uns beauftragt, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Die officiellen Aufnahmen (procès-verbaux) werden in den Archiven niedergelegt werden."

Der Convent decretirte die Insertion dieses Berichts in das Sitzungsprotokoll.

Die officiellen Aufnahmen, die procès-verbaux, sind niemals gemacht, niemals in den Archiven niedergelegt worden!

Und dann: Sevestre berichtet dem Convent: Um zwei ein Viertel Uhr lief bei uns die Anzeige vom

Tode ein. Um vom Tempel nach den Tuilerien, dem Sitz des Comité zu gelangen, bedarf man sicherlich mindestens einer halben Stunde. Konnte also der Prinz um drei Uhr gestorben sein, wie es der Todtenschein beurkundet, wenn um zwei ein Viertel Uhr bereits die officielle Anzeige der obersten Regierungsbehörde notificirt war? Welch neues Licht fällt hierdurch auf die zuverlässige wahrheitsgetreue Urkunde — den Todtenschein.

In dem Berichte des Sicherheits-Comité an den Convent heißt es, sahen wir, mit ebenso naiver als lakonischer Kürze: Desault starb. Wie, woran, weshalb starb dieser berühmte Arzt, kurz nachdem er den Auftrag erhalten hatte, den Dauphin zu behandeln? Und weshalb starb, was diesen Todesfall so viel auffallender macht, ganz zu gleicher Zeit der ihm beigeordnete Pharmaceut Choppart? Weil Desault den Dauphin kannte und weil er, nachdem er das Kind im Tempel, das er zu behandeln den Auftrag erhalten, erblickt hatte, seinem Freunde Choppart anvertraute, dieses Kind sei nicht der Sohn Ludwig's XVI. Diese Aussage war zu frappant, als daß sie verschwiegen gehalten worden wäre; sie verbreitete sich und Die, welche am besten wußten, wie wahr diese Behauptung Desault's sei, sorgten dafür, das Zeugniß des Arztes

und des ihm befreundeten Pharmaceuten zu beseitigen. Desault starb plötzlich am 2. Juni und Choppart ebenso plötzlich am 4. Juni. Sevestre hatte also gute Gründe, so lakonisch den Tod des Arztes anzukündigen, den die allgemeine Stimme damals bereits einer Vergiftung zuschrieb *).

---

*) Ein Schüler Desault's, der das Vertrauen seines Lehrers hatte, Namens Abeillé, wurde durch die Todesart desselben so geängstigt, daß er die Flucht ergriff und sich nach Nordamerika rettete, wo er offen den Tod Desault's dem Umstande zuschrieb, daß dieser erklärt habe, das ihm zur Behandlung übergebene Kind im Tempel sei nicht der Dauphin gewesen. In Gruau de la Barre's Werk: „Louis XVII, Rotterdam, Nijgh 1846, 4 Bde.", ist folgende Erklärung darüber mitgetheilt:

„Ich Unterzeichneter erkläre, daß ich im Jahre 1830 in meinem Wohnort Neuyork die Bekanntschaft des Doctors Abeillé, ehemaligen Schülers des Doctors Desault, welcher den Dauphin, Sohn Ludwig's XVI., im Tempel behandelte, gemacht habe, und daß genannter Abeillé mir mehrmals versichert hat, der Dauphin sei nicht im Tempel gestorben, sondern, um seinen Tod glauben zu machen, habe man an seine Stelle ein anderes Kind seines Alters gebracht. Er erklärte ferner, daß diesem Kinde Gift beigebracht worden, daß der Doctor Desault zu ihm geführt, um dasselbe zu heilen, es ein Gegengift nehmen lassen, daß derselbe jedoch, in dem Kranken den ihm wohlbekannten Herzog der Normandie nicht erkennend, die Unbesonnenheit begangen, dies einem seiner Freunde zu eröffnen, und daß besagter

Die Welt und die Geschichtschreibung hat sich bei dem mitgetheilten Todtenschein über Louis Charles Capet beruhigt. Die Gewalthaber in Paris im Juni 1795 waren dabei keineswegs beruhigt. In der

---

Doctor Desault den Tag darauf, unzweifelhaft wegen seiner unvorsichtigen Erklärung vergiftet, gestorben sei."

Der Doctor Abeillé hat wegen seiner Eigenschaft als Eleve Desault's, für sein eigenes Leben besorgt, Frankreich damals augenblicklich verlassen, um sich nach den Vereinigten Staaten zu begeben, wo er seit dieser Zeit sich aufhält. Als ich 1830 seine Bekanntschaft machte, wohnte er Nr. 27 Reid-Street, Broadway, hinter dem Washington-Hotel zu Neuyork.

Zur Beglaubigung dessen habe ich diese Erklärung als ein Zeugniß der Wahrheit abgegeben. F. M. Estier.

London, 22. Mai 1843.

18 High-Street, Camden Town."

In Uebereinstimmung damit sagt die Gräfin d'Adhemar in ihren „Souvenirs sur Marie-Antoinette" deren Dame du Palais sie war:

„Die Freude des Königs verdoppelte sich, als die Königin einen zweiten Prinzen gebar, den man Herzog der Normandie nannte, das unglückliche Kind, dessen Regierungszeit in einem Kerker verfloß, wo es jedoch nicht den Tod gefunden hat. Ich will gewiß nicht auf irgend eine Weise dazu beitragen, um Betrüger zu unterstützen; aber während ich dies schreibe, im Mai 1799, erkläre ich auf meine Seele und mein Gewissen, daß ich positiv weiß, daß Seine Majestät Ludwig XVII. im Gefängniß des Tempels nicht gestorben ist. Den Vendéern zugesagt, ist er

Ueberzeugung, daß der echte Dauphin nicht im Tempel gestorben, sondern entflohen sei, hatte die Polizei der Republik Befehle auf ihn zu fahnden erhalten. Mehrfache Verhaftungen fanden in Folge dessen statt. In

ihnen in der That ausgeliefert worden; aber zu gleicher Zeit hat man mit einer teuflischen Politik, um dieser Auslieferung allen Werth zu nehmen, die Nachricht von seinem Tode verbreitet. . . . Was aus dem Prinzen geworden, weiß ich nicht. Der Revolutionsmann Cambacérès allein könnte meine Angaben vervollständigen, denn er weiß über diese Angelegenheit mehr als ich."

Vergleiche auch Touchard-Lafosse, „Souvenirs d'un demi-siècle":

„Was unwidersprechlich historisch feststeht, das ist, daß der junge Prinz krank wurde, und daß die beiden Aerzte, die ihn behandelten, plötzlich starben. . . . Was den Procès-verbal der Leichenschau durch die Aerzte angeht, denen man die Leiche vorwies, mit der Behauptung, es sei die von Louis Charles de Bourbon, so schlage man den Moniteur nach, er enthält dies Actenstück, und wenn man darin Spuren einer Ueberzeugung dieser Herren findet — nun, so muß man einen guten Glauben haben!"

Diese Zeugnisse, daß man an den Tod des wirklichen Dauphins seiner Zeit vielfach nicht glaubte, ließen sich aus zahlreichen andern Schriftstellern vervielfältigen. Wir fügen nur noch hinzu, daß der Todtenschein juristisch ohne Beweiskraft ist, weil am 12. Juni die gesetzliche Frist, binnen welcher die Urkunde aufgenommen werden mußte, verflossen war, und weil

Thiers, Departement Puy-de-Dôme, wurde der junge Morin de Guerivière, weil man ihn für den Dauphin hielt, verhaftet, und erst am 22. Messidor III (10. Juli 1795) wieder in Freiheit gesetzt. Zur selben Zeit wurde in Paris Leon Louis Maillard, der später Boulevard und Hôtel Beaumarchais in Paris wohnte, auf Befehl des Sicherheits-Comité als der flüchtige Dauphin arretirt. Noch im September 1800 wurde ein junger Mensch von 15 Jahren im Gefängniß zu Chalons, dann zu Vire als Louis Charles de France eingesperrt gehalten. Amtlich beglaubigte Actenstücke über diese Verhaftungen sind in unsern Händen.

Wie wenig der Tod des Dauphins geglaubt wurde, geht auch aus den öffentlichen Blättern jener Zeit hervor. So heißt es z. B. im officiellen Regierungsorgan, im Moniteur vom 9. Juli 1795: „Die Engländer haben 10,000 Emigranten auf der Küste der

---

auch andern gesetzlichen Erfodernissen nicht genügt ist. Das Gesetz schreibt z. B. vor, daß die Erklärung des Todesfalls von den nächsten Verwandten ausgehe; danach hätte die Herzogin von Angoulème, die ja im nächsten Zimmer neben dem Dauphin gefangen saß, unerläßlich zur Constatirung herbeigezogen werden müssen. Auch fehlt die Unterschrift des Commissärs der Section des Tempels, dem die Aufsicht über den Prinzen übertragen war.

Bretagne ausgesetzt; sie haben Belle-Isle aufgefodert, sich Ludwig XVII. zu ergeben."

Hätten die Gewalthaber von 1795 die Zweifel am Tode des Dauphins, die rund um sie her laut wurden, nicht getheilt, hätten sie nicht selbst nur zu gut die Wahrheit gewußt — sicherlich würden sie den Gerüchten energisch entgegengetreten sein; sie brauchten ja nur die Leiche des gestorbenen Kindes wieder aufgraben und durch Männer anerkennen zu lassen, die den Sohn Ludwig's XVI. notorisch kennen mußten. Ist es nicht ein schlagender Beweis wider sie, daß sie gerade das Umgekehrte thaten? Dies geht aus der folgenden Erklärung eines Sieur Charpentier in Paris hervor, die wir amtlich haben aufnehmen lassen und besitzen:

„Am 25. Prairial Jahr III der Republik (13. Juni 1795) um fünf Uhr Nachmittag erhielt ich den Befehl, sofort vor dem Revolutions-Comité der Section des Luxembourg zu erscheinen. Ich begab mich hin und erhielt durch ein Mitglied den Befehl, am selben Tage um 10 Uhr Abends, begleitet von zwei meiner Arbeiter, deren jeder mit einer Schaufel versehen, wieder zu kommen.

Um die festgesetzte Stunde stellten wir uns zu Drei beim Comité ein; nachdem wir bis elf Uhr gewartet,

erschien ein Mitglied desselben mit seiner Schärpe bekleidet und hieß uns, ohne weitere Erklärung, in einen Fiacre steigen, der uns bis ans Ende des Jardin des Plantes brachte. Er befahl uns, hier auszusteigen und ihm auf den Friedhof von Clamart zu folgen, fortwährend stumm über unsere Bestimmung. Als wir auf dem Friedhofe ankamen, mochte es halb zwölf Uhr sein; unser Führer befahl dem Friedhofwächter, der uns das Thor geöffnet hatte, sich zurückzuziehen. Dieser, der wahrscheinlich seine Wohnung im Umkreise des Friedhofs hatte, gehorchte augenblicklich. Was uns, mich und meine Arbeiter, angeht, so mußten wir abermals warten; nach einer Weile, nachdem das Mitglied des Revolutions-Comité sich überzeugt hatte, daß Niemand mehr in unserer Nähe, foderte dieser Beamte uns auf, ihm nach rechts hin zu folgen, etwa acht oder zehn Schritte vom Eingange. Hier befahl er uns, möglichst rasch ein Grab von drei Fuß Breite, sechs Fuß Länge und gleicher Tiefe zu graben. Wir gehorchten diesem Befehle und begannen die Arbeit, nur waren wir gezwungen, das Grab um zwei Fuß länger zu machen, da zwei Arbeiter zusammen auf einen Raum von sechs Fuß nicht hinreichenden Platz sich zu bewegen hatten.

Wir hatten auch die vorgeschriebene Tiefe bereits

um einen Fuß überschritten, als wir das Heranrollen eines Wagens vernahmen, der in unserer Nähe anhielt.

In diesem Augenblicke hieß man uns, mit der Arbeit aufzuhören. Das Friedhofthor öffnete sich und wir sahen aus dem Wagen drei andere Mitglieder des Revolutions-Comité steigen, kenntlich an ihren Schärpen, mit denen sie umgürtet waren wie Der, welcher uns hergeführt hatte.

Jeder von uns konnte zugleich wahrnehmen, wie man einen acht bis zehn Zoll breiten und etwa vier und einen halben Fuß langen Sarg aus dem Wagen hob, den die Mitglieder des Comité selbst unter Beistand des Kutschers trugen und am Eingange des Friedhofs niedersetzten; darauf foderte man uns, meine Arbeiter und mich, auf, uns fortzubegeben.

Aber einen Augenblick nachher wurden wir von neuem herbeigerufen und wir konnten jetzt bemerken, daß man in der Zwischenzeit den Sarg in die Grube niedergelassen und mit fünf bis sechs Zoll hoch Erde bedeckt hatte.

Man befahl uns nun, die Grube auszufüllen; dann die Erde mit den Füßen zusammenzutreten und mit allen unsern Kräften einzustampfen.

Es war augenscheinlich, daß man beabsichtigte, an

dieser Stelle die Spuren von frisch aufgeworfener Erde verschwinden zu machen.

Als Alles auf diese Weise vorüber, empfahl man uns auf das allernachdrücklichste, über die Dienstleistung, zu der wir verwandt worden, Schweigen zu beobachten: man versicherte uns dabei, daß man Denjenigen, der sich die leiseste Indiscretion zu Schulden kommen lasse, wiederzufinden wissen werde.

Endlich gab man jedem von den Arbeitern ein Assignat von zehn Francs; was mich betrifft, so versprach man mir einen Lohn, den ich mich wohl hütete abzuholen, aus hinreichenden Gründen, — und der, auch ohne diese Gründe, mich sehr wenig lockte, besonders da ich eins der vier Comitémitglieder lachend hatte zu den andern sagen hören: Nun hat der kleine Capet einen langen Weg zu machen, wenn er zu seiner Familie zurück will."

So weit die Erklärung des Sieur Charpentier; sie bedarf keiner Erläuterung. Statt die Leiche des vorgeblichen Dauphins recognosciren zu lassen, ließ man sie in der Nacht verschwinden und begrub sie, wo Niemand sie suchte.*)

*) Ludwig XVIII. ließ während der Restauration Nachgrabungen auf dem Friedhofe von Sainte-Marguerite machen, um

Gehen wir nun zu dem zweiten Actenstück über, welches man uns zum Beweise des Todes des Sohnes Ludwig's XVI. entgegenhält.

Nachdem Desault und Choppart rasch nacheinander gestorben, wurden die Aerzte Pelletan und Dumangin berufen, den kranken Knaben im Tempel zu behandeln. Als dieser Knabe gestorben war, nahmen diese Aerzte folgendes Protokoll über die Autopsie der Leiche, am 21. Prairial (9. Juni), im Tempel auf.

„Wir Unterzeichneten, Jean Baptiste Eugenie Dumangin, Oberarzt des Hospice de l'Unité, und Philippe Jean Pelletan, Oberchirurg des großen Hospice de l'Humanité, begleitet von den Bürgern Nicolas Jeanroy, Professor an der Schule der Heilkunst zu Paris, und Pierre Lassus, Professor der gerichtlichen

die Ueberreste seines Neffen zu entdecken und sie in Saint-Denis beisetzen zu lassen. Aber man fand auf diesem Friedhofe keine Spur von ihnen vor. Charakteristisch ist auch folgende Thatsache: Der Arzt Pelletan hatte bei der Obduction im Tempel das Herz der Leiche an sich genommen. Nach der Restauration wollte er es der Herzogin von Angoulême überreichen, diese aber weigerte sich lange Zeit, es anzunehmen. Bedeutungsvoll ist ferner, daß während der Restauration der Trauergottesdienst in St.-Denis immer für Ludwig XVI., Marie Antoinette und Madame Elisabeth, aber nicht für den Dauphin gehalten wurde. Man fürchtete offene Weigerung der Geistlichkeit.

Medicin an der Ecole de Santé zu Paris, welche wir uns beigeordnet haben, kraft eines Beschlusses des allgemeinen Sicherheitsausschusses der National-Convention, datirt vom gestrigen Tage und unterzeichnet Bergoing, Präsident, Courtois, Gauthier, Pierre Guyomard, um zusammen zur Eröffnung der Leiche des Sohnes des verstorbenen Louis Capet zu schreiten und den Befund zu constatiren, haben verhandelt wie folgt:

Angekommen um elf Uhr Morgens an dem äußeren Thore des Tempels, sind wir durch die Commissäre empfangen worden, welche uns in den Thurm eingeführt haben. Im zweiten Stockwerk angelangt, fanden wir in der zweiten Abtheilung eines Wohnraumes auf einem Bette den todten Körper eines Kindes, welches uns ungefähr zehn Jahre alt schien, von welchem die Commissäre uns sagten, daß es der Sohn des verstorbenen Louis Capet sei, und in dem zwei von uns das Kind wieder erkannten, das sie seit einigen Tagen in Behandlung gehabt. Die erwähnten Commissäre erklärten uns, daß dieses Kind am Tage zuvor gegen drei Uhr Nachmittags gestorben sei. Wir haben danach die allgemeinen Zeichen des Todes zu verificiren gesucht und dieselben charakterisirt gefunden durch die Blässe, Starrheit, begonnene Verwesung u. s. w.

Wir haben, bevor wir zur Eröffnung schritten, eine allgemeine Magerkeit, welche die des Marasmus ist, wahrgenommen; der Unterleib war außerordentlich gespannt und meteorisirt. Wir fanden bedeutende Geschwülste an der innern Seite des rechten Knies und am Os radius am linken Arm. Der Leib enthielt mehr als eine Pinte einer fauligen Flüssigkeit, die ...."

Aber ich will, unterbrach der Vorleser hier sich selbst, mit einem Blick auf die zwei zuhörenden Frauen, nicht weiter mit den Aerzten in diesen durch und durch kranken, innerlicher Verwesung offenbar schon seit langem anheimgefallenen Körper eindringen: es genügt, die Schlußworte des Protokolls anzuführen:

„Alle die Störungen und Fehler, welche wir in Obigem aufgezählt haben, rühren offenbar von einem Skrophelübel her, das schon seit langer Zeit vorgewaltet hat, und dem man den Tod des Kindes zuschreiben muß.

Das gegenwärtige Protokoll ist aufgenommen und geschlossen zu Paris, am obgedachten Ort, durch die Unterzeichneten, um vier ein halb Uhr Nachmittags, Tag und Jahr wie oben.

Gezeichnet: J. B. E. Dumangin, P. J. Pelletan, P. Lassus, N. Jeanroy."

Für Jeden, welcher den Dauphin und die andern

Mitglieder seiner Familie kannte, spricht dieses Actenstück mit schlagender Deutlichkeit: denn er weiß, daß dieses durch die Rhachitis zum Jammerbild entstellte Wesen, welches die Aerzte uns hier ausmalen, nicht der Sohn Ludwig's XVI. sein kann, ein Kind, das nie die geringste Anlage zu Skropheln hatte, ebensowenig wie sie sich je an seinen Aeltern oder an seiner Schwester gezeigt. Der Dauphin war blühend und kerngesund, er war lebhaft und früh entwickelt, dem ist noch nie widersprochen worden. Daß er auch nicht im Tempel skrophulös geworden, beweisen die im Jahre 1795 veröffentlichten amtlichen Bülletins, die man nach dem Sturz Robespierre's über seine Gesundheit herausgab. Welcher Widerspruch liegt ja auch in diesem Bericht der Aerzte, die den Körper seciren, von welchem die Commissäre ihnen „sagen, daß es der Sohn des verstorbenen Louis Capet sei", und die darin die Leiche eines Knaben finden, der schon seit Jahr und Tag am elendiglichsten Siechthum hingewelkt sein muß, — welcher Widerspruch mit dem Bericht Sevestre's im Convent, der von einem Erkranken „seit einiger Zeit", von Geschwulst, hinzutretendem Fieber und Tod spricht!

Aber wenn dieser todte Knabe nicht der Dauphin war — wer war es sonst?

Wir haben glücklicher Weise eine Antwort hierauf, wie auf jede andere Frage, die der Zweifel und die Skepsis uns einwerfen könnte! Diese Antwort ist das Ergebniß unserer unermüdlichen Nachforschungen. Das im Tempel gestorbene Kind war, um den geretteten Dauphin zu ersetzen, aus dem Hôtel Dieu in Paris genommen worden, und zwar aus der Salle Saint-Louis. Es war der Sohn einer Gärtnerin aus dem Küchengarten zu Versailles. Die Mutter hat sich später, erschrocken über die Folgen, welche der Betrug für sie haben konnte, bei dem sie Mitschuldige war, weil sie ihre Einwilligung dazu gegeben, mit einer Tochter nach Amerika geflüchtet, wo Cazotte sie kennen gelernt hat. Ihre Tochter lebt heute noch auf der Insel Martinique.

Für das dem Hôtel Dieu entnommene Kind mußte ein anderes substituirt werden; dies geschah, aber es war ein gesunder Knabe, den man dazu sich verschaffte. In merkwürdiger Uebereinstimmung damit meldet die Gazette médicale aus jener Zeit, daß ein wahres Wunder sich im Hôtel Dieu zugetragen habe: ein schwer kranker Knabe sei binnen acht und vierzig Stunden vollständig gesund geworden!

Wir haben also gesehen, daß die Urkunde über den Tod des Sohnes Ludwig's XVI. keine Beweis-

kraft hat; daß der Tod des Dauphins von den Machthabern selbst nicht geglaubt wurde; daß sie die Leiche heimlich und bei nächtlicher Weile beseitigten, um eine Constatirung der Identität unmöglich zu machen; daß sie den Aerzten zur Behandlung und Autopsie ein rhachitisches Kind haben übergeben lassen, welches unmöglich der Sohn Ludwig's XVI. sein konnte.

Gehen wir zu einer andern Thatsache über, die geeignet ist, ein auffallendes Licht auf die Wahrheit der Erklärungen zu werfen, die ich später über die Geschichte der Rettung des Dauphins geben werde.

Es ist allbekannt, daß der im Tempel gefangen gehaltene Knabe lange Zeit hindurch keine Sylbe gesprochen hat. Man behauptet, es sei dies ein Entschluß des Kindes gewesen, den es gefaßt habe am 5. October 1793, an welchem Tage Hebert und Simon ihn gezwungen hatten, eine für seine Mutter beschimpfende, ihre Sittlichkeit verleumdende Aussage zu unterschreiben.

Nach dem Tode Robespierre's, am 19. December 1794, begaben sich mehrere Mitglieder des Sicherheitsausschusses in den Tempel, um sich von dem wirklichen Zustande des jungen Prinzen zu überzeugen. Einer von ihnen nahm über diesen Besuch ein Mémoire auf, welches die abscheulichen Mishandlungen,

denen der Knabe früher unterworfen gewesen, documentirt. Diese Mitglieder des Sicherheitsausschusses redeten mit der größten Güte zu ihm; man erkundigte sich sorgfältig nach Allem, was er wünschen könne; man unterließ nichts, um ihm zu beweisen, daß man mit den wohlwollendsten Absichten zu ihm komme: aber man fand es unmöglich, auch nur eine Sylbe zur Antwort zu erhalten. Der Schluß des Mémoire lautet wörtlich:

„Ich fragte ihn, ob er mit seinem Dîner zufrieden sei? Keine Antwort. Ob er Obst wünsche? Keine Antwort. Ob er Trauben gern esse? Keine Antwort. Die Trauben, die ich für ihn holen lassen, wurden gebracht. Wünschen Sie noch welche davon? Keine Antwort.

Wir durften jetzt nicht mehr zweifeln, daß jeder Versuch von unserer Seite, eine Antwort aus ihm herauszubringen, vergeblich sein würde. Ich stellte ihm vor, daß sein Schweigen für uns desto mehr kränkend sei, weil wir es nur dem Umstande zuschreiben könnten, daß wir ihm persönlich Misfallen eingeflößt hätten; daß wir demzufolge der Regierung vorschlagen würden, andere Commissäre, welche ihm besser gefallen würden, zu ihm zu senden. Derselbe ausdruckslose Blick — und keine Antwort.

Wollen Sie jetzt, daß wir uns zurückziehen sollen? Keine Antwort.

Wir entfernten uns jetzt, um uns unsere Gedanken über den moralischen und physischen Zustand des jungen Prinzen mitzutheilen. In dem Vorzimmer fragte ich die Aufseher, ob das hartnäckige Schweigen wirklich von dem Tage an datire, an welchem die brutalste Gewaltthätigkeit ihn die abscheuliche und abgeschmackte Deposition habe niederschreiben und unterzeichnen lassen? Sie wiederholten ihre Versicherung in dieser Beziehung. Diese Mittheilung wird Menschen von Gefühl auf immer einen tiefen Schmerz erregen. Aber auch die Beobachter der Natur mögen sich damit beschäftigen. Ist es möglich, daß ein Kind im Alter von neun Jahren einen solchen Entschluß fasse und dabei ausharre? Wahrscheinlich ist es sicherlich nicht; aber Denen, welche es leugnen sollten, stelle ich die bestimmte, von vielen Zeugen bestätigte Thatsache entgegen."

Dies sind die eigenen Worte des Abgeordneten des Sicherheitsausschusses. Aber trotz der bestimmten Thatsache, die er behauptet, — wer in der Welt wird seinen Glauben theilen, wer wird sich einreden lassen, daß ein Kind von neun Jahren einen Zeitraum von beinahe zwei Jahren hindurch — vom 5. October 1793

bis zum 8. Juni 1795 — den Entschluß durchführt, keine Sylbe über seine Lippen kommen zu lassen? Und wer wird nicht einräumen, daß das denn doch jedenfalls unendlich unglaublicher ist als Alles, was wir über die Rettung des Dauphins angeben!

Auch stimmt mit diesem Bericht keineswegs — und wir bitten, eine besondere Aufmerksamkeit diesem Umstande zu schenken — ein späterer officieller Bericht an den Convent überein. Darin heißt es: „Am 16. März (1795) besuchte ein öffentlicher Beamter unter Begleitung einer andern Person den Sohn Ludwig's XVI. Beim Eintreten in sein Wohngemach fanden sie ihn an einem Tische sitzend, den Kopf auf die Hand gestützt. Er stierte ausdruckslos die Eintretenden an — ein Anblicken konnte man es kaum nennen. Man fragte ihn, ob er zu dîniren wünsche. Er antwortete: Ja! Sein Mahl bestand aus zwei Schüsseln Fleisch, einem Zugericht und Desert. Er trank und aß mit vielem Appetit. Die Gekommenen versuchten, ihn aus seinem Stumpfsinn aufzureißen, aber ohne Erfolg. Doch spielte er mit einem kleinen Hunde, welchen der Beamte mitgebracht hatte. — Den 17. Morgens ließen dieselben Personen ihm Kaffee mit Rahm bringen, den er sehr liebte. Er war im Bette. Gefragt, ob er frühstücken wolle, sagte er: Ja! .... Er hat

zwei Aufwärter, einer, der sich mit ihm beschäftigt, der andre, welcher sein Zimmer reinigt u. s. w. u. s. w."

Wir haben also zwei officielle Urkunden, eine vom 19. December 1794 über einen Dauphin, der durchaus stumm ist; eine vom 16. März 1795 über einen Dauphin, der keinesweges stumm ist, sondern auf alle Fragen mit Ja antwortet, der auch so in Stumpfsinnigkeit verfallen, daß er unmöglich die unerhörte Energie, zwei Jahre lang zu schweigen, gehabt haben könnte!

Diese Thatsachen werden hinreichen, auf die Erzählung des Dauphins, auf seine Angaben über die Art und Weise, wie er aus den Händen seiner Peiniger errettet worden, ein glänzendes Licht der Wahrheit zu werfen, auch wenn er sie nicht durch die schlagendsten Zeugnisse bewahrheiten könnte. Ich führe nur vorher noch an, daß der Dauphin die Erzählung seiner Schicksale aufgeschrieben und vielfach mitgetheilt hat, noch bevor er alles Das, was ich bislang voraussandte, insbesondere die angeführten Actenstücke irgend kannte, als er noch durchaus unbekannt war mit Allem, was außerhalb seiner Kerkerwände vorgegangen. Alles bisher Erörterte ist Ergebniß meiner eigenen persönlichen Nachforschungen.

Die Erzählung des Prinzen über seine Flucht aus dem Tempel ist die folgende:

Man hatte, so gibt der Dauphin an, den Entschluß gefaßt, mich meinen Henkern zu entziehen. Aber man sah bald die Unmöglichkeit, zu mir zu gelangen, ein. Ein einziger Weg führte zu mir: und dieser Weg war so sorgfältig bewacht, daß nicht das geringste, nicht das kleinste Wesen, ohne bemerkt worden zu sein, aus dem Tempel herein oder hinaus gekommen wäre.

Man gelangte in mein Gefängniß durch einen kleinen äußern Ausbau am Thurm des Tempels, worin sich die Stiege befand. Dieser Ausbau hatte eine einzige Thür, an welcher Tag und Nacht die genaueste Ueberwachung geübt wurde, von innen wie von außen. Jedermann, der in den Thurm gelassen sein wollte, wurde vor die Municipalcommission geführt, die sich in einem Raume des untern Geschosses aufhielt, und durchsucht; beim Austreten aus dem Thurm dieselbe Untersuchung, der man deshalb nicht entschlüpfen konnte, weil eine Schildwache ihren Posten davor hatte und die Stiege die einzige Verbindung aller Geschosse des Gebäudes bildete. Der Platz für die Wachtmannschaft war im zweiten Geschoß, in einem Raume ganz wie das darunter liegende, worin die von der Municipalität angeordneten oder abgesandten Commissäre sich aufhielten, ebenfalls ein einziges Ge-

wölbe, ohne trennende Zwischenwände. Diese strenge Ueberwachung war eingeführt worden, weil der Plan, mich zu entführen, laut geworden war. Meine Freunde aber hatten geschworen, ihr Leben daran zu setzen, mich den Händen meiner Henker zu entreißen.

Nach dem Tode Robespierre's wurde jedoch in jener strengen Ueberwachung nachgelassen. Man durchsuchte die Ein- und Ausgehenden nicht mehr mit der früheren Rücksichtslosigkeit. Aus dem Tempelthurm mich hinauszuführen war aber trotzdem immer noch unmöglich. Es blieb also, wollte man mich retten, nichts übrig, als mich fürs Erste im Tempel zu verbergen, um den Glauben zu erregen, ich sei entführt worden. Der Gedanke war kühn und verwegen, aber es war, wie gesagt, der einzige Weg der Rettung, welcher übrig blieb. Auch war nichts leichter, als mich für den Augenblick verschwinden zu lassen. Die Gegenstände, welche man aus meinem Wohngemach hinunterbrachte, wurden ohne Aufsicht bis in das zweite Geschoß, das der Wache, hinabgetragen. Man konnte mich also aus meinem Kerker lassen, ohne eine Entdeckung zu fürchten. Man konnte mich dann freilich nicht *hinunter* bringen; aber es war möglich, mich *hinauf* zu bringen. Meine Schwester, welche im dritten Geschoß neben mir eingesperrt war, hatte

weder Schildwache noch Municipalwächter vor ihrer Thür. Das Wagniß hatte mithin die beste Aussicht auf Erfolg. Deshalb, nachdem Alles vorbereitet, schritt man zur Ausführung.

Man wird hier, schaltete der Vorleser sich abermals unterbrechend ein, in der Darstellung des Prinzen die Angabe der Personen vermissen, welche sich als Werkzeuge zu seiner Rettung gebrauchen ließen .... man könnte, bevor er nicht diese wichtigste aller sich an seine Flucht knüpfenden Fragen beantwortet, seiner Erzählung den Glauben versagen. Ich bitte deshalb um Geduld — ich werde auf diesen Gegenstand sogleich zurückkommen!

Monsieur Jean las nun weiter:

Eines Tages ließen mich meine Beschützer eine Dosis Opium nehmen, die ich für Medicin hielt, und bald darauf befand ich mich in einem halb wachen, halb träumenden Zustande. In diesem Halbschlaf nahm ich wahr, wie man ein Kind statt meiner in mein Bett legte und wie ich dafür in einen Korb gebracht wurde, in welchem dies Kind unter meinem Bette versteckt gewesen war. Es kam mir vor, als ob dies Kind leblos, als ob es nichts Anderes als eine Puppe sei, deren Maske mit meinen Zügen Aehnlichkeit hatte. Die Vertauschung wurde vorgenommen

in dem Augenblick, in welchem man die Wache ablöste; die neu eintretende begnügte sich damit, in mein Zimmer zu schauen und, um sich von meiner Gegenwart zu überzeugen, einen Blick auf das Kind im Bette zu werfen; der Mann zog sich zurück, nachdem er ein schlafendes Wesen im Bette wahrgenommen hatte. Unterdeß hatte ich vollständig die Besinnung verloren. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich in einer großen Kammer eingeschlossen, die mir vollständig fremd war; es war das vierte Geschoß des Thurms. Alte Möbel von allen Arten erfüllten diesen Stock, zwischen welchen man mir ein Versteck bereitet hatte, neben einem, in einem Seitenthürmchen angebrachten Cabinet, in welchem sich Lebensmittel für mich fanden. Jeder andere Ausgang war verbarrikadirt. Um in meinen Versteck zu kommen, mußte ich eine lange Strecke unter altem Gerümpel her gezogen worden sein. Vor dieser Verbergung hatte einer meiner Freunde mir begreiflich gemacht, auf welche Weise ich gerettet werden sollte, falls ich verspreche, immer zu schweigen, alle mögliche Pein lieber zu erdulden, als mich zu beklagen; wenn ich eine einzige unkluge Bewegung mache, sei ich verloren; er hatte mir besonders eingeschärft, daß ich, wenn ich in meinem Versteck sei, nicht daran denken solle,

Hülfe zu verlangen, und immer meine Rolle als Stummer beibehalten müsse.

Bei meinem Erwachen nun erinnerte ich mich dieser Ermahnungen und faßte den festen Entschluß, eher zu sterben, als sie außer Acht zu lassen. Ich aß, ich trank und ich wartete in Geduld auf meine Freunde. Ich sah meinen eigentlichen Retter von Zeit zu Zeit, in der Nacht, wenn er mir herbeibrachte, was ich bedurfte. Am Abend desselben Tages, an welchem meine Entfernung stattfand, war die Puppe entdeckt worden: die Regierung, davon in Kenntniß gesetzt, hatte beschlossen, die Entweichung streng geheim zu halten. Meine Freunde ihrerseits hatten, um die Gewalthaber desto besser zu täuschen, ein Kind gleichen Alters mit mir aus einem der Thore von Paris, wenn ich nicht irre nach Strasburg, gesandt und den Letzteren zugeflüstert, daß ich es sei, der auf dieser Route entflohen. Die Regierung aber ließ, um meine Entweichung zu verdecken, an meine Stelle heimlich ein gleichaltriges und taubstummes Kind bringen und die bisherige Wache zugleich verdoppeln. Dieser Zuwachs von Vorsicht verhinderte meine Freunde, ihren Plan, so wie sie ihn ursprünglich ausgedacht, zu vollführen. Sie mußten die Hoffnung aufgeben, mich schon jetzt aus dem Tempel zu bringen. Ich blieb also in mei-

nem abscheulichen Loch, in dem ich wie lebend begraben war, versteckt.

Ich hatte um diese Zeit ungefähr das Alter von neun und einem halben Jahre; gewöhnt an Ungemach durch meine langen Leiden, machte ich mir wenig aus der Kälte, die ich fühlte, denn es war im Winter, daß man mich so eingemauert hatte. Meine Freunde hatten sich zeitig Schlüssel zum vierten Geschoß des Tempels zu verschaffen gewußt, um vorher vorzubereiten, was zu meinem Aufenthalt dort nöthig war. Niemand konnte ahnen, daß ich dort oben steckte, der ganze Raum war nie geöffnet worden, und wäre Jemand hineingekommen, so hätte er mich nicht sehen können; der Freund, der mich besuchte, schlich sich mit äußerster Vorsicht auf den Zehen zu mir. War er auf Hindernisse gestoßen und kam nicht, so verhielt ich mich ruhig wie ein Unglücklicher in seiner Oubliette.

Während ich so in meinem Versteck saß, hatten, wie gesagt, die in meine Entfernung eingeweihten Gewalthaber sich durch ihre politische Stellung und die Lage der Dinge gezwungen gesehen, Alles aufzubieten, um die Wahrheit nicht bekannt werden zu lassen. Zu dem Ende hatten sie ein stummes Kind in den Tempel gebracht, bestimmt, meine Rolle zu spielen. Da es jedoch viele Personen in Paris gab,

welche den Dauphin kannten, so wurde der Befehl ertheilt, Niemand, der ihn früher gesehen, in den Tempel zu lassen. Um die Anwesenheit und Existenz des vorgeblichen Dauphin zu constatiren, wurden nur solche Individuen in den Tempel geschickt, welche entweder in das Geheimniß eingeweiht waren, oder mich nie erblickt hatten. Ich kann keine Rechenschaft darüber geben, wie trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln sich unter der Hand das Gerücht verbreitete, der echte Dauphin sei nicht mehr im Thurm des Tempels. Genug, es tauchte auf und erschrocken darüber, dachten die Revolutionsmänner daran, den stummen Knaben sterben zu lassen, um das fatale Spiel zu Ende zu bringen. Man brachte, so hat man mir erzählt, giftige Substanzen in seine Nahrungsmittel und als diese ihre Wirkung äußerten, ließ man den Arzt Desault zu ihm berufen, um den Schein der Menschlichkeit zu retten. Desault besuchte den Kranken, ließ ihn Gegengifte einnehmen und erklärte seinem Freunde Choppart, daß das Kind, welches ihm zur Behandlung übergeben, der Sohn Ludwig's XVI., den er früher gekannt, nicht sei. Diese Erklärung Desault's verbreitete sich; die Mörder meiner Familie wurden dadurch beunruhigt und da sie zugleich wahrnahmen, daß das Leben des stummen Knaben sich trotz ihrer

Vergiftungsversuche erhielt und verlängerte, so kamen sie zu dem Entschluß, an seine Statt ein dem Tode nahes rhachitisches Kind aus einem pariser Hospital zu entnehmen und in den Tempel zu bringen. Zu gleicher Zeit ließen sie, um nicht aufs neue verrathen zu werden, Desault sowol wie Choppart vergiften. Dann sorgte man dafür, daß anstatt dieser Aerzte andere zur Behandlung des rhachitischen Knaben berufen wurden, welche den Sohn Ludwig's XVI. niemals gesehen hatten. Der taubstumme Knabe jedoch, der mich zuerst ersetzt hatte, wurde nicht fortgeschafft, sondern jener Freund, der eigentlich bei dieser ganzen Angelegenheit mein guter Genius war, wußte ihn in den Palast des Tempels zu schaffen und dort zu verbergen. Er that dies in kluger Berechnung: wurde die Flucht ruchbar, stellte man eine Durchsuchung an — so ließ er die damit beauftragten Beamten den Taubstummen im Palast des Tempels finden und lenkte die Nachforschungen von mir ab." —

Ich unterbreche hier die Erzählung des Dauphins, sagte Montmorin, um ein Wort einzuschalten. Was wir gehört, erklärt alles Voraufgesandte. Der taubstumme Knabe ist der, welcher am 19. December 1794 auf jede noch so herzlich betonte Frage der ihn besuchenden Mitglieder des Sicherheitsausschusses durch

ein hartnäckiges Schweigen antwortet, das man sich mit so viel Scharfsichtigkeit durch ein inneres Gelöbniß des Dauphins erklärt! Der rhachitische Knabe, das am Rande des Grabes stehende sieche Kind ist das, welches im Tempel am 8. Juni 1795 wirklich starb und dessen Obduction die Aerzte Pelletan u. s. w. vornahmen, das Kind, welches in äußerster physischer und moralischer Abgespanntheit, im Marasmus, wie es der Obductionsbericht bezeichnet, für alle Fragen nur ein Ja hat.

Man wird uns einwerfen: wenn die eingeweihten Gewalthaber jener Tage, welche Desault vergiften ließen, sich aller Sorge um den Gefangenen entledigen wollten, weshalb vergifteten sie nicht lieber den stummen Knaben, als das gefährliche Experiment zu machen, einen dem Tode nahen Knaben aus dem Hôtel Dieu zu holen und an seine Stelle zu escamotiren? Wir antworten darauf: wir haben nicht in ihrem Rathe gesessen; aber es scheint uns, daß sie die Ergebnisse einer nicht zu umgehenden ärztlichen Obduction im Falle einer Vergiftung zu fürchten hatten. Sie hatten eben das für die Republik so gefährliche Feuer im Innern Frankreichs beschwichtigt; die Vendée hatte sich unterworfen auf die Bedingung hin, daß man den jungen König Ludwig XVII. ihr ausliefere; die,

welche diesen Vertrag eingegangen waren, befanden sich in einer fatalen Alternative. Den Vertrag halten, den Dauphin ausliefern, wie es die in Paris anwesenden zwei Abgeordneten Charette's und der Vendéehäupter, die Herren von Scépeaux und von Bejari*), stürmisch und täglich dringlicher verlangten, das konnten sie nicht, um nicht die Parteien in Paris wider sich in Feuer und Flammen zu bringen; den Dauphin vergiften durften sie nicht, weil ein solches Verbrechen die ganze Vendée wieder in die äußerste Erbitterung und aufs neue in die Waffen gebracht hätte, zu einem Kampf auf Leben und Tod. Der Dauphin mußte sterben — aber er mußte auf natürlichem Wege sterben ... und da der stumme Träger der Rolle des Dauphins keine Anstalten dazu machte,

*) Sie verhandelten mit Barras, Tallien und Fréron, mit denen Fouché und Cambacérès, auch Courtois, Clauzel und Herrmann in der Neigung, den Dauphin auszuliefern, einverstanden waren. Doch schrieb Boissy d'Anglas an den Grafen von Provence in jener Zeit: Die Deputirten machen sich vergebliche Mühe; es herrscht zu viel Macchiavellismus im Convent, als daß man Ihren Neffen Ihnen auslieferte. Die Jakobiner werden es nicht ruhig geschehen lassen, sie complottiren bei hellem Tageslicht und bereiten einen neuen 31. Mai vor. (Vergl. die Memoiren Ludwig's XVIII.)

ersetzte man ihn durch einen Andern, dessen Tage gezählt waren.

Gehen wir jetzt zu einer näher liegenden Frage über, zu der Frage: wer waren die mächtigen Beschützer und Freunde des jungen Königs, welchen es gelang, ihn in den höchsten Stock des Thurms des Tempels zu bringen und dort so lange unentdeckt verborgen zu halten? Warum nennt der Prinz diese Männer von einer so heroischen Entschlossenheit und todesmuthigen Anhänglichkeit an den unglücklichen Sprossen ihres Königshauses nicht? — Er nennt sie nicht, weil er ihre Aufopferung nicht durch die Gefahr lohnen will, welche eine Indiscretion noch heute ihrem Leben bringen könnte. Wir, in diesem Kreise, wir dürfen sie nennen. Es waren Barras und seine Freundin Josephine von Beauharnais, die jetzige Gemahlin des Ersten Consuls; mit ihnen verbunden Hoche, Pichegru, Frotté und Charette. Als Werkzeuge dienten ihnen drei andere Personen: ein im Tempel beschäftigter Maurer Joseph Paulin, eine Madame Delmas und vor Allen der eigentliche Wächter des Prinzen, Laurenz, dessen Obhut er übergeben worden war, nachdem man seinen Peiniger Simon guillotinirt hatte. Er war ein Creole und Josephinens Landsmann. Sie hatte ihn zum Werkzeuge der Rettung des Dauphins

ausersehen und ihm durch Barras' Empfehlung das Wächteramt im Tempel verschafft. Folgende drei Briefe, welche wir hier mittheilen und deren Originale wir besitzen, zeigen diesen Laurenz in seiner Thätigkeit für die Rettung des Dauphins. Sie sind an den General Grafen von Frotté gerichtet.

„Mein General! Ihr Schreiben vom 6. d. M. ist zu spät gekommen und der erste Plan ist ausgeführt, weil es Zeit war. — Morgen muß sein neuer Wächter*) in Thätigkeit treten; es ist ein Republikaner, Cosmier genannt, nach Barras' Versicherung ein braver Mensch, aber ich habe zu Leuten seiner Art kein Vertrauen. Ich bin in großer Verlegenheit, wie ich unserm Gefangenen Nahrungsmittel zukommen lasse, aber ich sorge für ihn, Sie können ruhig darüber sein; die Blutmenschen sind beseitigt und die neuen Municipalwächter haben keine Ahnung davon, daß der kleine Stumme die Stelle des Königskindes eingenommen hat.

Jetzt kommt es nur darauf an, ihn aus diesem

*) Der Prinz hatte deren zwei. Der Name Cosmier (sprich Comier) ist unrichtig angegeben von Laurenz; er hieß Gomin und war zusammen mit Lasne Wächter, als das rhachitische Kind am 8. Juni 1795 starb.

verfluchten Thurm herauszubringen. Aber wie? Barras sagt mir, daß er nichts unternehmen kann bei der jetzigen Ueberwachung. Wenn der Kleine lange bleiben müßte, würde ich wegen seiner Gesundheit beunruhigt sein, denn er hat wenig Luft in seinem Versteck, wo der liebe Gott selber ihn nicht fände, wenn er nicht seine Allmächtigkeit zu Hülfe nähme; aber er hat mir versprochen, eher zu sterben als sich zu verrathen.

Ich darf mich darin auf ihn verlassen. Seine Schwester weiß gar nichts und die Klugheit zwingt mich, sie von dem kleinen Stummen zu unterhalten, als wenn er ihr wirklicher Bruder wäre. Dieser Unglückliche befindet sich vortrefflich, fühlt sich wohl und spielt ohne es zu wissen seine Rolle so gut, daß die neue Wache sich gar nichts Anderes einfallen läßt, als daß er nicht reden will. Gefahr ist also nicht da!

Senden Sie mir bald den getreuen Ueberbringer zurück, denn ich bedarf Ihres Beistandes. Folgen Sie dem Rathe, den er Ihnen mündlich ausrichtet, es ist der einzige Weg, auf dem wir zum Ziele kommen.

Laurenz."

Im Thurm des Tempels, den
7. November 1794.

„Mein General! Ich erhalte Ihren Brief. Ihre Foderung ist unmöglich zu erfüllen; es war sehr leicht, das Opfer hinaufzuschaffen, aber es hinabzubringen ist außer unserer Macht, denn die Ueberwachung ist so außerordentlich, daß ich verrathen zu sein geglaubt habe. Der allgemeine Sicherheitsausschuß hatte, wie Sie wissen, schon die Scheusale Matthieu und Reverchon, begleitet von Harmant de la Meuse, geschickt, um zu constatiren, daß unser Stummer wirklich der Sohn Ludwig's XVI. ist! Was bedeutet diese Komödie, General? Ich begreife es nicht und weiß nicht, was ich von Barras' Betragen denken soll. Gegenwärtig hat er sich in den Kopf gesetzt, unsern Stummen fortzubringen und ein krankes Kind an seine Stelle zu setzen . . . Wissen Sie darum und ist es nicht ein Fallstrick?

General, ich bin sehr in Furcht; man gibt sich gar viele Mühe, um Niemanden in das Gefängniß unsers Stummen zu lassen, damit die Unterschiebung nicht ruchbar werde, denn wenn Jemand das Kind genauer untersuchte, würde es ihm nicht schwer sein, zu begreifen, daß es von Geburt taub und folglich auch stumm ist. Aber noch ein Kind diesem unterschieben . . . . ein krankes Kind würde reden und dadurch unsern zur Hälfte Geretteten verderben und mich

obendrein! Schicken Sie mir bald möglichst unsern Getreuen zurück, nebst schriftlichem Rathe.

Laurenz."

Thurm des Tempels, den 5. Februar 1795.

„Mein General! Unser Stummer ist glücklich in den Palast*) des Tempels hinübergeschafft und wohl verborgen. Dort wird er bleiben und im Fall der Gefahr wird man ihn für den Dauphin nehmen. Ihnen allein, mein General, gebührt dieser Triumph. Jetzt bin ich ruhig; befehlen Sie, ich werde zu gehorchen wissen. Lasne kann meinen Platz einnehmen, sobald er will; die sichersten und wirksamsten Maßregeln sind für die Sicherheit des Dauphins genommen. Demzufolge bin ich bei Ihnen in wenigen Tagen, um Ihnen das Uebrige mündlich auszurichten.

Laurenz."

Thurm des Tempels, den 3. März 1795.

Diese Briefe berichtigen zugleich eine Angabe in der oben mitgetheilten Erzählung des Prinzen; wir müssen dabei im Auge halten, daß der Letztere über

---

*) Wohl zu unterscheiden von dem Thurm des Tempels, dem eigentlichen Gefängniß der königlichen Familie, einem ganz andern Bautheile.

Das, was außerhalb seines Kerkers vorgegangen, nur nach Dem berichtet, was ihm seine Retter mitgetheilt haben; es ist ein Beweis für seine strenge Wahrhaftigkeit, daß er bei seiner Aussage bleibt, auch wenn sie Andern widerspricht und sich nicht bewegen läßt, seine Angaben denen Anderer zu accomodiren. Kehren wir nun zu seiner Erzählung über seine Rettung zurück; er ist uns noch Auskunft zu geben schuldig über die Art, wie er denn endlich aus dem Thurm des Tempels entkommen.

„Am 8. Juni 1795, wie man mir gesagt hat, starb das rhachitische Kind, welches an meine Stelle gebracht war, und nachdem die Autopsie gehalten worden, wurde es in einen Verschlag gelegt, um gleich darauf begraben zu werden. Dieser Sarg mit der Leiche wurde in dem ehemals von meinem Vater bewohnten Zimmer niedergesetzt. Er wurde ausersehen, zu meiner Rettung zu dienen. Als man sich vorbereitete, die Leiche zu bestatten, wurde mir eine starke Dosis Opium gegeben. Man brachte mich dann in den Sarg, aus dem man den todten Knaben nahm, und zwar, wie gesagt, kurz vorher, ehe man kam, um den Sarg zu holen und ihn auf den Friedhof zu bringen. Nachdem die Leiche dann rasch statt meiner in den Versteck im vierten Geschoß, in welchem ich bisher

verborgen gehalten worden, hinaufgeschafft worden war, wurde Freunden, die draußen wachten, ein Zeichen gegeben, ein Wagen fuhr vor und der Sarg, worin ich lag, wurde in diesen Wagen getragen: die Wächter glaubten natürlich nichts Anderes, als daß man ihn zum Begräbniß abhole. Aber der Wagen war vorher zu meiner Flucht hergerichtet. Während der Fahrt zum Friedhof öffnete man den Sarg, legte mich in einen Kasten, den man dazu unter dem Sitz im Fond angebracht hatte, und um dem Sarg die nöthige Schwere zu geben, packte man alte Papiere hinein, die vorsorglich in dem Kasten dazu bereit gelegen hatten. Sobald als auf dem Friedhof von St.-Marguerite der Sarg übergeben und vom Todtengräber ohne Weiteres in sein Grab niedergelassen war — Ceremonien machte man damals nicht — kehrten meine Freunde mit mir nach Paris zurück. Ich wurde der Obhut anderer Freunde anvertraut, ohne daß ich mich der nähern Umstände jenes Tages mehr erinnern kann. Ich weiß nur, daß ich, als ich erwachte, mich in einem Bette und in einer sehr sauber gehaltenen Kammer befand, allein mit meiner Krankenwärterin, welche Niemand anders war als eine Person, die ich bereits früher gesehen, als sie in Männerkleidern im Garten des Tempels Schildwache gestanden und mir

ihre freundliche Gesinnung durch Zeichen kund gethan hatte. Die ganze Angelegenheit wurde glücklicherweise sehr schnell bewerkstelligt, denn kaum war ich in Sicherheit, als das Geheimniß entdeckt wurde. Aber trotz aller Versuche meiner Verfolger, meine Spuren zu entdecken, blieb ich verborgen und gerettet. Schon um diese Zeit wurde übrigens öffentlich behauptet, daß nicht ich es gewesen, der begraben worden. Diese Reden beunruhigten die Regierung, welche den Befehl an ihre Agenten erließ, den Sarg wieder aufzugraben, ihn fest zu vernageln und ihn anderswo einzugraben, damit man ihn, im Fall, daß nachgeforscht werde, nicht wieder finden könne. Trotz dieser Maßregel hörte man jedoch nicht auf, heimlich unter verschiedenen Vorwänden überall Nachsuchungen nach mir zu halten. Meine Freunde fürchteten deshalb, daß ich entdeckt werden könne und ließen mich weibliche Kleider anlegen. So wurde ich in einem Wagen aus Paris hinausgebracht, um mich von der Hauptstadt zu entfernen. Treue Diener empfingen mich auf dem Wege und widmeten mir unter strengster Verschwiegenheit die eifrigste Pflege. Ich sollte mich in Mitte der Armee in der Vendée begeben. Die zärtlichste und aufmerksamste Sorge, von der ich umgeben war, konnte jedoch nicht den Ausbruch einer Krankheit verhindern,

welche die unvermeidliche Folge aller der Schicksale war, die ich überstanden hatte und denen meine Gesundheit endlich unterlag. Ich blieb allein bei der Dame, welche mir von Anfang an als Pflegemutter beigegeben worden und die nicht von mir wich. Sobald ich zur Hälfte genesen, begann sie mich in der deutschen Sprache, die ich durch meine Mutter sprechen gelernt hatte, regelmäßig zu unterrichten, damit ich mit desto größerer Wahrscheinlichkeit für ihren Sohn gelten konnte, wenn die Umstände erlaubten, daß ich meine Knabenkleidung wieder anlegte. Sie war nämlich eine geborene Schweizerin, aus der deutschen Schweiz. Während der ganzen Zeit, daß ich mit ihr in dem Schlosse eines unserer Freunde blieb, des Herrn Thor de la Sonde in der Vendée, sah ich Niemanden. Nur eines Tages kamen drei in Uniform gekleidete Personen zu mir, die ich nicht kannte; meine Pflegemutter sagte mir, es sei der General Charette mit zwei Freunden gewesen."

Dies ist die Erzählung des Prinzen über den Hergang seiner Rettung.

Der Prinz unterbrach hier den Vorleser.

Lassen Sie mich noch einiges Nähere hinzusetzen, sagte er. Als ich im Wagen, der mich zum Friedhof und zurück brachte, versteckt lag, begann schon der

rasche Galopp, in dem gefahren wurde, mich aus meiner Lethargie zu wecken. Man gab mir ein stärkendes Getränk ein. Dann hielt man an und brachte mich in einen andern Wagen, in welchem wir in ein Haus des Faubourg St.-Germain kamen; in diesem Hause habe ich auch den guten und treuen Laurenz wieder erblickt und auch Josephine von Beauharnais gesehen. Sie hatte, wie gesagt, Laurenz, einen Creolen, durch Barras' Vermittelung als Wächter in den Tempel zu mir gebracht. Bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Laurenz in meiner Gegenwart fragte sie ihn, wie man sich des todten Kindes entledigt habe. Laurenz antwortete ihr, daß man in der Nacht nach meiner Rettung aus dem Tempel den kleinen Unglücklichen im Garten des Tempels begraben habe; um das Wiederfinden zu erleichtern, wenn es nöthig werde, bezeichnete er ihr genau den Ort des Grabes. Der Graf Frotté, der Marquis de Briges wurden aus Vorsicht, um sie in den Stand zu setzen, künftige Zweifel niederzuschlagen, ebenfalls hiervon benachrichtigt. — Als meine Gesundheit mich die Reise ertragen ließ, verließen wir Paris, ich und die Dame, welcher meine Person anvertraut war, um uns auf das Schloß des Herrn Thor de la Sonde zu begeben, wo wir blieben, bis ich der Obhut eines Generals

der Vendée anvertraut ward. Ich war in der Vendée nur unter dem Namen der Frau bekannt, die meine Mutter vorstellte; wir lebten sehr einfach in einem Landhause, wo ich, ohne mich um etwas zu kümmern, das außerhalb unserer Gartenmauern vorging, auf alle Bäume kletterte, die ich umfassen konnte. Um diese Zeit machte Josephine die Bekanntschaft Bonaparte's, der damals durchaus nicht an meine Existenz glaubte; um ihn zu überzeugen, da sie ihn mir günstig zu stimmen hoffte, vertraute sie ihm das Geheimniß in Bezug auf das im Garten des Tempels begrabene Kind an. Meine Freunde, die von dieser Mittheilung erfuhren, faßten Argwohn gegen Josephine und hatten nicht mehr dasselbe Vertrauen zu ihr. Dieses Mistrauen und diese Mittheilung von Josephine Beauharnais an ihren Gemahl haben sehr traurige Folgen für mich gehabt. Der Erste Consul gab Befehl, die Leiche des — wie Frau von Beauharnais ihm versicherte — im Garten des Tempels begrabenen Kindes aufzusuchen; diese Leiche wurde in der That gefunden, und zwar ganz in dem von den Aerzten im Obductionsberichte beschriebenen Zustande. Von diesem Augenblicke an glaubte Bonaparte der Versicherung Josephine's; er zweifelte nicht mehr an meiner Existenz. Das Erste aber, was er that, war, daß

er Laurenz unter dem Vorwande, es sei ein Jakobiner, nach Cayenne deportiren ließ.*)

*) Der Andeutungen, daß Napoleon Bonaparte von der Existenz Ludwig's XVII. schon früh und vielfach beunruhigt wurde, sind nicht wenige. Es ist wahrscheinlich, daß er nur deshalb gegen den unglücklichen Grafen Frotté, einen der hervorragendsten Führer der Vendée, eine so empörende Treulosigkeit und Grausamkeit zeigte. Josephine Beauharnais sagt in ihren, von Mlle. Lenormand herausgegebenen Memoiren: „Als Bonaparte zum Consulat gelangt war, beschäftigte er sich zunächst mit der vollständigen Beruhigung der Vendée. Viele Royalisten unterwarfen sich. Der Graf von Frotté jedoch wollte Bonaparte Bedingungen seiner Unterwerfung vorschreiben: er behauptete, daß der unglückliche Sohn Ludwig's XVI., der letzte Dauphin, existire. Er foderte für diesen jungen Prinzen die französische Krone. Das war genug, um ihn augenblicklich auf der Liste Derer streichen zu lassen, welchen Amnestie versprochen wurde.“ —

Der historische Hergang ist der folgende:

Der General Guidal wurde mit einem Briefe des Ersten Consuls an Frotté abgesandt und traf ihn in seinem Schlosse zu Flair. Guidal bewog ihn, nach Paris zu kommen, um persönlich mit Bonaparte zu verhandeln; aber schon in Alençon erhielt er eine Wache und zwanzig Lieues weiter, in Verneuil, wurde er in Folge von Befehlen, die Murat geworden waren, erschossen. — Als Bonaparte die Nachricht erhalten hatte, sagte er: „Der Hof von Mitau hat einen großen Verlust erlitten. Ich beklage Herrn von Frotté; ich würde stolz darauf gewesen sein, ihn zu den Reihen der Meinigen zu zählen; aber wenn ich ihn begnadigt hätte, würde er gefährlich geworden sein, sowol für die eine

Bei meiner Rettung mistraute man der Witwe meines ehemaligen, unter der Guillotine gefallenen Wächters Simon. Aber man hatte Unrecht. Sie hat wesentliche Beihülfe zu meiner Flucht geleistet.*) Aber jetzt lesen Sie meine Schrift weiter, mein Freund! —

Monsieur Jean fuhr zu lesen fort:

„Ich erzählte, daß ich auf dem Schlosse des Herrn Thor de la Sonde krank wurde. Diese Krankheit dauerte lange und trat in einer seltsamen Weise auf; es war eine Anschwellung an allen Gliedern, sodaß ich nur mit Mühe gehen konnte; dann aber brachen plötzlich Geschwüre auf meinem ganzen Körper aus, von denen ich noch die Narben trage. Diese Krisis beendete die Schmerzen, unter denen ich unsäglich litt, und nach und nach schritt meine Genesung vor.

---

wie für die andere Partei — das Beste war, sich ihn vom Halse zu schaffen."

*) Sie hat später beharrlich und fest behauptet, der Sohn Ludwig's XVI. sei aus dem Tempel entkommen. In einem im Jahre 1834 eingeleiteten Criminalverfahren wider einen Baron Richemont, der sich für den Dauphin ausgab, legte ein Arzt ein eidliches Zeugniß darüber ab, daß die Witwe Simon, die er im Jahre 1811 in einem Hospital behandelt, ihm die Entweichung des Dauphin wiederholt versichert habe. Sie wurde deshalb während der Restauration bewacht und für irrsinnig ausgegeben.

Trotz des Geheimnisses, welches uns umgab, und der strengen Abgeschlossenheit, worin wir uns hielten, trotz der ununterbrochensten Vorsichtsmaßregeln und der unablässigsten Fürsorge entgingen wir dennoch nicht dem Verrathe; Gendarmen drangen nächtlich in unsern Aufenthaltsort, rissen mich aus meinem Bette, in Gegenwart von Madame .... meiner Pflegemutter, und brachten mich wieder in ein Gefängniß in einer Provinzstadt, die ich nicht zu nennen weiß. Während ich in dem Schlosse, von dem ich sprach, verborgen war, unterhielt der Marquis de Briges nebst einem aus Genf gebürtigen Schweizer fortwährenden Verkehr mit Madame ...... Er hatte noch eine Freundin, eine ehemalige Palastdame meiner theuern unglücklichen Mutter. Sie waren es, welche damals für alle unsere Bedürfnisse sorgten. Ich habe Herrn de Briges von weitem gesehen, immer als alten Bauern verkleidet; zu jener Zeit aber war er mir unbekannt. Er stand in regelmäßiger Correspondenz mit Frau von Beauharnais. Als ich wieder gefangen war, bestürmte er diese mit Auffoderungen, für mich zu wirken, und in der That gelang es Josephine, jetzt Generalin Bonaparte, mich aus dem Gefängniß wieder zu befreien. Man brachte mich nun in die Hände des Marquis de Briges, bei dem ich ein junges Mädchen, Namens

Marie, fand, und seinen «Jäger Jean», meinen treuen edlen Freund, dessen wahrer Name Graf Montmorin ist.''

An dieser Stelle des Manuscripts angekommen, wollte der Vorleser ein Blatt umschlagen, ohne es zu lesen.

Der Prinz nahm es ihm mit sanfter Gewalt aus der Hand.

Nein, nein, Montmorin, sagte er — ich kann Ihnen den Ausdruck meines Dankes für alles Das, was ich Ihnen schulde, nicht ersparen!

„Der Graf von Montmorin'', las er dann selbst, „war einer der Unglücklichen, welche sich in der Conciergerie zu Paris als Gefangene befanden, während die furchtbaren Septembermorde 1792 vorfielen. Unter einem Haufen von Leichen für todt zurückgelassen, gelang es ihm, sich zu erheben und sein Leben zu retten. Von diesem Zeitpunkt an blieb seine Existenz ein Geheimniß; er opferte sie auf, um mit der erhabensten Hingebung, der unerhörtesten Unerschrockenheit die Tage seines jungen Monarchen zu beschützen — eine jener auserwählten Seelen, welche den Heroismus der Pflichterfüllung —''

Genug, übergenug, fiel jetzt erröthend der Graf Montmorin ein, und, indem er dem Prinzen das Heft entzog, übernahm er selbst wieder das Amt des Vorlesers.

„Diese beiden Freunde“, las er fortfahrend, „Briges, Montmorin und der brave General Frotté, der nur zu bald so schmählich ermordet wurde, leiteten in Gemeinschaft meine Angelegenheiten. Sie beschlossen fürs Erste, Frankreich mit mir zu verlassen. Vorher nahmen sie ihre Maßregeln, eine etwaige Verfolgung, wenn diese eingeleitet werden sollte, auf die unrechte Fährte zu lenken. Sie gewannen einen Menschen, der einen Sohn meines Alters hatte, und gaben ihm das nöthige Geld, um sich nach England einzuschiffen, mit dem Vorgeben, er wolle nach Amerika auswandern. Dann rüsteten wir selbst uns zur Abreise. Wir richteten unsere Schritte nach Italien. Wir gelangten zuerst nach Venedig, wo wir eine Zeitlang blieben. Dann begaben wir uns nach Triest und von dort wieder nach Italien, wo meine Freunde im Geheimen den Schutz des heiligen Vaters Pius VI. für mich gewonnen hatten. Unter meinen Papieren findet sich ein in lateinischer Sprache geschriebenes Actenstück über meine Identität, mit der eigenhändigen Unterschrift «Pius, Papa Sextus». Ich habe ihn den heiligen Vater genannt: er verdiente diesen Namen in der That im ganzen Umfange des Worts; ich habe nie wieder einen edleren und verehrungswürdigeren Greis erblickt, einen König, der leider auf Erden wenig Nachahmer hatte!

Meine Adoptivmutter, die Schweizerin, der ich seit meiner Rettung aus dem Tempel anvertraut gewesen war, und in deren Gegenwart man mich des Nachts gewaltsam aufgehoben hatte, um mich ihr zu entreißen, hatte sich, während meine Beschützer mich nach Italien entführten, in ihre Heimat zurückbegeben und dort später wieder verheirathet. Sie hatte einem höchst achtbaren Manne ihre Hand gereicht, der seinem Gewerbe nach Uhrmacher war. Beide kamen jetzt nach Italien, um uns aufzusuchen. So lange wir hier zusammen lebten, brachte ich fast meine ganze Zeit mit dem Uhrmacher zu, da ich eine ganz besondere Vorliebe für mechanische Künste habe; man hatte ihm die nöthigen Werkzeuge verschafft und er lehrte mich, Uhren auseinander zu nehmen und zusammen zu setzen, sodaß ich jetzt, wenn ich so mein Brot verdienen müßte, für einen passablen Uhrmacher gelten könnte, wie mein Vater ein vortrefflicher Schlosser war! Während der ersten Tage meines Aufenthalts in Italien war ich in einem Kloster verborgen gehalten worden. Aber bald nachher fand der Papst für gut, mich aus dem Kloster zu entfernen, um mich mit meinen Freunden ein völlig einsam gelegenes Landhaus bewohnen zu lassen. Die gute Schweizerin und meine Gespielin Marie beschäftigten sich mit dem Haushalt; der Marquis de

Briges und sein »Jäger« waren sehr oft abwesend. Was mich angeht, so verließ ich nie das Haus. Ich hatte bis jetzt immer noch die Hoffnung gehegt, meine wirkliche Mutter wiederzusehen, denn bisher hatte ich keine genügende Antwort über sie erhalten können und glaubte sie natürlich immer noch lebend. — Aber eines Tages verlangte ich jetzt bestimmt und ungeduldig Kunde über ihr Schicksal. Marie, mit der ich deshalb redete, senkte die Augen und antwortete nur mit einem tiefen Seufzer. Marie, sagte ich in höchster Bewegung zu ihr — ich will wissen, wo meine Mutter sich befindet! — Deine Mutter versetzte sie, indem sie ihre mit Thränen gefüllten Augen auf mich richtete .... Deine Mutter? — Sie stockte. — Nun ja, meine Mutter, fuhr ich fort — wo ist sie?

Deine unglückliche Mutter existirt nicht mehr!

Bei diesen Worten, die sie mehr schluchzte als sprach, empfand ich Etwas, daß ein mich niederschlagender Blitz oder die vor meinen Füßen sich öffnende Erde nicht im Stande gewesen wären, mich etwas Aehnliches an plötzlicher vernichtungsgleicher Erschütterung fühlen zu lassen. Ich war vollständig betäubt, konnte weder sprechen noch einen Gedanken fassen, meine bleichen Lippen bewegten sich krampfhaft, meine Knie wankten unter mir, das Herz schien mit seinen furchtbaren

Schlägen aus meiner Brust brechen zu wollen. Ich konnte nichts als die Worte stammeln: o meine Mutter, Mutter! und dann verließ mich das Bewußtsein!

Als ich zum Gefühl meiner Schmerzen wieder erwacht war, begriff ich den ganzen Umfang meines Unglücks und ahnte alles Das, was meiner traurigen Existenz vorbehalten war; ich fühlte sie vor als Das, was sie bis jetzt gewesen, eine fortwährende Kette von Qualen, von Verrath, von Kerkern und unmenschlicher Behandlung, in einer Welt, die mich ausstieß, wo ich fast ganz allein dastand, verleugnet von meiner Schwester, meines Vermögens beraubt von meinen Oheimen, gezwungen mich, in ein undurchdringliches Geheimniß zu hüllen und wie ein Verbrecher das Licht und den Tag zu scheuen! Und in Wahrheit, das ist meine Existenz bis heute gewesen!

Marie war lange Zeit untröstlich über den Schmerz, den ihre Offenheit mir bereitet hatte, und meine Freunde machten ihr heftige Vorwürfe darüber. Einige Zeit nach der Ankunft der Schweizerin und ihres Mannes langte auch der Mann mit seinem Sohne, der sich vorgeblich nach Amerika hatte einschiffen müssen, aus England bei uns an, um als Diener bei uns zu bleiben. Aber die revolutionären französischen Armeen drangen in Italien vor; mein ehrwürdiger Beschützer

Pius VI. selbst fiel in die Hände meiner Feinde. Meine Verfolgungen begannen von neuem. Wir waren gezwungen, uns nach einem neuen Versteck zu flüchten. Wir vergruben unsere kleinen Reichthümer, die wir nicht mitnehmen konnten, und verließen unsere bisherige Zuflucht mitten in der Nacht. Während wir im Stillen abziehen wollten, kam unser «Jäger Jean», der einige Tage abwesend gewesen war, plötzlich zu uns und sagte uns in großer Erregung, daß wir verrathen seien, daß wir uns trennen müßten. — Was geht vor? fragte ich Marie. Das junge Mädchen warf sich weinend an meinen Hals; sie zog ein Medaillon aus ihrem Busen und sagte, indem sie es mir übergab: Was dir auch geschehen mag, Charles, bewahre immer dies kostbare Pfand der Zärtlichkeit deiner Aeltern und trenne dich niemals davon! — Das Medaillon enthielt zwei Porträts, das meines Vaters und meiner Mutter, nebst einem Papierstreifen, auf welchen die Letztere ihren und meinen Namen geschrieben hatte, mit dem Datum meiner Geburt. In diesem Augenblick ertönte der Ruf: Fort, wir müssen fort! und wir trennten uns. Einige Tage darauf war ich mit Jean allein auf einem englischen Schiff.

Wir waren jedoch erst wenige Stunden aus dem Hafen ausgelaufen, als ein anderes Schiff unter einer

mir unbekannten Flagge uns überholte. Es fanden Verhandlungen zwischen den beiden Capitänen statt, dann wurde ich herbeigerufen und mir bedeutet, daß ich das Schiff zu verlassen und mich in das ausgesetzte Boot zu begeben habe. Ich war gewohnt, wie ein willenloser Gegenstand behandelt zu werden: ich sträubte mich auch diesmal nicht, aber mein Schrecken war um so tiefer, weil ich jetzt ganz allein in die Hände der Fremden gegeben wurde. Der Graf Montmorin durfte mir nicht folgen, er mußte an Bord des englischen Schiffes zurückbleiben. Ich wurde auf das fremde Schiff, welches uns eingeholt hatte, gebracht; es segelte der französischen Küste zu und warf in einem kleinen Hafen Anker. Wenige Stunden darauf befand ich mich aufs neue in einem Kerker. Fünf Tage hatte ich bereits in diesem neuen Gefängniß zugebracht, als zwei Männer, deren Namen ich bis heute nicht erfahren habe, bei mir eintraten. Sie unterwarfen mich einem langen Verhöre; ich mußte die kleinsten Umstände der Ereignisse des 10. August, an dem ich mit meinen Aeltern die Tuilerien verließ, unsere Einkerkerung in den Tempel, die Art und Weise, wie meine unglücklichen Aeltern dort lebten, angeben, und dann wurde ich aufs hartnäckigste mit Fragen nach meinen Freunden und Beschützern gepei-

nigt; ich blieb jedoch standhaft bei meinem Entschluß, sie zu verschweigen, und in der That kannte ich damals selbst die wahren Namen von den meisten derselben nicht. Mir wurde endlich eröffnet, ich müsse Mönch in einem italienischen Kloster werden, nur meine Einwilligung dazu könne mich retten. Ich verweigerte, eine Antwort darauf zu geben.

Meine sämmtlichen Aeußerungen waren von einem der beiden Männer aufgeschrieben worden. Sie unterschrieben endlich ihr Protokoll und dann verließen sie mich.

Für einige Zeit blieb ich nun unbelästigt; dann öffneten sich mitten in der Nacht meine Kerkerthüren wieder und ich wurde aufgefodert, zu folgen. Man brachte mich an den Hafen, ließ mich in ein Boot steigen und schaffte mich nach einer andern Stelle des Hafens, wo ich das Boot wieder verlassen mußte. Ein von Bewaffneten umgebener Wagen erwartete mich, in den meine Wächter mich hoben. Sie selbst stiegen nach mir ein und setzten sich mir zur Seite; der Wagen rollte davon. Er blieb fortwährend verschlossen. Selbst wenn die Pferde gewechselt wurden, durfte ich nicht aussteigen. Nach einer Reise von vier Tagen und vier Nächten waren wir endlich am Ziele angekommen — es war für mich ein neuer Kerker.

Eine Frau, die mir wie ein verkleideter Mann vorkam, machte hier meine Wärterin; ich wurde auf die brutalste Weise behandelt. Eines Tages hatte ich das Medaillon, welches Marie mir gegeben, aus meinem Busen hervorgezogen und betrachtete die Züge meiner unglückseligen Aeltern und suchte auf einen Augenblick das dunkle Schicksal zu vergessen, das mich mit seiner verhängnißvollen Grausamkeit verfolgte, als zwei Unbekannte in meine Zelle traten, wo sie eine Zeitlang die Unterredung, in der sie begriffen waren, fortsetzten, ohne sich um mich zu kümmern. Ich hatte Zeit, bei ihrem Nahen mein Medaillon zu verbergen. Auf einen Wink des Aeltern von ihnen erhob ich mich und trat näher. Er sagte mir nun: Unbesonnene Freunde haben Ihren Untergang nöthig gemacht; aber wir wollen Ihren Tod nicht. Der einzige Tod, dem Sie nicht entgehen können, ist der Ihres Namens. Schlagen Sie sich deshalb Ihre Herkunft aus dem Sinn. Was die Verräther angeht, die später sich einfallen lassen könnten, Sie wieder auftauchen zu lassen, so sagen Sie ihnen nur, daß wir, wie sie wohl wissen, Jemanden in Händen haben, der Ihre Stelle einnehmen wird.

Meine Freunde, antwortete ich, werden Standhaftigkeit genug haben, sich nicht durch Drohungen

schrecken zu lassen; ich kenne ihre Ergebenheit und vertraue auf mein Recht, auf die Heiligkeit meiner Sache!

Dann werden Ihre Freunde untergehen, aber ihr Untergang wird Sie nicht retten!

Ihre Drohungen sind überflüssig, sie ändern nichts an meinen Entschlüssen.

Ihre Entschlüsse werden nichts an Ihrem Schicksal ändern. Uebrigens, fuhr er im rohesten Tone fort, haben wir folgenden Befehl: du hast freiwillig auf alle deine Geburtsrechte zu verzichten; in diesem Falle wird dir eine Zuflucht in einem Kloster gewährt.

Sie können mich tödten, denn ich bin in Ihrer Gewalt; aber mich auf die Rechte, die ich durch meine Geburt habe, verzichten zu machen, mich den edeln Namen, den ich trage, ablegen zu lassen, das werden Sie niemals zu Stande bringen — und darum gehen Sie, mein Herr, verlassen Sie mich!

Deine Mutter wollte auch nicht nachgeben, murmelte der Elende, sich zum Gehen wendend; du bist derselbe Starrkopf und wirst dasselbe Schicksal haben.

Ich mußte nun erwarten, was sie mit ihrem wehrlosen Gefangenen beginnen würden. Nach ein paar Tagen erschienen sie und ein Dritter mit ihnen plötzlich wieder in meiner Zelle. Auf einen Wink ent-

fernte sich die Person, die sie eingelassen hatte, jene Frau, die meine Wärterin machte. Nun ergriff mich einer dieser Menschen, drückte mich auf einen Stuhl und band meine Arme fest an die Rückenlehne; ein anderer hielt meinen Kopf fest, und nun wurde mein Gesicht von ihnen mit einer raffinirten Grausamkeit durch Instrumente entsteüt, welche sie bei sich trugen und die ungefähr wie Bündel von Nadeln waren, womit sie mein Antlitz zerstachen. Ich fühlte augenblicklich mein Gesicht von Blut überflossen, das aus den zahllosen kleinen Wunden drang. Dann wurde mein Gesicht mit einem Schwamme, der mit einer scharfen Flüssigkeit getränkt war, abgewaschen. Als dies geschehen, entfernten sich die Henker, ohne daß sie eine Sylbe geäußert hätten.

Als sie fort waren, trat die Wärterin wieder ein; sie beeilte sich, meine Arme loszubinden und mir Hülfe zu bringen. Ich war beinahe von Sinnen, ich war außer Stande, ein Wort zu sprechen.

Am andern Tage war mein Gesicht derartig geschwollen, daß ich völlig blind war. Dieser Zustand verschlimmerte sich nur immer mehr, bis ich die schneidendsten Schmerzen empfand. Ich ertrug sie mit der Standhaftigkeit, in welcher ich so früh mich hatte üben müssen. Ich will das Leiden, welches der

abscheulichen Mishandlung folgte, nicht schildern; ich glaubte, daß ich ihm erlegen wäre, wenn meine Wärterin nicht Aufschläge gemacht hätte, welche mir eine wohlthätige Linderung brachten; sie empfand Mitleid mit mir, und ihr danke ich es, daß ich überhaupt genas. Aber die Wirkung der Grausamkeit, welche man gegen mich ausgeübt hatte, war schrecklich. Als ich so weit genesen war, daß meine Augen sich öffneten und ich wieder sehen konnte, trat ich eines Tages an das Fenster meiner Kerkerzelle, das ich geöffnet hatte, um frische Luft zu schöpfen. Erschrocken sah ich aus einer Scheibe des gegen die Mauer gelehnten Fensterflügels einen scheußlichen, wahrhaft entsetzlichen Kopf mich anblicken, der nichts irgend Menschliches mehr hatte. Ich fuhr erschrocken zurück, da ich eine Vision zu haben glaubte. Ich konnte nicht denken, daß es nichts Anderes als mein eigenes Gesicht sei, welches sich in der Scheibe spiegelte; ich mußte wieder herantreten, ich mußte durch Bewegungen des Kopfes und der Hände mich überzeugen, daß meine Augen mich nicht täuschten, daß es in Wahrheit mein eigenes Antlitz sei, welches so grausenhaft entstellt war. Die Farbe meines Gesichts war kupferartig und fleckig, ganz wie eine Kupferplatte, die vom Hammer des Schmieds bearbeitet ist.

Uebrigens blieb ich nicht lange mehr in diesem Gefängniß; es scheint, man fürchtete mich nicht mehr, nachdem man mir alle Aehnlichkeit mit meinen Aeltern genommen zu haben glaubte. Man eröffnete mir eines Abends, ich habe den Kerker zu verlassen; es war einer meiner Peiniger, der bei mir erschien und mich dann aus dem Gefängniß und aus dem Orte hinausführte, in welchem dieses Gefängniß sich befand; vor dem Thore angekommen drohte er mir mit dem Tode, wenn ich zurückkehre, den Namen des Orts, wo ich gefangen gehalten, zu erfragen, oder wenn ich mir einfallen lasse, je in meinem Leben irgend Ansprüche zu erheben, die verrückt und lächerlich seien. Ich mußte mich augenblicklich entfernen, und mein Begleiter blickte mir auf der Heerstraße so lange nach, bis ich seinen Augen in der Dunkelheit entschwunden war.

In mein Gefühl der Freude, aus dem Kerker befreit zu sein, mischte sich eine namenlose Angst. Ich stand ohne alle Hülfsmittel, mitten in einer mir völlig unbekannten Gegend, in dunkler Nacht da und wußte nicht wohin, nicht ein, nicht aus. Ich mußte, der Gedanke lag mir zunächst, das Land zu erreichen suchen, wo ich Freunde zu finden hoffen durfte, die Vendée oder die Bretagne. Aber nach welcher Weltgegend hinaus lag sie? Ich hatte keine Ahnung

davon. Fürs erste schlenderte ich langsam vorwärts, in der Hoffnung, irgend einem Menschen zu begegnen, der mir Auskunft geben werde. So irrte ich die Nacht hindurch weiter; als die Morgenröthe sichtbar wurde, waren jedoch meine Kräfte erschöpft; ich warf mich unter einem Baum nieder und schlummerte bald darauf vor Ermüdung ein.

Stechende Schmerzen in meinem kranken und noch immer furchtbar entstellten Gesichte weckten mich; die scharfe Morgenluft hatte sie hervorgerufen. Es war heller Tag, die Sonne stand bereits hoch am Himmel. In der Ferne sah ich die Häuser eines Dorfes. Mein Tuch auf mein Gesicht drückend raffte ich mich auf und wanderte dem Orte, den ich vor mir liegend erblickte, zu, aus welchem in diesem Augenblick eine Postkalesche hervorrollte. Ich ahnte nicht, wen mir in diesem Wagen das Schicksal entgegenführte — in der That, mein Leben ist nicht weniger wunderbar durch die Kette von Unglück, welche es bildet, als durch die unerklärlichen Rettungen, die es mir wieder entgegengeführt hat, wenn ich mich in der größten Verzweiflung befand. Die Kalesche kam näher; ein einziger Reisender saß im Wagen — als ich ihm zur Seite angekommen war, erkannte ich — Jean, erkannte ich den treuesten meiner Freunde, den Grafen

Montmorin in diesem Reisenden. Es war ein Schrei namenloser Freude, mit dem ich den Postillon anzuhalten hieß. Montmorin beugte sich aus dem Wagen vor — aber er war weit davon entfernt, mich zu erkennen. Ich hatte Mühe, ihn zu überzeugen, daß ich es sei; Thränen der Freude rollten dann über seine Wangen, aber auch Thränen des Schmerzes über mein Aussehen, über die Unmenschlichkeit, deren Opfer ich gewesen!

Er ließ den Wagen wenden. Er hatte sich nach dem Orte meines Gefängnisses begeben wollen, denn unablässige Nachforschungen hatten ihm wahrscheinlich gemacht, wo ich aufbewahrt wurde. Jetzt führte er mich mit möglichster Eile in seine Heimat, zu seinen Freunden zurück. Hier wurde ich mit stillem, verschwiegenem Entzücken empfangen. Die zärtlichste Sorgfalt umgab mich, und ein vertrauter, sehr geschickter Arzt wußte bis auf ganz geringe Spuren die Wirkungen der abscheulichen Mishandlung auf meinem Gesichte zu tilgen."

Das Uebrige wissen Sie, fuhr der Graf Montmorin, das Heft zuschlagend, fort. Der Prinz genas fast völlig unter der sorgfältigsten Pflege, die ihm im Schlosse eines meiner Verwandten gewidmet wurde. Er schrieb dort während seiner Genesung diese Blätter.

Ein Jahr lang lebte er bei uns in strengster Verborgenheit, und es gelang uns, während dieser Zeit den Verrath fern zu halten. Wir waren unterdeß mit seinen beiden Oheimen und dem Herzog von Enghien in Verbindung getreten; die Grafen von Provence und Artois weigerten sich, auf die empörendste Art unter den nichtigsten Vorwänden, seine Identität anzuerkennen; nur der edle Herzog von Enghien, der den Namen eines Bourbon mit solcher Würde zu tragen weiß, bezeugte die aufrichtigste Freude über die Rettung seines erlauchten Verwandten und foderte ihn auf, zu ihm nach Ettenheim zu kommen. Der Prinz zögerte jedoch anfangs, den Kreis ergebener und treuer Freunde, in welchem er sich befand, zu verlassen; aber als die Königin dieses Kreises, Mademoiselle Septimanie, von ihren ungläubigen Verwandten entfernt und in ein Kloster in der Nähe des Rheins eingesperrt wurde, da wurde er leicht überredet, einen andern Entschluß zu fassen. Septimanie, der es gelang, uns von ihrem Kloster aus Briefe zukommen zu lassen, foderte uns auf, nicht an einem Orte zu bleiben, der allen ihren Verwandten bekannt sei, und wo der Haß dieser Verwandten gegen den Prinzen an die Möglichkeit eines Verraths denken lassen müsse. Sie nannte uns dieses Haus hier, das

Haus ihres ritterlichen Oheims, als einen gastlichen Zufluchtsort, wo auch Septimanie uns wieder sehen werde. Der Prinz und ich verließen also die bisherigen Beschützer des königlichen Flüchtlings und richteten unsern Wanderstab gen Osten — zu unserm edlen Wirthe!

Baron Hardach stand auf, als Montmorin geendigt hatte, er streckte seine Rechte ihm entgegen und hielt lange in tiefer Bewegung die Hand des wackern Mannes gefaßt. In den Augen der Hausfrau standen helle Thränen; sie wandte sich ab und gab, indem sie das Zimmer still verließ, das Zeichen zum Aufbruch. Septimanie folgte ihr. Nur der Prinz und Montmorin blieben noch lange im Zimmer zurück.

Ja, das ist meine Vergangenheit! sagte der Prinz mit einem tiefen Seufzer zu seinem Freunde. Glauben Sie, Montmorin, daß ein Leben, welches so begonnen, je wieder ein glückliches werden könne?

Weshalb nicht?

Sie haben einen starken Glauben! Haben Sie je von einer Existenz gehört, welche zur Hälfte in lauter Bitterkeit getränkt, zur andern Hälfte in lauter Licht und jenem strahlenden Glanze dasteht, wie sie einen Thron umfließen? Nein, nein; es liegt mehr

Harmonie in den Schicksalen der Menschen; wie sie begonnen, in dem Ton enden sie auch!

Nicht immer. Der Erste Consul, der jetzt Frankreich beherrscht und kaum dreißig Jahre alt schon den Ruhm eines Cäsar und Hannibal errungen hat, war in seiner Jugend in Lagen, wo er sich aus Verzweiflung todtschießen wollte.

Dann wird er auch wieder in Lagen gerathen, wo er sich todtschießen möchte — glauben Sie mir das, mein treuer Jean!

Lassen Sie uns nicht über die Zukunft grübeln, Prinz; was hülfe es, wenn wir sie erkennten? Es hat Menschen gegeben, welche Mittel besaßen, sie zu ergründen: vielleicht deckt ein späteres Geschlecht diese Mittel für Jedermann auf, und aller Welt wird es gegeben sein, kommende Geschicke vorauszusehen. Wird dadurch am Laufe der Dinge etwas geändert werden? Seien Sie zufrieden mit der unbesieglichen Waffe, mit welcher Sie in den Kampf des Lebens schreiten — mit Ihrem guten Recht!

Wir werden sehen, wie weit ich damit komme, antwortete der Prinz mit bitterem Lächeln.

Sechstes Capitel.

Die Politik vom Standpunkte zweier ehrlichen Leute aus betrachtet.

Während der Prinz und Graf Montmorin diese Worte sprachen, hatten sich der Baron Hardach und die Frau vom Hause in ihre Zimmer begeben. Als Frau von Hardach nach einer Weile kam, um ihrem Manne gute Nacht zu sagen, fand sie ihn am offnen Fenster seines Schlafzimmers stehend und in die Nacht hinausschauend. Es war eine milde Luft, welche sie anwehte, als sie, die Hand auf seine Schulter legend, neben ihn trat. Das Gewitter war vorübergezogen, und doch war es warm und duftig, nur eine gewisse wohlthuende und erquickende Frische hatte der Aether bekommen, und die Sterne funkelten mit einer ganz eigenthümlichen Stärke und Klarheit, daß jedes einzelne dieser überirdischen Lichter doppelt so groß wie gewöhnlich schien. In der Höhe, am östlichen Horizont

schimmerte eine hellere Wolkenregion und machte durch den mattgrauen Widerschein, den sie auf die Fläche des Sees hinabwarf, einen Theil des Wasserspiegels sichtbar, sodaß, dadurch angezogen und geleitet, das Auge nach und nach die ganze in tiefem Dunkel dämmernde Grenze der Seefläche erkannte, die so still und schweigend da lag, als ob sie über dunklen Geheimnissen stehe, oder eine versunkene Welt in ihrem Schoose berge.

Wie schön ist die Nacht! sagte Frau von Hardach bewegt.

Die Nacht ist Niemands Freund! heißt das Sprüchwort. Ein seltsames Sprüchwort das! Es wäre besser, die Menschen hätten es nicht erfunden!

Wie meinst du das, Adolf?

Es liegt ein Zeugniß wider sie darin. Sie scheuen die Nacht, wie, wenn du deinen Flügel öffnest und Accorde darauf anschlägst, meine treue Juno ein Wehgeheul beginnt und die Thür sucht. Sie erinnert mich immer an einen Bekannten, der in hellen Zorn ausbrach, als ich ihm versicherte, daß ich wiederholt Mahnungen aus dem Jenseits gehabt, daß ich unverkennbare Beweise erhalten, wie eine Welt geisterhafter Einflüsse uns im Leben umringt. Den Menschen, wie sie sind, ist die Welt des Geistes fatal, wie dem Hunde

die Welt der Töne, die ihn beängstigt. Sie sträuben sich mit Händen und Füßen dagegen. Darum sagen sie: Die Nacht ist Niemands Freund, denn die Nacht ist die Botin des Jenseits. Der Tag reißt den Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt in die weltlichen Dinge, in die Last und Sorge, in den ganzen Kampf des Lebens. Die Nacht verhüllt ihm diese Welt, sie legt leise die Hand auf seine arbeitenden Arme und sagt: „gemach — es ist genug. Sieh, die Welt, in der du wühlst, klaubst und zimmerst, verschwimmt in Schatten. Ich verhülle sie vor deinen Augen; du sollst nicht immer nur sie sehen." Und je dunkler diese Welt in ein bloßes Traumbild zerfließt, desto heller und wirklicher werden die Strahlen aus dem Reich des Geistes, die vom Tag verhüllten Gedanken Gottes, die jetzt blitzend und schwirrend von der Höhe auf dich niederleuchten, nach welcher Seite du den Blick auch wendest. Während sie dich mit heiligen Schauern erfüllen, zieht die Nacht immer dunklere Schleier um dein Auge, sie verhüllt dein Antlitz, damit du zu dir zurück und in dich einkehrst und dir sagst, du gehörst nicht dem lauten taghellen Leben, sondern dem Jenseits und dem Geist. Das ist die Nacht, von der sie sagen: Die Nacht ist Niemands Freund, — weil sie nicht Freunde der Nacht sind!

Frau von Hardach schwieg auf diese Bemerkungen ihres Mannes: ihr Herz war zu erfüllt von Andrem und sie faßte im Augenblicke den Zusammenhang Dessen, was ihr Herz bewegte, mit den Worten Hardach's nicht.

Sag' mir Adolf, fragte sie nach einer Pause, ist dir Alles klar in Dem, was wir heute Abend gehört haben? Ich erwartete, daß du einen Einwurf erheben würdest; aber da du es nicht thatest, hatte ich auch nicht den Muth, es zu thun.

Und dieser Einwurf ist?

Weshalb wurde der Prinz gerettet hinter dem Rücken der Brüder seines Vaters? Weshalb sind sie auch nicht einmal genannt bei dieser ganzen Angelegenheit? Und als der Prinz glücklich gerettet war, weshalb wurde er nicht in ihre Obhut gebracht; statt ihn nach Italien zu schaffen und ihn ein umherschweifendes Leben führen zu lassen — wäre es nicht sichrer, besser gewesen, ihn seinen natürlichen Schützern und Vormündern zu bringen?

Das wäre es freilich, aber das Traurige ist ja eben, daß die Freunde des Prinzen glauben, Ursache zu haben, diese natürlichen Beschützer desselben eben so sehr fürchten zu müssen wie seine ärgsten Feinde.

Jetzt, freilich — wo der Graf von Provence sich

Ludwig XVIII. nennt und seinen Neffen verleugnet; wo er durch diese Verleugnung des Geretteten der ganzen Royalistenpartei das Signal der Verkennung ihres legitimen Fürsten gegeben hat! Aber zur Zeit, wo der Dauphin aus dem Tempel gerettet wurde, wo, wenn man ihn sofort zum Grafen von Provence gebracht hätte, dieser keinen Zweifel hegen, ihn nicht anders als mit offnen Armen aufnehmen konnte....

Wenn aber der Prinz und seine Freunde glauben, fiel Hardach ein, daß der älteste Bruder des unglücklichen Königs, um sein Thronrecht zu wahren, nie in seinem Leben vor einem Mittel zurückgeschreckt sei; wenn sie einen Menschen ohne Treu' und Glauben in ihm sehen, der am Sturz des eigenen Bruders, ja am Untergange und der Vernichtung der edlen Königin gearbeitet habe —

O das ist unmöglich! rief Frau von Hardach aus.

Ja, es ist unmöglich — sagte Hardach — und doch, es ist bei Allem, was wir erlebt haben, so viel Unmögliches, das dennoch geschehen ist, daß man, so alt man geworden, doch wie vor einem ungeheuern Räthsel steht und mit stockendem Herzschlag sich fragt: ist dies die Welt, in der wir lebten, theilnehmend an allen Erscheinungen und eingewöhnt in ihren Lauf, der halb gut, halb schlecht, halb erfreulich, halb mitleids-

werth? Oder stehen wir plötzlich in einer ganz andern Welt, als die unsre war, inmitten eines Gewebes unsäglicher Ruchlosigkeit? Was an das Schicksal dieses Prinzen sich knüpft, seine Leiden als Kind, die Folterqualen seiner Aeltern, diese Hinrichtungen, diese Behandlung im Kerker, die Abenteuer seiner Flucht, diese Zerfleischung seines Gesichts: und nun endlich diese Oheime und die eigne Schwester, die ihn verleugnen; die Scharen Derer, welche durch seine Väter groß, reich und mächtig geworden und die ihn verspotten und Betrüger schimpfen — das Alles ist so entsetzlich, daß man, über ein solches Menschenschicksal grübelnd, wahnsinnig werden könnte! Und dann der Gedanke an den ganzen Verlauf der Revolution; an das noch ungelöste Räthsel: wie kam es, daß das ganze gewaffnete, monarchische Europa feige zuließ, es inmitten des halb aufgelösten, innerlich zerrissenen, im Bürgerkriege begriffenen, also leicht bewältigten Frankreichs zuließ, daß man den König und die Königin, die Tochter unserer Kaiser, einsperren, mishandeln, alle Grade moralischer Folter dulden und dann köpfen durfte!

Ja, das hätte nun und nimmermehr geschehen dürfen! fiel Frau von Hardach ein. Das wird eine schwere Buße fodern von Denen, die es thaten, und von Denen, die es geschehen ließen!

Welch ein Feldzug war es, der von 1792! Es ist wahr, es müssen hier sowol wie bei dem ganzen Verlauf, den das Schicksal Ludwig's XVI. und der Königin nahm, geheime Ursachen und Mächte im Spiele gewesen sein, die wir nicht kennen. Aber wie unsere Gäste es thun, das Alles auf den ältesten Bruder des Königs wälzen, seinem unermeßlichen Ehrgeiz, seiner rastlosen Begier nach der Krone das Unglück des Königshauses zuschreiben .... annehmen, daß ein Richard III. wieder erstanden sei, im Hause der Bourbons .....

Und das thun sie in der That?

Sie thun es, in der That! Und daß diese Brüder des Königs den Prinzen verfolgen, statt ihn wenigstens zu sehen und eine Unterredung mit ihm zu suchen, um sich redlich zu unterrichten, ob er es ist oder nicht — das ist eine niederschmetternde Anklage wider sie! —

Sollte das nicht eine Schuld sein, welche weniger sie trifft als deine Schwägerin Rencarville, die ihnen über den Prinzen berichtet und die in ihm ihren Todfeind sieht, weil Septimanie seinetwegen ihren Lanzelot vergessen hat?

Der Freiherr zuckte die Achseln.

Möglich, sagte er; es ist möglich, daß sie auf so

einseitige Berichte hin beschließen und handeln; denn daß sie thöricht handeln können, das haben wir gesehen. Wir haben gesehen, wie sie in unsrer nächsten Nähe in Koblenz hausten, wo sie ihre eifrigsten, muthigsten und beredtesten Vertheidiger von sich stießen, wenn diese einige Wochen später als sie selbst aus Frankreich emigrirt waren; wie sie den Prinzen von Saint-Maurice, und Cazales, den unerschrockenen Vertheidiger der Monarchie, dessen Beredtsamkeit selbst der Mirabeau's die Stirn bot, behandelten!

Schon dort in Koblenz, bemerkte Frau von Harbach, ward ja Suleau von der Polizei des Grafen von Provence ausgewiesen, weil er in seiner Zeitung nicht verschwieg, daß der älteste Bruder des Königs eine sehr zweideutige Rolle während der ersten Zeit der Revolution gespielt habe!

Und doch, fuhr der Baron fort, trotz allem Dem, was gegen ihn spricht, wenn ich mir das Wesen, das Antlitz des Mannes vergegenwärtige, diesen Ausdruck ruhigen Wohlwollens .... o wie viel gäbe ich darum, ihm noch einmal ins Auge zu sehen, ihm von seinem unglücklichen, ausgestoßenen, in der Welt geächtet umherirrenden Neffen zu sprechen und dabei die Bewegung seiner Züge zu beobachten — wie viel gäbe ich darum, in die Grube fahren zu können ohne die Ueberzeugung,

daß ich unter Menschen gelebt habe, die fähig zu Verbrechen sind, wie man sie ihm Schuld gibt!

Es ist etwas Schreckliches um die Politik heutzutage, hub der Freiherr nach einer Weile wieder an. Alle Schranken, welche die Gesellschaft der Menschen in Glieder eines großen, gesund lebenden Körpers theilten, sind gefallen. Nun wogt jedes Element über seine Grenzen, stößt brandend und kochend mit dem nächstliegenden zusammen und will allein in die Höhe, allein gelten und oben schwimmen. Was sich ehemals vertragen mußte, will sich jetzt einander vernichten. Ueber dem schäumenden Wogenschwall schwimmen Die, welche, wie man sich ausdrückt, »das Staatsschiff« lenken, bedrängte Schiffer, die in ihren Nöthen keine Rücksichten nehmen und über Bord schleudern, wer ihre Noth vermehrt! Wie lange wird es dauern, bis sie wieder in die ruhige Fahrt gelangen, wo die Gesetze der Noth aufhören und den alten Grundsätzen der Gerechtigkeit weichen: wie lange wird es währen, bis ihr Inneres sich beruhigt, und sie den tiefen Eindruck dieser Zeit abschütteln: bis diese Staatslenker sich abgewöhnt haben werden, sich im ewigen Kampf auf Leben und Tod zu wähnen, zu allen Mitteln zu greifen, zu treffen und zu schlagen, von woher auch der Andrang komme, sei er Feind oder im Grunde der beste Freund!

Und so würde uns denn auch am Ende Ludwig XVIII. wieder menschlich erklärlich, sagte Frau von Hardach. Er steht inmitten eines Schiffbruchs, er vertheidigt die losgerissene Planke, die ihn trägt, und indem er hinunterschleudert, wer sie ihm streitig macht, sieht er in der Hitze ängstlicher Abwehr nicht, ob es ein Feind ist oder sein eigenes Blut!

Siebentes Capitel.

Der letzte Dauphin.

Es war Morgen geworden; man hatte sich später als gewöhnlich um den Frühstücktisch versammelt; Frau von Hardach, welche mit ihren sanften klugen Augen ihre Gäste musterte, wie sie einzeln aus ihren Zimmern herbeikamen, errieth an ihren Mienen, daß bei Allen, mit Ausnahme Montmorin's, der vortrefflich geschlafen zu haben betheuerte, die Nachtruhe keine sehr erquickende gewesen war. Septimanie sah angegriffen aus, der Prinz war schweigsam und blaß und selbst Baron Hardach's Züge hatten etwas Ueberwachtes. Die Baronin kannte das an ihm, diese tiefe innige Theilnahme am Loose Anderer, diese gänzliche Abwesenheit des Egoismus des Alters in ihrem Manne, an den trotz der äußern Ruhe des Gelehrten und Denkers so leicht eine Gemüthserregung herantrat; sie wußte auch, daß von heute an das Schicksal

des unglücklichen jungen Prinzen ihm eine Sorge sein werde, die ihn nicht mehr verließ. Sie fühlte heute deshalb eine beinahe dankbare Zärtlichkeit für ihn, denn mit dem schönen Enthusiasmus eines Frauenherzens hatte *sie* sich für die Sache ihres Gastes und für sein Schicksal begeistert, als ob es ihre eigene Sache, das Schicksal eines leiblichen Sohnes gewesen wäre. Und daß ihr Mann, der sonst ihrer rückhaltlosen Hingabe und Begeisterung für Das, was sie ergriff und hinriß, nur Zügel anlegte und nur zu oft ihr Urtheil zu berichtigen suchte, indem er ihr die Rückseite der Dinge zeigte, heute ebenfalls die Spuren so tiefen Bewegtseins trug, erfreute sie um so mehr im innersten Herzen.

In der That war Baron Hardach von den Gedanken, die ihn während der schlummerlosen Stunden der Nacht bewegt haben mochten, so erfüllt, daß er es nicht über sich vermochte, eine eingehende und rückhaltlose Unterredung mit dem jungen Prinzen über die Lage desselben aufzuschieben, bis sich von selbst eine Veranlassung und schicklicher Anknüpfungspunkt biete. Er folgte ihm deshalb, als „Monsieur Charles" auf den Balcon trat und in die Landschaft hinausblickte, wo eben jetzt die Morgensonne strahlend auf dem Gewässer und dem dichten Kranz des Gehölzes lag.

Laß uns Stühle herausbringen, liebe Frau, sagte er und ließ, während dies geschah, die Marquise von grauer Leinwand, welche gegen die Sonnenstrahlen schützte, nieder. Ich möchte mit Ihnen reden, Prinz, wenn es Ihnen genehm ist!

Und dazu bitten Sie so feierlich um eine Audienz? fragte gutmüthig-spöttisch der junge Mann.

Wie sich das bei einer Majestät geziemt, antwortete lächelnd der Freiherr.

Ach nennen Sie mich nicht so, versetzte der junge Mann mit einem plötzlichen Anfluge von übler Laune. Majestät! Wir sind alle nichts als Verbrecher, Baron!

Was wollen Sie damit sagen?

Verbrecher, weil wir allesammt Rebellen sind, Rebellen gegen die Thatsachen. Ist in den Thatsachen Gottes Finger oder nicht?

Gewiß!

Nun also! Müssen wir uns nicht in den Staub werfen, wo wir den Finger Gottes sehen?

Ja; aber soll man deshalb alle Thatsachen für heilig halten, weil der Finger Gottes in ihnen ist? *

Sich ihnen unterwerfen wenigstens. Dulden. Das Leben ist die Schule der Unterwürfigkeit!

Umgekehrt, die der Auflehnung. Wo ein Unrecht

* ja. aber nicht wenn wir den Finger Gottes in ihnen zu erblicken meinen

ist, da ist auch eine Werbetrommel für Soldaten des Rechts daneben.

Wer hat Recht? Habe ich Recht? Sie widersprechen sich selbst, Baron. Gegen die Thatsachen, welche mich meines Rechtes entsetzt halten, soll ich mich auflehnen. Aber sagen Sie mir erst: worauf gründet sich mein Recht? Auf die Thatsache, daß mein Vater König von Frankreich war. Das ist Alles! Ist die eine Thatsache weniger Gottes Fügung als die andere?

Sie reden in einer paradoxen Stimmung.

Paradox! So nennt man die Wahrheiten, so lange sie jung und unerzogen sind!

Der allerchristlichste König redet wie ein Türke, der sich mit gekreuzten Armen vor dem Fatum, d. h. den Thatsachen, aufs Angesicht wirft, versetzte lächelnd der Freiherr. — Ein Christ, fuhr er dann fort, sieht Gottes Fügung nicht in jeder Thatsache, nicht in einer so gut wie der andern: er sieht in der einen die providentielle Absicht, in der andern nichts als den freien Willen des Menschen, der verantwortlich dafür ist. —

Und habe ich keinen freien Willen mehr? Muß ich mein ganzes Leben an einen unglücklichen Kampf setzen, an ein verzweifeltes und vielleicht ewig fruchtloses Ringen, statt mich in die Thatsachen zu fügen und in der Unterwerfung glücklich zu sein?

Ich glaube, sagte der Baron nach einigem Nachsinnen, ich glaube, daß Sie müssen, auch wenn Sie nicht wollten.

O, Stunden, wo ich nicht will, die habe ich! fiel „Monsieur Charles" mit bitterm Lächeln ein.

Haben Sie wirklich Stunden, in welchen Sie vergessen, daß Sie der Sohn von Königen sind, welche es so tief empfanden, daß sie Frankreich angehörten?

Es wäre wenigstens nichts Neues und nichts Unerhörtes, wenn ich das vergäße! Ludwig der Dreizehnte, der Vierzehnte und der Fünfzehnte haben schwerlich ein besseres Gedächtniß gehabt! — Haben sie sich je an weiter etwas erinnert, als daß Frankreich ihnen zugehöre? O glauben Sie mir — man täuscht mich nicht so leicht über die wahre Lage der Dinge! Ich habe selbst gedacht. Es ist viel gefehlt worden. Eine Schuld wird immer an den Enkeln gerächt. Ich bin ein solcher Enkel! Wir sind unglücklich, wir Bourbons. Was hilft es, dawider anzukämpfen? Vielleicht hilft die stille schweigende Unterwerfung.

Unglücklich, ja, das ist wahr, das sind die Bourbons, versetzte der Baron Hardach. Durch das Haus Ludwig's XIV. schreitet das Unglück so tragisch, wie je das Schicksal durch das Haus der Atriden geschritten ist. Die furchtbare Ernte, welche um Ludwig XIV.

der Tod hielt, diese Ernte, welche Alles, was groß, hochherzig, verheißend für Frankreich und das Haus des Königs war, fortnimmt, um die Krone auf das Haupt eines Mannes wie Ludwig XV. zu bringen, der sich durch Laster erschöpft, — sie wiederholt sich mit dem frühzeitigen Untergange des Sohnes dieses Ludwig's XV., Ihres Großvaters. Dem sterben in rascher Folge die zwei energischen Frauen nach, welche Denen im Wege standen, die auch im Dauphin, Ihrem Großvater, einen Feind hatten. Gegen Ludwig XV. sogar zuckt der Mord das Messer des Damiens.

Glauben Sie, daß Orleans, der Bruder Ludwig's XIV., daß Choiseul Mörder waren?

Wer mag antworten auf eine solche Frage? Jahrelange Untersuchungen reichen oft nicht hin, Schuld oder Unschuld eines vor Gericht gestellten Angeklagten aufzuhellen — wie könnten wir es, denen es nicht vergönnt ist, auch nur einmal ins Auge der Angeklagten zu blicken? Aber war es nun Mord, war es der natürliche Tod, der das Haus der Bourbons lichtete, so viel ist gewiß, die Hand Gottes hat schwer auf ihm gelegen, und liegt noch heute schwer auf Ihnen, mein Prinz. Nur beschränkteste Gedankenlosigkeit kann den innern Zusammenhang der Schicksale der einzelnen Generationen hier verkennen, das Sinken

durch den grenzenlosen Egoismus und das Vergessen aller Pflichten in Ludwig XIV., den Fluch, der endlich, nachdem Ludwig XV. ruchlos die Herrscheraufgabe mit Füßen getreten, die letzten Geschlechter Ihres Hauses trifft. Diesem Zusammenhang werden Sie sich nicht entziehen, Prinz, ebenso wenig wie Sie Ihre Geburt ungeschehen machen können. Aber Sie können den Fluch lösen, indem Sie den festen Vorsatz fassen, die strafende Gewalt zu versöhnen, indem Sie der erste Bourbon sind, der blind zu der Pflicht zurückkehrt, die einem Enkel Heinrich's IV. auferlegt ist, indem Sie diese Pflichten mit heroischer Selbstverleugnung erfüllen.

Hat mein armer unglücklicher Vater das nicht gethan? Was hat es ihm geholfen?

Gewollt, versucht — ja; aber nicht gethan!

Sie sind hart, Baron. Konnte er mehr thun, als er that?

Ob er es konnte — weiß ich nicht. Aber er sollte es!

Ich kann keinen bessern Willen haben, meine Pflicht zu erfüllen als er!

Der Wille, den er hatte, genügte auch vollkommen. Aber seine Kraft genügte nicht. Darum eben sind Sie verbannt, verkannt, hülflos in die Welt geschleudert, damit Ihr Charakter sich stähle, Ihre Energie

sich im Kampfe schärfe und einst mit männlicher Entschlossenheit durchführen könne, was Ihrem Vater nicht gegeben war, zu thun! Nicht auf den guten, auf den starken Willen kommt es an in dieser Welt.

Es mag das Alles sein, warf der Prinz nach einer Weile stummen Nachsinnens ein. Aber vielleicht ist der Gedanke, der in den Schicksalen meines Hauses und Frankreichs lebt, ein ganz anderer. Eben weil wir nur guten Willens waren, sind wir wie unnütze Werkzeuge bei Seite geworfen und der starke Wille ist auf den Thron gehoben, um ihn für immer zu besitzen. Dieser Usurpator Bonaparte' —

Bonaparte! fiel der Freiherr ein — wir reden von Königen! Der Consul ist ein Parteihaupt und kein König von Frankreich und Navarra! Es gibt für die europäische Civilisation, für die Völker kein Heil durch Regenten, deren Thron auf nichts ruht als auf einer Partei oder einem bloßen Princip. Nur ein Fürst, dessen Haus die ungeheure Wurzel einer voraufgegangenen Dynastie im Boden seines Reiches befestigt hat, ist stark genug, um heute noch ein Fürst sein zu können. O glauben Sie mir, es gehört eine unermeßlich starke und unerschütterliche Gewalt dazu, um dem Volke die Freiheit gewähren zu können, welche die Gegenwart von ihren Fürsten verlangt, während sie in thörichtem

Widersinn zugleich die Garantie jener Gewalt, die Erblichkeit, angreift, leugnet, untergräbt. Bonaparte geht damit um, sich zum Kaiser zu machen. Nun wohl, lassen Sie ganz Frankreich abstimmen, geben Sie ihm alle Stimmen der Nation, ohne einen einzigen Widerspruch, und sehen Sie dann, wie viel Freiheit der neue Kaiser seinem einhelligen Volke gewähren kann, um sich auf dem Throne zu erhalten! Sie dagegen, Prinz, wären Sie auch durch eine bloße Straßenemeute, durch einen kecken Handstreich heute auf den Thron gehoben, würden morgen fester auf ihm sitzen als der einhellig vom Volke erwählte Bonaparte nach Jahren!

Ich glaube es, ich glaube Ihnen Alles, Baron; aber indem Sie verlangen, daß ich mit blindem Muth nach der Krone meiner Väter ringen soll, reden Sie, ohne sich in meine Lage zu versetzen! Wie könnten Sie das auch! Wie wäre es möglich, sich in eine so völlig ausnahmsartige Stellung zu denken. Hat die Welt je ein Schicksal gesehen wie das meine? Nein. Nie, nie! Andere Existenzen, auch die unglücklichsten, bestehen aus dem Wechsel der Lagen. Unglück und Glück ziehen nach einander vorüber. Ich kenne diesen Wechsel nicht. Mein Leben kennt nur das Unglück. Und welches Unglück! Ich war noch ein Kind, in

königlichen Purpur gebettet, und schon umkreiste mich lauernd der Mord. Kennen Sie jene Scene, als meine Mutter mir das Leben rettete, das man mir durch zerstoßene Glassplitter, die in meine Nahrung gebracht waren, rauben wollte? Ach warum zog die Ahnung ihres Mutterherzens sie herbei, statt mich sterben zu lassen! Ich wuchs auf unter den Schrecken der Revolution. Das Kind eines Negersklaven ist glücklicher als ich. Es hat die Schwelle der Hütte als freien Raum für seine Spiele, es kennt nicht die tägliche, unsagbare Herzensangst, man schleudert es nicht unter Bestien; es ist nicht bestimmt, zu verkümmern in der langen Agonie des Schreckens! O es gibt auf Erden nichts Entsetzlicheres als die Angst — die Angst! O diese jahrelange Qual meiner Kindheit ... und dann — dann der Kerker — meine Aeltern im Tempel — meine Aeltern — o Gott, welche Scenen ... welche entsetzliche Augenblicke —

Die Stimme des Prinzen begann hier zu schwanken — er schwieg eine Weile, um nicht in Schluchzen auszubrechen, und legte die Hand über die Augen. Dann fuhr er fort:

Gott sei Dank, sie wenigstens haben ausgerungen. Sie haben Ruhe. Mir ist die volle Erbschaft ihres Schmerzes geblieben. Die unverminderte Herzens-

angst, die ich nicht mehr abschütteln kann, so tief ist sie mir eingegraben! Und noch Eins ist hinzugekommen — die Schmach. Wo ich gehe und stehe, da weiß ich mich von Feinden verfolgt. Ich kann mich nicht zur Ruhe legen, ohne zitternd zu denken, der Morgen wird mich in einem dieser fürchterlichen Kerker finden, deren Schauer ich die Hälfte meines Lebens hindurch empfand! O es ist etwas Entsetzliches um einen Kerker, Baron — um einen Kerker, für mich! Ein angeschuldigter Verbrecher mag ihn ertragen lernen durch Geduld — aber ich, ich, der jeden Augenblick fürchten muß, daß die Riegel und Schlösser sich öffnen, um Meuchelmörder eintreten zu lassen — o für mich ist er eine Hölle! Und die Freiheit — was ist sie für mich? Ich darf meinen Namen nicht nennen, ohne daß ich scheu, verstohlen in die Züge Dessen blicke, der vor mir steht, ob er mich auch vielleicht für einen Betrüger hält? Das ist mein Leben: in der Gefangenschaft die blutige Herzensangst, in der Freiheit der Gedanke an die Verachtung und die Schmach, welche einen Gaukler trifft!

Ihr Schicksal ist erschütternd, Prinz, aber weshalb nicht glauben, daß es sich von heute an wendet, weshalb nicht hoffen, daß es in die Periode der Versöhnung getreten, welche jedes schwere Menschenschicksal

hat? Sie haben schon viele treuergebene, zu jedem Opfer bereite Freunde! warf der Baron tief ergriffen ein.

Ja — aber selbst die wärmsten von ihnen vermögen es nicht, sich in meine Lage zu denken, so traurig ist sie. Alles, was ich gesagt habe, schildert meinen innern Seelenzustand nicht. Nicht diese verzweiflungsvolle Rathlosigkeit, mit der ich mich frage: wozu bin ich geboren? Welches entsetzliche Verbrechen habe ich begangen, daß ich so gefoltert werde? Welcher Dämon ist es, dem so Gewalt über mich gegeben, der mich nie nur einen Tag lang frei aufathmen läßt, ohne irgend einen neuen Schmerz, einen neuen Schlag für mich in Bereitschaft zu haben! — Denn das ist mein Loos, beinahe so lange ich denken kann. Oft erhebe ich mich am Morgen, vom Schlummer gestärkt; ich sehe die Sonne strahlen, sehe heitere Menschengesichter, höre die Vögel singen, höre lachen und scherzen; ich vergesse, daß ich Ich bin, ich gebe mich heiteren Gedanken hin, ich verstatte der Hoffnung von etwas Gutem mir zu nahen, — ich vergesse mich so weit, mir ein Luftschloß zu erbauen .... aber ach, bald kehrt das Bewußtsein meines Fluchs zurück: du wirst bald gestraft werden, sage ich mir, für dieses Verbrechen, dich einem kummerlosen Augenblick hingegeben zu haben — und wahrhaftig, Baron,

der Tag neigt sich dann auch nicht zum Abend und ich habe meine Strafe!

Um Gotteswillen, Prinz, geben Sie sich solchen verzweifelten Gedanken nicht hin!

Sich hingeben nennen Sie das? lachte der Prinz bitter auf — mein Schicksal lehrt sie mich schon!

Was in aller Welt hindert Sie z. B., hier, wo Sie von den treuesten Dienern umringt sind, wo keine Gefahr Ihnen nahen kann, sich mit männlich ernster Heiterkeit den größten Hoffnungen hinzugeben und wenigstens das Gefühl des Glückes zu genießen, welches für Sie schon in sorgenloser Ruhe liegen muß?

Wo keine Gefahr mir nahen kann? Sie haben einen starken Glauben, Baron! und meinen Sie denn, ich hätte nicht auch hier meinen tiefen Schmerz?

Nun ja, den Schmerz über Ihre Vergangenheit, aber . . .

O reden wir nicht über die Art dieses Schmerzes, fiel der junge Mann rasch ein — was ich gesagt habe, ist genug, um Ihnen zu zeigen, wie viel Sie von mir verlangen dürfen. Sie wollen, ich soll Reiche erobern, Völker glücklich machen: und ich, ich habe schon Uebermenschliches gethan, wenn ich mein Leben vor dem Wahnsinn geschützt habe!

Der Baron sah ein, daß es nicht der Augenblick

war, bei dieser Stimmung des Prinzen, weiter mit ihm zu verhandeln. Er verließ den jungen Mann deshalb, als dieser sich in Gedanken von ihm abwandte und in Gedanken versunken sich über die Brüstung des Balcons lehnte. Als er aus dem Saal getreten war, begegnete er Montmorin auf der Treppe.

Wir hatten gestern Beide Unrecht, sagte er zu diesem. Die einzige Politik, von welcher die Zukunft unsers jungen Königs abhängt, ist die, ruhig und still die Wunden seiner Vergangenheit ausheilen zu lassen! Das ist wahrhaftig fürs erste das Nöthigste!

Das ist wahr, erwiederte Montmorin. Er macht mir oft den Eindruck eines jungen Baumes, der verkümmert und eingeengt ohne Sonne zwischen einem Dickicht anderer Stämme in die Höhe gewachsen ist; schlägt man dies fort und gibt ihm Licht und Luft, so ist doch dem schwanken wie ein Rohr hoch aufgeschossenen Stamme noch lange nicht wohl, und es dauert geraume Zeit, bis er sich kräftigt, daß nicht der Wind ihn mehr niederbeugt.

Die beiden Männer schritten in die Wohnzimmer des Prinzen und Montmorin's hinüber, wo dieser den Baron die Documente und Bescheinigungen durchsehen ließ, auf welche er sich als auf die Belege zu der

Geschichtserzählung, die er am Abend vorher vorgetragen hatte, berufen.

Sehen wir uns, während die Männer sich hiermit beschäftigen, nach den Frauen des Hauses um.

Septimanie war bei Frau von Harbach, die in ihrem Wohnzimmer, eine Näharbeit vor sich, am Fenster saß, während Septimanie ihr gegenüber an der Seite des kleinen Arbeitstisches einen Sessel eingenommen hatte. Zwischen den beiden Frauen hatte ein nicht minder ernstes Gespräch statt, wie das, welches soeben zwischen dem jungen Prinzen und dem ritterlichen Hausherrn geführt worden war, und der Einblick, den es Frau von Harbach in Septimanie's innerste Seelenstimmung gewährte, war nicht minder tief als der, welchen der Baron in das Herz seines jungen Gastfreundes hatte werfen können. Hatte Septimanie gestern noch auf eine Frage der Frau vom Hause ausweichend geantwortet, so hatte sie jetzt die Letztere genug beobachten können, um sich zu sagen, daß sie einem warmschlagenden Frauenherzen begegnet sei, dem sie sich ganz anvertrauen dürfe; es lag ein so feiner weiblicher Takt, ein so richtiges Gefühl und gesunde Natürlichkeit des Urtheils in Allem, was die Baronin äußerte, daß es vollständig hingereicht hätte, Schärfe und Weite der Intelligenz zu ersetzen, falls

diese ihr irgend abgegangen. Septimanie fühlte sich deshalb auch rasch in eigenthümlicher Weise zu ihr hingezogen, und so enthielt sie ihr nicht mehr den Kummer, der ihr Herz drückte, vor, in einem Augenblicke, wo sie sich des Mislichen und Bedenklichen, was ihre ganze Lage hatte, in der beängstigendsten Weise bewußt geworden war. Sie erzählte Frau von Hardach zuerst von ihrem frühern Leben. Sie schilderte ihre glückliche Kindheit, die sie nicht erwähnen konnte, ohne die wärmste Anhänglichkeit an ihren Vetter Lanzelot zu verrathen. Er war so gut, so milde, so nachgiebig, sagte sie: bei allen unsern Spielen zeigte er eine für einen Knaben dieses Alters wunderbare Selbstverleugnung und Aufopferung: ich hatte stets den entscheidenden Willen; meine kleinen Launen blieben immer ohne Widerspruch und das Gesetz. Der arme Lanzelot! Wäre er weniger nachgiebig und gut gewesen — vielleicht wäre Alles anders gekommen. Hätte er mich zu beherrschen gewußt, mich jemals an einen festen Willen in ihm zu glauben gelehrt, vielleicht hätte sich mein Herz diesem männlichen Willen unterworfen und hingegeben. Aber freilich, dazu hätte meine Jugend weniger stürmisch vorüberfließen müssen — dazu hätte ich nicht meine Aeltern durch so grauenhaften Tod verlieren, nicht das Elend jener Zeit, nicht

die Flucht aus der Heimat, die ganze Noth der Emigration kennen lernen müssen! Jene schrecklichen Tage haben sich mir zu tief in die Seele geschrieben.

So unauslöschlich ist der Eindruck, den sie Ihnen zurückgelassen haben?

Unauslöschlich. Ich glaube, sie haben meiner ganzen Denkungsart, meinem Charakter eine andere Richtung gegeben. Ich begreife jene Frauen nicht, welche durch einen unerschütterlichen Gleichmuth gegen Alles, was die Menschen um sie her bewegt, gegen die Schicksale ihres Vaterlandes, die Kämpfe ihres Volkes sich den innern Frieden und die weibliche Seelenharmonie bewahren; Frauen, die glücklich sind mitten in stürmischen Zeiten. Mir ist das nicht gegeben. Was ich erlebte, was ich die Meinigen erleben, dulden sah, das hat mich aus dieser friedlichen Ruhe hinausgerissen. Die „stille Häuslichkeit", wie die Männer es nennen, ist mir schaal und nichtig geworden, ihre Herzensanliegen stehen neben den schmerzlichen Gedanken und stürmischen Gefühlen, welche meine Lebensschicksale in mir erweckt haben, wie kindische Dinge!

Sind Sie nicht zu leidenschaftlich für ein Mädchen, Septimanie? fragte Frau von Hardach. Was die Frauen bewegt, mag oft nichtig und kindisch sein, wenn auch eben nicht kleiner als Das, was die meisten Männer

bewegt. Ein höherer Aufschwung thut Allen Noth. Aber gerade bei dem wärmsten Aufschwung zum Großen und bei der edelsten Begeisterung für das Gute ist uns Frauen große Bescheidenheit geboten. Es gibt auch in der Tugend für sie ein Maß. Und wovor sie vor Allem sich hüten müssen, das ist: sich an die Ideen zu nahe heranzuwagen. Ich habe eine große Zahl unglücklicher Menschen, besonders Frauen, kennen gelernt, welche darüber innerlich zerstört waren. Sie hatten sich in hitzigem Eifer zu dicht an eine Idee gedrängt und hatten sich an den Flammen derselben verbrannt. Ihr Leben war wie das einer versengten Phaläne, ein ängstliches Zerflattern, Abarbeiten und Zerfahren.

O ich verstehe, was Sie mir sagen wollen, meine theure Tante — ich verstehe es und ich gestehe gern, Sie haben ein Recht, die Gedanken über mich zu hegen, welche diese Worte mir verrathen! Aber hören Sie weiter meine Erzählung an, und Sie werden dann nicht mehr sagen, daß etwas Unweibliches und das der Frauennatur gesetzte Maß Ueberschreitendes in allem Dem liegt, was ich gethan habe. Ich blicke mit ruhigster Klarheit darauf zurück. Ich konnte nicht anders handeln, als ich handelte. Ich weiß auch, daß ich nicht meine Existenz als Opfer für eine Sache

hingegeben habe, welche dies Opfer gar nicht verlangte. Nein, ich bin ihr viel, unendlich viel gewesen. Und wenn ich jetzt um ihretwillen eine niederschlagende innere Demüthigung erfahren habe, so ist das nicht, weil ich mich ihr unbescheiden aufdrängte, sondern weil ich mit unbegrenzter Selbstlosigkeit allein der Sache dienen wollte, ohne an irgend etwas Anderes, und am wenigsten an mich selbst, dabei auch nur zu denken!

Ich bitte Sie, Septimanie, legen Sie meine Worte nicht falsch und als einen Tadel Dessen, was Sie gethan haben, aus. Es ist Niemand in der Welt, welcher wärmer als ich die schöne Begeisterung verehren kann, welche Sie bewegt. Aber daß eine Frau unendlich behutsam und vorsichtig sein muß, wenn sie den gewöhnlichen Kreis weiblicher Interessen verläßt, und daß sie beim Verfolgen höherer Absichten, edlerer Ziele die Leidenschaft dem Manne allein zu überlassen hat, das durfte ich Ihnen sagen! Die Leidenschaft führt die Frau immer in Lagen, aus denen sie sich ohne Demüthigungen nicht wieder frei macht! —

Es mag sein — aber wie, wenn der Mensch sein Schicksal nicht mit freiem Entschlusse macht, sondern wenn das Schicksal ihn ergreift und auf seine Flügel

nimmt? Wenn ein Ereigniß über ihn kommt, wie ein Adler, der mit ausgebreiteten Schwingen über eine Flur daherschwebt, ein schlummerndes Kind faßt und auf seine Alpenhöhen trägt? Glauben Sie mir, ich bin keine Schwärmerin. Wenn meine Erlebnisse auch mein Herz auf sich selbst zurückwiesen, wenn sie auch in meinem Innern die hingebende Theilnahme für den gewöhnlichen Beruf, in welchem die Frauen sich glücklich fühlen, tödteten, so bin ich darum nicht chimärischen Gedanken und thörichten Plänen oder nur einer anmaßlichen Ueberschätzung meiner Kräfte anheimgefallen. Glauben Sie ja nicht, daß ich mich selbstgefällig in den Beispielen einer Jungfrau von Orleans oder einer Charlotte Corday bespiegelte — nein, meine Entschlüsse sind ja nicht einmal von mir selbst ausgegangen, sie sind mir durch die Entrüstung über die Andern eingegeben worden. Die innere Empörung über die Trägheit, Selbstsucht, Klügelei und Einfalt Derer, die mich umgaben, hat mich in meine jetzige Lage getrieben. Ich sah Monsieur Charles zuerst bei einem Besuche, den ich mit meiner Tante Rencarville unserm Vetter, dem Baron Thor de la Sonde, machte; der Prinz, der nach seiner Flucht aus dem Tempel bei ihm verborgen war, hatte jetzt wieder dort eine gastliche Aufnahme gefunden. Als er uns unter einem

fremden Namen vorgestellt wurde, machte er keinen gewinnenden Eindruck auf mich. Es lag etwas Unruhiges, Abspringendes, beinahe Krampfhaftes in seinem Wesen, was mir an einem Manne misfiel. Doch lag etwas Bekanntes, eigenthümlich mich Berührendes in der Gestalt dieses Menschen, und ich grübelte lange nach, wo ich ihn gesehen, oder Jemand, der ihm auffallend ähnlich sei, kennen gelernt habe. Umsonst — bis mir meine Tante am Abende, als wir allein in unsern Schlafzimmern waren, spöttisch lachend mittheilte, was ihr der Baron geheimnißvoll zugeflüstert habe: sein Gast sei der Dauphin, sei Ludwig XVII.! Meine Tante spottete über den festen Glauben unsers gutmüthigen Wirths. Sie moquirte sich in ihrer schneidend sarkastischen Weise über ihn, daß er die Dupe eines Menschen sei, den sie freilich für keinen Betrüger hielt; dagegen schien ihr sein ganzes Wesen und Alles, was der Baron de la Sonde ihr mitgetheilt hatte, zu sprechen. Aber sie hielt ihn für einen selbst Betrogenen, einen unglücklichen Menschen, dessen sich irgend eine Partei als Werkzeug hatte bedienen wollen; man hatte, nahm sie an, zuerst Den betrogen, mit dem man die Welt betrügen wollte und ihn dann, entweder verzweifelnd am Gelingen der Intrigue oder durch die Ereignisse verhindert,

sie zu Ende zu spielen, einfach fallen lassen. Das Alles wußte meine Tante gleich am ersten Abend so sicher und gewiß, daß ich nicht den geringsten Versuch machte, mit ihr weiter darüber zu sprechen. Es ist ihre Weise so; hat sie eine Idee gefaßt, so ist keine Macht in der Welt sie davon abzubringen im Stande. Aber was sie mir gesagt, ließ mich die Nacht hindurch kein Auge schließen. Wie ein Blitz hatte es mich getroffen: ich wußte nun, was mir in dem Fremden so eigenthümlich Bekanntes, Erinnerungsvolles entgegengetreten: ich hatte ihn als Kind gekannt, ich war einst Tagelang mit ihm zusammengewesen — in dem erwachsenen jungen Manne lag noch ein Ton, ein Blick, ein Etwas, was schon das Kind gehabt. Aber ich war nicht thöricht genug, mich so dem ersten Eindruck gefangen zu geben. Ich sann die Nacht hindurch über jene Tage nach, wo ich als Kind zu den Spielen des Dauphins zugelassen war. Ich suchte nach Einzelheiten, nach geringfügigen Kleinigkeiten in meinem Gedächtnisse und wob daraus verfängliche Fragen. Es wäre kein Beweis wider ihn gewesen, wenn er sie nicht oder falsch beantwortet hätte: er stand im vierten Jahre, als ich in Versailles zum Besuche bei meiner Tante la Serre war, und das Gedächtniß vieler Menschen reicht nicht bis in ein solches Alter;

aber das meine hat eine Schärfe — wenn das seine ihm gleich kam, wenn er mir die Fragen, die ich ersann, richtig beantworten konnte, dann war kein Zweifel mehr übrig!

Als ich ihn am folgenden Morgen sah, durchforschte ich heimlich seine Züge. Seine Aehnlichkeit mit Ludwig XVI. ist auffallend; aber noch mehr ergriff mich die mit Marie Antoinette, da Söhne fast immer mehr von der Mutter als dem Vater haben. Ganz dieses eigenthümliche Haar, dessen Farbe zwischen Hellbraun und Blond in der Mitte liegt, hatte die unglückliche Königin; seine Stirn ist frappant die der Königin und ebenso der kleine und anmuthige Mund. Dazu kam, als ganz charakteristisches Zeichen, welches am meisten zu dem ersten Eindruck beigetragen haben mochte, den er mir gemacht, das Vorstehen der zwei untern Schneidezähne; schon die Milchzähne des kleinen Dauphins hatten diese Eigenthümlichkeit. Was aber beinahe erschütternd auf mich wirkte, als ich es wahrnahm, war eine kleine Narbe, die er trug. Ich hatte eines Tages in Versailles den Dauphin mit einem jungen Hasen spielend gefunden. Ich wollte das Thierchen streicheln oder ergreifen, der Dauphin aber drückte es, als ich die Hände nach ihm ausstreckte, an seine Brust — vielleicht zu heftig, sodaß es

Schmerzen empfand — kurz, das Thier fuhr empor und biß den Dauphin in die Oberlippe.

Daher die kleine Narbe auf seiner Lippe! fiel Frau von Hardach ein.

Sie können denken, wie ich bewegt wurde, als ich diese Narbe sah, fuhr Septimanie fort. Ich zweifelte nicht mehr, und als ich bald nachher die Gelegenheit fand, ihn allein zu sprechen, schlug mein Herz so heftig, daß ich darüber fast alle meine verfänglichen Fragen vergaß.

Er war in eine Fensterbrüstung des Salons getreten, in welchem wir gefrühstückt hatten. Ich näherte mich ihm und fragte, mit Gewalt meine Bewegung niederkämpfend:

Wir haben uns früher gesehen, Monsieur . . .

Wol haben wir uns früher gesehen — o, wie danke ich Ihnen, daß Sie sich dessen erinnern, Mademoiselle de Bougencourt, antwortete er. O, ich wußte es, daß Sie es würden: schon zehnmal wollte ich an Sie herantreten und Ihnen sagen: Septimanie — kennen Sie mich nicht mehr? Aber mein Unglück hat mich scheu und mistrauisch gemacht: ich wage nicht mehr, irgend Jemandem einen Schritt entgegenzuthun: ach, Sie haben keine Ahnung davon, wie schmerzlich es ist, in ein Antlitz zu blicken, aus dem

man Argwohn oder gar die stumme Anklage des Betrugs und der Lüge lesen muß! Und dann gar, wenn diese Anklage nicht stumm bleibt, wenn sie laut wird ...

Ja, fiel Frau von Hardach ein, das kann ich mit ihm fühlen, nichts erbittert mehr als der Unglauben, der sich wider die Wahrheit stemmt!

O, sagte Septimanie, es ist nichts schrecklicher als die Menschen mit der blinden Klugheit. Denn es gibt nichts Zäheres, Hartnäckigeres als der selbstgefällige Verstand der Dummheit!

Der Prinz, fuhr sie dann fort, erzählte mir nun eine Menge kleiner Züge aus unsrer Kinderzeit und den Stunden, die ich bei ihm zugebracht hatte. Noch einen Zweifel an ihm zu hegen, wäre Wahnsinn gewesen. Ich war so erschüttert, daß es eine Wohlthat für mich war, als nach kurzer Zeit die Gesellschaft uns trennte.

Als wir, meine Tante und ich, am Nachmittage zurückfuhren, verschwieg ich der Letzteren meine tiefe innere Erregung nicht. Sie blieb spöttisch, verneinend, aber ihre Reden erhöhten nur meinen Enthusiasmus für den unglücklichen jungen Mann, der so viel gelitten hatte und der nicht wagen durfte, sich am hellen Tageslichte sehen zu lassen unter einem Volke, das sein Haupt vor ihm beugen sollte, als seinem recht-

mäßigen angeborenen König. Denn wer glaubte an ihn, wer wußte von ihm, außer einer kleinen Anzahl von Eingeweihten und Anhängern, deren Opfermuth und Begeisterung für ihn mir unendlich lauer schien, als mein inneres Gefühl in einer solchen Sache es von ihnen verlangte. Ich ließ mich deshalb von meiner Tante nicht abhalten, nach wenigen Tagen auf das Schloß unsres Verwandten zurückzukehren, um eine ausführlichere Unterredung mit dem Prinzen zu suchen; ich begann von da an, die Energie seiner Freunde zu beleben, ich ward seine eifrigste Anhängerin. Des guten Lanzelot Verwunderung und Trauer konnte mich daran nicht hindern: was war mir Lanzelot, wo eine solche Angelegenheit meine Gedanken und meine Thätigkeit in Anspruch nahm! Was man über meinen Eifer im Stillen bemerkte und sprach, das kümmerte mich nicht. Mein Bewußtsein erhob mich ja thurmhoch über die niedrigen Schlüsse der Menschen. Aber desto mehr kümmerten meine Verwandten sich darum. Man versuchte meinen Glauben wankend zu machen. Zu leugnen, daß der Prinz aus dem Tempel gerettet, wagte man nicht, denn dafür sprachen zu viele Zeugnisse. Aber man suchte mir zu beweisen, daß der junge Mensch eins der untergeschobenen Kinder oder das sei, welches man hatte nach Strasburg

abreisen lassen. Als ich auf solches Gerede immer nur verächtlich die Achseln zuckte, versuchte man Drohungen. Man setzte den Tag fest, an welchem ich Lanzelot angetraut werden sollte, und Lanzelot sollte nach der Trauung mich nach Italien führen, um mich zu entfernen. Da wurde meine Tante Rencarville verbannt. Sie mußte plötzlich Frankreich verlassen. Ich sollte augenblicklich Lanzelot's Weib werden und ihnen folgen. Aber eine tiefe innere Stimme sagte mir, daß ich mir selbst, meiner Aufgabe nicht untreu werden dürfe; so bekam ich den Muth, mich zu weigern. Die Gräfin Rencarville und Lanzelot reisten ohne mich. Man wollte nun durch einen energischen Schritt meinen Beziehungen zu dem Prinzen ein Ende machen. Man sperrte mich in ein deutsches Kloster ein. Das Uebrige wissen Sie. Ich schrieb augenblicklich dem guten Onkel Harbach: ich wußte, daß sein Scharfblick die Gründe für die Identität des Prinzen, die ich ihm mittheilte, nicht, weil ein Mädchen sie ihm vortrug, von vornherein als leeren Weiberwahn ohne genauere Prüfung verwerfen würde. Er versprach mir die Gastlichkeit seines Hauses für den verkannten Enkel unsrer Könige, und so konnte ich den Prinzen auffodern, sich von seinen Freunden in der Vendée zu trennen, wo der Haß meiner Verwandten ihn gefährdete, und sich

auf die Reise nach Ettenheim zum Herzog von Enghien zu begeben, aber seinen Weg an meiner Clausur vorüber und zuerst zum Hause meines guten Oheims Harbach zu lenken.

Das Alles wissen Sie, liebe Tante, aber jetzt —

Jetzt? Schütten Sie mir vertrauensvoll ihr ganzes Herz aus, Septimanie! Glauben Sie mir, wenn Ihre arme Mutter noch lebte, Sie hätten keine besorgtere Freundin an ihr, als ich es Ihnen sein möchte.

O das weiß ich, versetzte das junge Mädchen und ergriff in ihrer Aufregung die Rechte der milden Frau, um sie mit ihren beiden Händen zu umschließen und innig an sich zu drücken, — das weiß ich und deshalb will ich Ihnen Alles sagen, was mich peinigt und ängstigt. — Sehen Sie, gerade Das, was in meiner Heimat die bösen Zungen gemeindenkender Menschen flüsterten, die engherzige Auslegung, welche sie meinem Eifer für die Sache meines Königs und meines Vaterlandes gaben — das ist mir gerade da wieder entgegen getreten, wo es mich am allertiefsten verwundet. Daß ich misdeutet werden könnte von ihm — das habe ich nicht geahnt, das ist etwas, was ich nicht überwinden kann! Denn mit einem Wort, auch der Prinz misversteht meine Begeisterung, die nichts sieht

als sein Unglück und sein Recht; er setzt in mir ein persönliches Gefühl voraus und fodert ein Gefühl, an das ich nicht gedacht habe und — setzte Septimanie mit einer tiefen Gereiztheit hinzu, nicht denken will, nun und nimmermehr!

Frau von Hardach sah sie mit sinnendem Blicke eine Weile an.

Darauf mußten Sie denn doch gefaßt sein, Septimanie; ich habe es keinen Augenblick anders erwartet — sagte sie dann mit leiser Stimme.

Gefaßt sein? Auch Sie —

Beruhigen Sie sich, Septimanie, zürnen Sie mir nicht, daß ich offen mit Ihnen bin.

Aber wenn ich Ihnen sage ....

Sie können mir Alles in der Welt sagen, aber Sie werden mir dadurch nicht beweisen, daß ein junger Mann, für den sich ein schönes, edles und geistreiches junges Mädchen begeistert —

Das bin ich nicht und ich habe mich nicht für ihn begeistert, sondern für seine Sache.

Frau von Hardach unterbrach sie mit einem Lächeln und Kopfschütteln.

Wie können Sie so thöricht sein, Kind, und verlangen, daß seine Leidenschaft für Sie oder wie Sie es genannt wissen wollen, meinethalb nur seine Eitelkeit,

solche Unterscheidungen mache und damit ein zwanzigjähriges Jünglingsherz zum Schweigen bringe?

Dann bleibt mir nichts übrig, als ihn zu verlassen und jeden Verkehr mit ihm abzubrechen; dann muß ich in mein Kloster zurückkehren, das ich nie hätte verlassen sollen! rief Septimanie aus, die Augen voll Thränen.

Seien Sie ruhig, Septimanie, lassen Sie uns Ihre Lage mit Kaltblütigkeit besprechen und nicht eher Entschlüsse fassen, als bis wir sie gründlich erwogen haben.

Septimanie lehnte sich in ihrem Sessel zurück und stützte schweigend ihr geröthetes Gesicht auf ihren Arm.

Wenn Sie wirklich entschlossen sind, die Bewerbungen des Prinzen abzuweisen, fuhr Frau von Harbach mit nachdrücklicher Betonung fort —

O daß auch Sie daran zweifeln! fiel Septimanie mit Heftigkeit ein.

Ich zweifle nicht daran, wenn Sie mir es sagen, mein Kind — dann ist es allerdings besser, Sie trennen sich von ihm!

Septimanie antwortete auf diesen Vorschlag nicht.

Aber deshalb aufhören, für ihn zu wirken, das wäre eine Untreue, die Sie wider sich selbst begingen.

Da Septimanie nicht antwortete, fuhr Frau von Hardach fort:

Lassen Sie ihn deshalb mit Montmorin nach Ettenheim abreisen. Sie bleiben unterdeß hier bei uns und wir überlegen dann mit Ihrem Oheim, meinem Gemahl, was weiter zu thun ist; es ist jedoch nöthig, daß wir in Uebereinstimmung mit den Entschlüssen des Herzogs von Enghien handeln, und diese sind jedenfalls erst abzuwarten.

Eine innere Stimme, versetzte Septimanie, warnt mich vor der Weiterreise des Prinzen nach Ettenheim. Seine nächsten Verwandten haben zu treulose Intriguen gegen ihn angezettelt. Seine Schwester verleugnet ihn aufs grausamste. Der Herzog von Enghien steht unter den Einflüssen des Hofs von Mitau .... ich mistraue allen seinen Verwandten.

Septimanie — also Sie glauben auch an die Verworfenheit dieser Menschen?

Ich glaube, meine theure Tante, was ich weiß! Die Menschen sind schlechter, als ein aufrichtiges Frauenherz es fassen kann. Nein, nein, lassen Sie ihn hier. Eine Reise ist wieder mit neuer Gefahr für ihn verbunden — weshalb ihr trotzen? Lassen Sie lieber mich gehen!

Sie, Kind — aber wohin?

Ich habe einen bestimmten Plan auszuführen, antwortete Septimanie langsam und wie sinnend — lassen Sie mich erst noch länger darüber nachdenken, — ehe ich Ihnen Alles sage — aber ich bedarf Ihrer Hülfe, wenigstens Ihrer Begleitung —

Meiner Begleitung? Und wohin?

Septimanie wollte antworten, als die Thür sich öffnete und Graf Montmorin eintrat.

Ich hoffe, daß ich nicht störe! sagte er. Aber Baron Hardach sitzt in meinem Zimmer über unsern Documenten vertieft und schreibt sich eben das wichtigste Schriftstück ab —

Welches ist das? unterbrach Frau von Hardach, indem sie auf einen Stuhl deutete.

Es ist ein Blatt, welches Ludwig XVI. im Tempel aufgezählt hat, als er vernahm, daß der Dauphin von ihm getrennt werden solle. Er hat alle Zeichen aufgezählt, welche der Dauphin an seinem Körper trägt, von der Lippe mit dem Hasenbiß bis auf die kleine Figur, welche das Geflecht der Adern an seinem rechten Bein bildet und welche einer Taube mit ausgebreiteten Schwingen ähnlich sieht; er hat das Blatt selbst unterschrieben, von der Königin unterschreiben lassen und untersiegelt mit einem der Petschafte an seiner Uhr. Es war, als ob der König eine Ahnung davon gehabt

habe, welche Schicksale seinem Sohne bevorstehen, und wie sehr er einst eines laut redenden Zeugnisses bedürfen werde, um wieder erkannt zu werden. Wie gesagt, der Baron ist in diese Sachen so vertieft, daß ich ihn allein gelassen habe, um in einer andern Angelegenheit den Rath der Damen in Anspruch zu nehmen.

Und diese Angelegenheit ist? fragte Septimanie.

Haben Sie unsers Begleiters vergessen, der bei dem Versuch, uns Luft zu machen, unsern Verfolgern in die Hände fiel?

Ich habe seiner so wenig vergessen, daß ich eben im Begriff war, mit meiner Tante von ihm zu reden.

Wir dürfen den armen Teufel nicht seinem Schicksal überlassen, obwol, sagte Montmorin lächelnd, es wie ein deus ex machina gerade im rechten Augenblick über ihn gekommen ist, um ihn zu verhindern, seine verwegene Seele unrettbar zu verderben und unter die Räuber zu gehen!

Ja, denken Sie, wandte sich Septimanie zu Frau von Hardach, er hat in unserm ehrlichen Montmorin niemand Geringeres erblickt als den berüchtigten Räuberhauptmann, den Cartouche der deutschen Wälder — wie heißt er auch noch?

Johannes durch den Wald!

Nun, was nicht ist, kann werden, versetzte Montmorin, die Achsel zuckend. Wer weiß, wozu in dieser Zeit ein ehrlicher Mensch noch gezwungen wird! Der Pferdediebstahl und der Straßenraub ist am Ende auch ein Geschäft, bei dem man nur die Procente des Nettogewinns niedrig anschlagen muß, weil das Risico größer ist als bei andern Speculationen.

Mauvais plaisant, sagte Septimanie — im Ernst, Montmorin, haben Sie einen bestimmten Plan in Bezug auf den Menschen?

Nein, aber ich bin bereit, jeden möglichen auszuführen, wenn wir über ein Mittel, ihm zu Hülfe zu kommen, uns verständigt haben.

Sie sollen nichts ausführen, Montmorin.

Und wer denn?

Ich selbst! Versprechen Sie mir, mich nicht daran zu hindern, dann will ich Ihnen auch den Plan sagen, den ich vorhabe!

Reden Sie!

Sie haben mir erzählt, welche Unterredung Sie in Ihrem Versteck im Kloster belauschten. Wir haben die ganze Absicht der Aufhebungsbeamten durchschauen können.

Allerdings! Und das wollen Sie benutzen?

So gut, daß ich mich auf den Augenblick freue,

wo ich von meiner lieben Tante Hardach begleitet, die mir diesen Wunsch sicher nicht abschlägt, dem Aufhebungscommissär — wie heißt er? Hat Ihnen der Guardian den Namen nicht gesagt?

Von Scherfluoth.

Scherfluoth? So klang beinahe auch der Name meines Anbeters in dem einzelliegenden Wirthshause — welche Freude, ihn bei dieser Gelegenheit wieder zu erblicken — es ist vielleicht derselbe!

Der Aufhebungscommissär war ein älterer Mann, fiel Montmorin ein.

Nun, so muß ich mich verhört haben — einerlei! also welche Freude, wenn ich den Herrn Aufhebungscommissär durch die Ehre eines Besuchs erfreue und in harmlosem Plaudern ihn gewahren lasse, daß ich seinen Anschlag kenne, daß ich wie ein enfant terrible voll Bewunderung für seine meisterhafte Diplomatie diese der ganzen Welt auszuplaudern mich anschicke — o meine Naivetät soll ihn zur Verzweiflung bringen, er soll innerlich rasen und äußerlich mit der süßesten Miene von der Welt mir zu verstehen geben, daß er, um meine schreckliche Zunge im Zaum zu halten, jegliche Bedingung eingehen will! Die Bedingung ist dann leicht gefunden — er muß dem jungen Menschen die Freiheit verschaffen!

Frau von Hardach blickte erstaunt Septimanie an, während diese so sprach.

Sie sind wirklich berufen, in einem Conseil wie dem unsers Prinzen zu glänzen, sagte sie; Sie sind eine schlimme Diplomatin, Septimanie.

Sagen Sie lieber eine zu gute, als daß wir dies Alles zugeben dürfen, fiel scherzend Montmorin ein: denn denken Sie, Frau Baronin, wenn in der Stadt jener verführerische Anbeter ihr begegnete und sie uns abspenstig machte!

O ich wollte, er begegnete mir, versetzte Septimanie!

Ich versichere Sie, fuhr Montmorin im selben neckenden Tone fort, es ward mir neulich schwer, sie aus den Fesseln seiner erobernden Liebenswürdigkeit loszubekommen. Was meinen Sie, Septimanie, wäre es nicht sicherer, wenn Sie vermieden, sich in eine so gefährliche Lage noch einmal zu wagen, wenn Sie mich gehen ließen?

Montmorin, Sie sind der beste Mensch auf der Welt, wenn Sie nur nicht immer schlechte Späße machten!

Sie nennen meine Späße schlecht, weil Ihnen die Sache eben nicht spaßhaft ist, fuhr Montmorin zu necken fort.

Nicht deshalb, Montmorin, sondern weil Ihre Späße wirklich schlecht sind — aber freilich, man muß Ihnen das zu Gute halten, es ist ein Erbfehler bei Ihnen!

Ein Erbfehler? wie so?

Wie so? Soll ich Sie an den schlechten Spaß erinnern, den sich schon Ihre erlauchten Ahnen mit den Noailles erlaubt haben?

Ah so! versetzte erröthend Montmorin.

Theilen Sie mir die Geschichte mit, bat Frau von Hardach.

Glauben Sie ihr kein Wort — sie ist boshaft, sagte der Graf.

Erzählen Sie mir, bitte, Septimanie!

Sie kennen das große und mächtige Haus der Noailles?

Allerdings, versetzte die Baronin.

Nun wohl, in dem erhabenen Stammschloß der Montmorins, von dem ich zu meiner Schande gestehen muß, daß ich nicht weiß, wie es heißt, in welchem Winkel von Frankreich es steckt und über wie viel Chatelainien sein stolzer Lehnsthurm gebietet, in diesem famosen Stammschloß soll eine großmächtige Tapete hängen, auf welcher in Gobelingewirk zu sehen, wie an der Tafel des Seigneur von Montmorin der

Seigneur von Noailles als Haushofmeister fungirt, mit der Unterschrift 1593! Wenn das kein schlechter Spaß von Ihren tapfern Ahnen ist, mein theurer Graf, so kenne ich keinen, es wäre denn, Sie erinnerten an den noch schlechtern, den Ludwig XV. machte, als man ihm diese Geschichte erzählte; er sagte mit ungläubigem Kopfschütteln: Haben denn die Montmorin jemals so etwas wie Tapeten im Hause gehabt?

Frau von Hardach blickte lächelnd den Grafen an.

Sie sehen mich an, sagte dieser, um zu erforschen, ob ich diese Geschichte nicht übel nehme? Ach, das ist mir längst vergangen, ich bin an diese schöne Erzählung gewöhnt wie ein Krebs ans Gesottenwerden; wenn ich etwas sage, was unserer très-haute, très-puissante Dame Haute Justicière, Châtelaine et Patronne de Bougencourt nicht gefällt, so werde ich mit dieser Geschichte gezüchtigt!

Und ich tröste ihn dann damit, sagte Septimanie mit einem warmen begütigenden Blick und einem Seufzer, daß die Tapeten der Bougencourt, der Montmorin und Ludwig's XV. selber heute vom selben Schicksal ereilt und zerrissen sind. Darum wollen wir sie lassen, wo sie sind, in irgend einem Trödlerladen. Im Ernst, Montmorin, die Expedition, welche wir vorhaben, können Sie nicht machen. Sie sollen den

Prinzen nicht noch einmal verlassen, und dann wäre es unklug von Ihnen, sich in der Stadt zu zeigen. Die Aufhebung des Klosters, in welchem der Prinz einen Freund am Guardian gefunden, deutet darauf hin, daß man ihm auf der Spur ist. Sie müssen sich mit ihm hier verborgen halten, und wenn das geringste Verdachterregende vorkommt, bereit sein, den Wanderstab weiter zu setzen, um ein anderes Asyl zu suchen.

Das ist wahr, aber auch für Sie ist eine solche Reise, ein solches Erscheinen in jener Stadt nicht ohne Gefahr . . .

O, um mich seien Sie unbesorgt. Wenn meine theure Tante die Liebe für mich hat, mich zu begleiten, wenn ich als ihre Nichte auftrete, da, wo Jedermann den Baron und sie kennt oder wenigstens den Namen Hardach als den eines benachbarten Edelmannes achtet — da kann ich keine Gefahr laufen.

Freilich, wenn Frau von Hardach Sie begleiten wollte . . .

Septimanie sah ihre Tante mit bittendem Blicke an.

Mein ganzer Plan beruht darauf, sagte sie; es gilt, den armen jungen Menschen zu erlösen, der durch uns seine Freiheit verloren hat, und, setzte sie mit Bedeutung hinzu — es gilt für mich noch etwas

Anderes und mehr — meine theure Tante versteht mich — nicht wahr, sie bringt ihrer armen Nichte dies Opfer!

Von Herzen gern, antwortete Frau von Hardach, ich zweifle nicht, daß mein Herr und Gemahl seine souveräne Einwilligung ertheilt und dann können Sie selbst bestimmen, Septimanie, wann der Reisewagen vorfahren soll.

Septimanie küßte ihrer Tante dankbar die Hand.

Achtes Capitel.

Ein historischer Charakter, der noch näherer Untersuchung bedarf.

Am zweiten Morgen nach dieser Unterredung rollte ein bequemer Reisewagen aus dem Hofe des Herrenhauses von Ettelrodt und nahm die Richtung den kleinen See entlang. Zwei Frauen saßen darin; Frau von Hardach und neben ihr Septimanie. Die zurückbleibenden männlichen Bewohner des Hauses hatten ihnen am Thore stehend lange nachgeblickt; ihre besten Segenswünsche begleiteten die Abreisenden; diese gingen ja, um ein Menschenleben, das durch sie in Gefahr gerathen war, zu retten.

Daß Septimanie noch einen andern Plan hegte, außer der Befreiung Ulrich's aus seinen Banden, einen Plan, der sich unmittelbar auf die Lage des Prinzen bezog, das hatte sie weder Diesem noch Montmorin mitgetheilt. Sie hatte den Widerspruch der Männer

gefürchtet, und da sie entschlossen war, ihren Gedanken auszuführen, lieber ganz geschwiegen. Nur das hatte sie sich versprechen lassen, daß der Prinz und Montmorin keinen Schritt thun würden, ohne sie zu benachrichtigen und daß sie keinenfalls, ohne Septimanie vorher zeitig eine Nachricht zukommen zu lassen, ihren jetzigen Aufenthaltsort verlassen würden.

Montmorin beschäftigte sich die nächsten Tage, welche der Abreise der Frauen folgten, mit dem Schreiben von Briefen, deren er eine große Anzahl an die Freunde in Frankreich abschickte. In gegründetem Mistrauen gegen die Post sandte er sie nicht direct ab, sondern an einen Mittelsmann in der Schweiz, der sie von Genf aus beförderte.

Der Prinz war einsylbig und schlenderte einen großen Theil des Tages, wenn der Baron durch seine Geschäfte verhindert war, ihm seine Zeit zu widmen, müßig umher. In andern Stunden, wenn der Gutsherr nicht durch die Verwaltung seines Besitzthums in Anspruch genommen war, suchte er eifrig die Belehrung des gebildeten und erfahrungreichen alten Edelmanns; denn der Prinz war ohne allen systematischen Unterricht aufgewachsen, wie es bei seinen Schicksalen nicht anders sein konnte; die Freunde und Beschützer, welche ihn umgaben, in den Jahren,

die er nicht im Gefängniß zugebracht, waren wenig geeignet gewesen, für seine gelehrte Ausbildung zu sorgen. Der Prinz fühlte das und desto eifriger suchte er jetzt die Belehrung auf, welche für ihn in den Gesprächen mit dem Baron Hardach enthalten war. Besonders war sein Drang nach Vermehrung seiner geschichtlichen und politischen Kenntnisse groß. Auch hatten Anekdoten und einzelne Züge aus dem Hofleben früherer französischer Könige großen Reiz für ihn. Dagegen vermied er jede Erörterung über Gegenstände, welche eine religiöse Beziehung hatten. Seine Religion schien in einem trüben Fatalismus zu bestehen, allem Andern setzte er einen gewissen ungläubigen Trotz entgegen, der besonders dann scharf und schroff sich aussprach, wenn der Glaube an das Walten einer wohlwollenden und schutzreichen Vorsehung über dem Lebensgange des Einzelnen berührt wurde. Der Baron gab sich Mühe, eine solche düstere Herzenshärtigkeit, die freilich in den Schicksalen des jungen Mannes so viel Entschuldigendes hatte, zu bekehren und zu entfernen, aber ohne sich großen Erfolges zu erfreuen.

Lassen wir ihn gehen, sagte er deshalb endlich zu Montmorin — es liegt in diesem trotzigen Leugnen weniger innere Ueberzeugung, als eine Herausfoderung

der Vorsehung, sich sichtbar zu machen. Es ist auch eine, ich glaube allen Unglücklichen gemeinsame Befriedigung eines Gefühls dabei, das man den Drang, sich an der obersten Schicksalsmacht zu rächen, nennen kann: „Du hast mich in meinem Unglück verleugnet — dafür leugne ich dich" — das ist der Inhalt dieser Religionsanschauung, die eigentlich nichts als eine Philosophie des Schmollens ist! —

Eines Abends saßen die drei Männer auf der Terrasse vor dem Hause; der Baron hatte das Nachtmahl draußen serviren lassen, um den warmen, wunderbar schönen Sommerabend zu genießen. Als die Diener das Tischgeräth abgeräumt hatten und durch ihr Gehen und Kommen der Unterhaltung keinen Zügel mehr anlegten, sprach der Baron Hardach einen Gedanken aus, der seine beiden Zuhörer mit der Rührung einer tiefen Dankbarkeit erfüllte, wenn sie auch Beide gleich eifrig diesen Gedanken — — verwarfen. Hardach erbot sich nämlich, selbst nach Mitau zum Grafen von Provence zu reisen, um „Ludwig XVIII." zur Anerkennung seines Neffen zu bewegen. Er wird, sagte der alte Herr, allen Ihren Freunden, Prinz, sein Mistrauen entgegensetzen, weil er sie für Ehrsüchtige halten kann, die in ihrem Prätendenten ein Mittel sehen, sich einst der Gewalt zu bemächtigen;

gegen mich kann es dieser Einwürfe nicht geben, ich bin unabhängig und ein alter Mann, der von der Welt wenig mehr zu fürchten und gar nichts zu hoffen hat; er kennt mich auch persönlich vielleicht noch und weiß, daß ich nicht der Mann bin, mich einer Intrigue zum Werkzeug hinzugeben; wenn Sie mir die Zeugnisse für Ihre Identität, welche Sie besitzen, Prinz, anvertrauen, das Schreiben Pius' des Sechsten, die Aufzeichnung Ihrer Aeltern, in welcher diese im Tempel alle die kleinen Zeichen, die Ihre Person kenntlich machen, beschrieben haben, dann ....

Dann, warf Graf Montmorin eifrig ein, werden Sie bei dem Grafen von Provence gerade so wenig ausrichten, wie alle unsere früheren Mittheilungen an ihn ausgerichtet haben. Er will seinen Neffen nicht anerkennen, er will den königlichen Titel von Frankreich nicht ablegen — avienne que pourra! Was ist wider den üblen Willen zu machen? Wenn Sie ihn drängen, wird er sagen: Es ist wahr, Ihre Zeugnisse sind echt; aber wer steht mir dafür, durch wie viel Hände sie bereits gegangen? Wer steht mir dafür, daß Ihr Schützling nicht vielleicht ein Mörder ist, der den wahren Dauphin getödtet und diese Urkunden ihm genommen hat? Das wäre das Aeußerste, was Sie erlangten — und auch das ist nicht wahr-

scheinlich, wahrscheinlich ist nur, daß er sich auf die wahrheitgetreuen officiellen Urkunden beruft, wonach der Dauphin gestorben, secirt und begraben ist und daß er damit die Audienz beendet. Wir wissen es ja, das ist Alles, was von ihm zu erhalten!

Der Freiherr ließ sich durch diese bittere Erwiderung Montmorin's nicht von seiner Idee ablenken. Der Gedanke einer Reise nach Mitau war mehr als eine vom Augenblick herbeigeführte Aufwallung des guten Willens oder des Eifers, dem Prinzen zu dienen. Er war ihm eine Herzensangelegenheit. Schon an jenem Abende, an welchem Montmorin die Geschichte des Prinzen vorgelesen, hatte er seiner Frau das tiefe Widerstreben seines Innern ausgesprochen, an Das zu glauben, was seine Gastfreunde dem Grafen von Provence vorwarfen und zutrauten; er hatte die tiefe Wunde verrathen, welche seinem menschlichen Selbstgefühle dadurch geschlagen war, daß sich ihm bei seinen alten Tagen eine Erfahrung erschütterndster Art aufdrängte. Darum kämpfte er wider sie. Aber vergeblich. Der Gedanke an diesen Grafen von Provence hatte ihn quälend verfolgt. So kam er endlich zu dem Entschlusse, sich Klarheit zu verschaffen. Er wollte selbst nach Mitau gehen. Er wollte dadurch einen großen Schritt thun, um des

Prinzen Angelegenheit zu fördern. Aber er wollte zugleich auch für sich selbst, für sein inneres Bewußtsein, für den Frieden mit Gott und den Menschen, in dem er einst sein graues Haupt zur Ruhe zu legen gedachte, ein Großes erreichen.

Darum antwortete er jetzt:

Sie machen mich dadurch nicht irre. Sie sprechen ein zu hartes Urtheil über diesen Prinzen aus.

Ich bin vollständig berechtigt zu diesem Urtheil: und, bei Gott, sein armer Neffe hier ist es auch!

Dieser, obwol so durch Montmorin zum Reden aufgefodert, schwieg und beschäftigte sich stumm mit dem Zeichnen von Kreisen in den Kies der Terrasse.

Wenn ich nun aber einmal nicht glaube, daß Sie berechtigt sind, ein so hartes Urtheil zu fällen, so lassen Sie mich den Versuch machen, begann Baron Harbach von Neuem.

Nimmermehr würde ich das leiden! sagte der Prinz jetzt sanft, aber entschieden, und fuhr dann, in sein Schweigen zurücksinkend, mit seiner Beschäftigung fort.

Und weshalb nicht?

Der Prinz schweigt auf Ihre Frage, Baron — ich will Ihnen statt seiner antworten. Würden Sie sich, um dem Sohne Ludwig's XVI. Hülfe, Schutz und mächtige Vertheidigung zu gewinnen, an den

Herzog von Orleans, an Egalité, wenden, wenn er noch lebte?

Das ist keine Frage, die einer Antwort bedarf; aber der Graf von Provence ist kein Egalité . . .

Sondern etwas weit Schlimmeres! fiel Montmorin ein, weit Gefährlicheres, als es dieser unwürdige, sittlich verkommene Orléans war. Glauben Sie mir das, Baron, er war weitaus nicht der schlimmste, nicht der eigentliche Dämon, der über dem Unglück der königlichen Familie von Frankreich schwebte, aber schlau und durchtrieben den Haß und Abscheu der Nachwelt auf Andere, welche er vorschob, zu lenken wußte. Aber ich will kein moralisches Urtheil fällen, ich will Ihnen einfache Thatsachen mittheilen.

Sie wollen mir von dem Hasse reden, den der Graf von Provence wider Marie Antoinette hegte; von seiner niedrigen Unterwürfigkeit unter die Volksmänner von 1789, seiner Aengstlichkeit, die Ludwig XVI. abhielt, die Generalstaaten aufzulösen — aber das Alles beweist mir nicht, daß er sich nicht heute sollte als ehrlicher Mann zeigen, daß er nicht sollte ein Recht anerkennen können, welches mit unumstößlichen Zeugnissen vor ihn tritt!

Mag sein — aber Sie irren, wenn Sie glauben, dies sei Alles, was wir ihm vorwerfen. Wir werfen

ihm einen systematisch verfolgten Plan vor, mit Hülfe der Revolution Ludwig XVI. vom Throne zu verdrängen und ihn für sich in Besitz zu nehmen; wir werfen ihm seine Verbindung mit Robespierre vor; wir werfen ihm die treulosen Rathschläge vor, die er seinem unglücklichen königlichen Bruder gab. „Ein solcher Schritt würde nur dazu dienen, Orléans auf den Thron zu bringen“ — das war die Phrase, womit „Monsieur“ den König von jedem heilsamen Entschlusse zurückschreckte — und doch war dieses gefürchtete Ungeheuer Egalité nur ein jämmerlicher Strohmann, der in den Fäden Monsieurs hing! Monsieur war es, der schon in der abscheulichen Halsbandgeschichte, dieser teuflischen Intrigue, seine Finger hatte — er stand in einem Briefwechsel mit der Lamotte-Valois — er, der Schwager der Königin, mit der Gaunerin! Sie wollen mir einwerfen, daß Sie diese Beschuldigungen eben nicht glauben, aber ich versichere Sie, ich habe Zeugnisse für meine Behauptungen, Baron!

Ich erwarte nichts Anderes von Ihnen, Graf Montmorin; wenn Sie solche Beschuldigungen aussprechen, werden Sie es nicht, ohne Gründe dafür zu haben, thun. Aber ich traue Ihnen auch zu, daß Sie von mir keinen unerschütterlichen Glauben an alles

Dies verlangen, bevor ich jene Zeugnisse gehört oder gesehen habe!

Ich verlange weiter nichts, als daß Sie mir einräumen, wie gefährlich es sein würde, diesen Grafen von Provence, der in Mitau den König von Frankreich spielt, mit dem Aufenthaltsorte seines Neffen bekannt zu machen. O glauben Sie mir, König Ludwig XVI. kannte diesen Bruder nur zu gut, als er eines Tages zu Malesherbes sagte: Ich wette, daß in der Bibliothek meines Bruders ein Buch fehlt! — Und welches, Sire? — Macchiavell: den bedarf er nicht, den weiß er auswendig! — O, Ludwig XVI. kannte diesen fürchterlichen Bruder, der an dem Schreckensabend des 5. October, als die pariser Horden das Schloß von Versailles umlagerten und das Leben seiner gekrönten Bewohner bedrohten, eine Arie aus dem Vaudeville: der Fahnenschmied*) sang:

Tôt, tôt, tôt, battez chaud;
Bon courage,
Faut avoir le coeur à l'ouvrage!

Und glauben Sie mir, ohne dieses Provence's ewiges,

---

*) Le maréchal Ferrand. Ein Autor, der diesen Zug aufbewahrt hat, der Verfasser der „Mémoires et Souvenirs", nennt das „la fermeté de Monsieur."

mit treuloser und verrätherischer Absicht eingeworfenes: „Ce serait donner la partie au Duc d'Orléans“ hätte Ludwig XVI. an dem unglücklichen fünften October jene blutigen Horden, die ihn nach Paris zu schleppen kamen, gar nicht in Versailles erwartet, sondern sich zeitig vor ihnen nach Metz zurückgezogen, wie es bereits in dem Rathe des Königs beschlossen war und wie es sich leicht ausführen ließ; ja, wie es die Rädelsführer, welche den Pöbel nach Versailles hetzten, auch gar nicht anders erwartet hatten!

Es ist möglich, daß der Graf von Provence durch seinen Rath einen unheilvollen Einfluß auf das Schicksal seines königlichen Bruders übte, fiel der Hausherr ein; aber wer kann behaupten, daß dies etwas Anderes als Irrthum, daß es vorbedachte Treulosigkeit und die Absicht, ihn zu verderben, gewesen?

Hätte nicht Ludwig XV. schon die Treulosigkeit des „Provençalen“ erkannt, versetzte Montmorin, er würde nicht von ihm gesagt haben: Der wird meinem Nachfolger zu schaffen machen! und, als man dem alten Könige mittheilte, daß die Ehe des Grafen von Provence kinderlos bleiben werde, nicht ausgerufen haben: Desto besser, dann kann sich die Ehrsucht des Provençalen mindestens nicht weiter vererben! O, und auch Mirabeau kannte ihn; als er den Bruder Lud-

wig's XVI. während der Generalstaaten aufs unwürdigste um die Gunst des Tiersetat und zugleich des Klerus buhlen sah, rief er aus: Ich weiß nicht, ob Monsieur König werden will, oder ob er es auf den Papst angelegt hat! O glauben Sie mir, Baron, ich könnte Ihnen eine Fülle von Zügen erzählen, aus welchen die unermeßliche, kein Mittel scheuende Ehrsucht dieses Mannes hervorgeht, den in frühester Jugend seine Stellung, so dicht an einem Throne, welchen er dennoch nicht einnehmen sollte, mit wahren Tantalusqualen peinigte. Daher dieser nicht rastende Haß wider die Königin, der sich zur still kochenden Wuth steigerte, als Marie Antoinette dem Throne Frankreichs Erben schenkte. Daher jene abscheulichen, unter der Hand wider die Königin ausgestreuten Chansons und Spottverse — Monsieur hielt sich für ein großes Dichtergenie; daher jene geheimnißvollen, von ihm entworfenen Caricaturen, von denen Sie sich wenigstens der auffälligsten erinnern werden, der „Harpie vom Faguasee im Königreich Santa Fé," der „Madame Deficit" *) — u. s. w.

Montmorin, wozu das Alles? unterbrach hier der

*) Vergl. über diese Thatsache die „Mémoiren der Herzogin von Abrantes."

Prinz den eifrig Redenden, der Baron glaubt Ihnen ja nicht . . .

Ich sage nicht, fiel der Freiherr von Hardach ein, daß ich diese Behauptungen Montmorin's für sammt und sonders aus der Luft gegriffen halte: aber ich weiß, wie leicht man in der Hitze des Anklagens zu weit geht und jeder Handlung eine weitreichende Bedeutung, eine berechnete Absicht unterzuschieben pflegt, welche sie sehr oft nicht hatte.

Sagen Sie ihm, fuhr der Prinz fort, endlich das eigentliche Wort des Räthsels, gestehen Sie ihm den Punkt, auf dem die ganze Politik meines Oheims gegen mich beruht — dann wird er nicht mehr daran denken, nach Mitau zu gehen!

Das habe ich nicht gewagt in Ihrer Gegenwart, mein Prinz . . . .

Ich erlaube, ich befehle es Ihnen!

Nun wohl, so will ich es sagen — die Manen der Königin mögen es mir verzeihen. — Der Weg, auf welchem der Graf von Provence zum Throne gelangen wollte, ging über die Frauenehre Marie Antoinette's fort. Die Ausführung seines Planes wurde mit versteckten Andeutungen begonnen, daß die Kinder der Königin nicht die Kinder des Königs

seien.*) Dann bearbeitete er die Mitglieder des Gerichtshofes des Châtelet: er hoffte bereits im Jahre 1787 den Hof dahin zu bringen, die Kinder Ludwig's XVI. für Bastarde erklären zu lassen! Im Monat Mai dieses Jahres schrieb er an den Herzog von Fitz-James einen Brief, der in unsere Hände gefallen ist und den ganzen abscheulichen Plan verräth .... Sie können ihn lesen, wenn Sie wollen!

Dann freilich! versetzte der Freiherr — dann geb' ich mich für überwunden.

Nicht wahr, Sie denken nicht mehr daran, eine Reise nach Mitau zu machen?

Nein — jetzt nicht mehr. Wer weiß, der Graf von Provence glaubt vielleicht selbst jetzt an seine eigene Lüge, wie die Menschen, wenn es ihren Interessen vortheilhaft ist, ja so leicht dahin kommen. Und dann wäre das ganze Betragen der royalistischen Partei wider Sie erklärt! Marie Antoinette ist todt ... der Verleumder aber lebt und nennt sich König — und die Todten haben Unrecht! O diese Welt!

Ich glaube, sagte der Prinz jetzt, wir sind behorcht!

Er deutete auf eine dunkle Gestalt, die unbemerkt

---

*) Vergl. „Soulavie's Mémoiren“.

herangekommen sein mußte; sie stand wenige Schritte von den Redenden auf der Terrasse.

Als sie wahrnahm, daß sie die Aufmerksamkeit rege gemacht, kam sie geraden Schrittes heran. Montmorin sprang auf und trat dem Menschen seinerseits näher, bis er ihn plötzlich erkannte.

Ihr seid's! rief er aus — Ulrich? Seid Ihr's wirklich?

Ich bin's, versetzte Ulrich Spangenberg; ich bin's, Monsieur Jean!

Es ist unser Begleiter von neulich, der junge Mensch, dem ich die Kassette nahm, sagte Montmorin sich zu seinen Freunden wendend.

Er ist befreit? Gelobt sei Gott! rief der Prinz lebhaft aus.

Wir freuen uns, daß Ihr frei seid, wandte sich Montmorin wieder an Ulrich.

Ja, wie der Vogel in der Luft, sagte der junge Bauer.

Und wie ist es zugegangen?

Mit ziemlich natürlichen Dingen. Sie haben mich laufen lassen!

Also ist es gelungen!

Gelungen? Was, Monsieur Jean?

Nun — Euch zu befreien. Ihr wißt doch, wem Ihr es verdankt?

Ich weiß es nicht. Doch glaube ich, antwortete Ulrich, aus Gutmüthigkeit war es wol nicht, daß sie mich laufen ließen! Sie müssen ihre Gründe dazu gehabt haben!

Nun, fuhr Montmorin fort, der es nicht für nöthig hielt, Ulrich in das Geheimniß von Septimanie's Anschlag einzuweihen — die Hauptsache ist, daß Ihr frei seid. Ihr habt uns doch nicht verrathen in den Verhören, die sie Euch bestehen ließen?

Mit keiner Silbe.

Ich glaube es Euch — Ihr wäret sonst nicht zu uns gekommen. Es beweist Euer gutes Gewissen. Wie habt Ihr uns ausfindig gemacht?

Die Wirthin in jener Herberge, in welcher wir damals eingekehrt waren und wo ich abgefaßt wurde, sagte mir, welchen Weg Ihr eingeschlagen hättet, und da hab' ich mich denn so im Stillen weiter erkundigt und zurechtgefunden.

Ihr seid ein gewandter Bursche, versetzte Montmorin, dem bei dem Gedanken, daß sein und des Prinzen Aufenthalt so leicht zu entdecken sei, etwas unbehaglich zu Muthe wurde. Was habt Ihr nun weiter vor?

Ich dachte, Ihr könntet Leute wie mich gebrauchen, versetzte Ulrich.

Aha, sagte Montmorin lächelnd — also Ihr habt noch immer Lust, Euch unter meiner Leitung zu einem neuen Cartouche auszubilden.

Wißt Ihr ein besseres Metier für mich? fragte der junge Bauer in scherzendem Ton. Was soll ich sonst beginnen? setzte er noch hinzu. Daß ich weiter nicht aus noch ein weiß, hab' ich Euch schon gesagt! —

Ihr habt Recht, versetzte Montmorin, Ihr könnt von mir verlangen, daß ich Euch nicht verlasse, nachdem Ihr meinetwegen in solche Noth gekommen; daß Ihr uns nicht verrathen würdet, erwartete ich zwar nicht anders von Euch, aber wir sind Euch nicht weniger Dank dafür schuldig. Und weil Ihr treu und zuverlässig seid, will ich Euch eine Zukunft bei mir gewähren, wenn Ihr als mein Diener bei mir bleiben wollt; ich reise mit einem jungen Freunde durch Deutschland, und da könnt Ihr uns begleiten — nicht wahr, Monsieur Charles, fuhr Montmorin sich an diesen wendend fort.

Der Prinz nickte mit dem Kopfe seine Einwilligung.

Also — ist Euch das Recht? fragte Montmorin.

Ich will Euer Diener sein, antwortete Ulrich Spangenberg lakonisch, da er auf einen solchen Antrag

gefaßt war, der unter andern Umständen seinen Stolz tief beleidigt hätte.

Das Nähere besprechen wir dann morgen! sagte Montmorin. Ihr werdet müde sein.

Ich will für ihn sorgen lassen, fiel Baron Harbach ein, indem er sich erhob. Ich hoffe, nun er frei und da ist, werden auch unsere Damen bald zurückkehren. Fräulein Septimanie müssen wir einen Triumphbogen errichten!

Der Hausherr ging nach diesen Worten dem Gebäude zu, um Ulrich durch einen Diener ein Domestiquenzimmer anweisen und ihm Erfrischungen geben zu lassen. Montmorin und der Prinz kamen unterdeß, während sie allein waren, überein, daß sie für den neuen Bedienten wie für die ganze Bewohnerschaft des Schlosses ihr strenges Incognito bewahren wollten, bis sein Charakter längere Zeit hindurch sich bewährt habe; für die Dienerschaft in Ettelrodt war „Monsieur Charles" nämlich weiter nichts als ein junger Edelmann auf Reisen, und „Monsieur Jean" galt als sein Mentor.

Neuntes Capitel.

Das Gesindezimmer.

Der Freiherr von Hardach führte den jungen Wanderer durch das Haus in einen nach dem Hofe hinaus liegenden Raum, in welchem das Gesinde versammelt war und empfahl diesem an, für Ulrich zu sorgen. Als der Hausherr sich wieder entfernt hatte, nahm die versammelte Gesellschaft den neuen Gast jedoch mit mehr Neugierde als Zuvorkommenheit auf. Es war eine Art Marschalltafel, an welche Ulrich Spangenberg geladen wurde, sich zu setzen; denn das eigentliche Hof-, Stall- und Ackerpersonal hauste in einem Nebengebäude; die Gesellschaft, in welche Ulrich geführt worden, hatte ein weit feineres und weniger gemischtes Gepräge, das sich durch eine gewisse zurückhaltende Würde und selbstbewußte Bestimmtheit der Manieren aussprach. Ein sauberes junges Wesen,

die heimgebliebene Kammerjungfer der Frau Baronin, leuchtete, geschniegelten Hauptthaars und mit hängenden Locken, besonders hervor. Mit sehr vollen, runden Armen, die aus einem Minimum von Aermelansatz an der Achsel in ihrer ganzen Länge sich präsentirten, fuhr sie, wol bedeutend mehr als nöthig, in der Luft herum, wenn sie eine Schüssel nahm oder weiter reichte: ein bedeutsames Telegraphiren der Coquetterie, — glaubte Ulrich zu bemerken. In der That aber waren diese schönen Arme die hochgeschwungenen Waffen der Rache, welche an der Jungfer Köchin, mit der die junge Dame wegen Rangstreitigkeiten in Zerwürfniß gerathen war, genommen wurde; denn es waren gewisse pfiffige kleine braune Augen da, welche dem Jäger gehörten, und die diesen Armen zum Verdrusse der Köchin sehr aufmerksam zuschauten. Die coquette Schöne kam auch wol damit seinem Gesichte viel näher als nöthig — ein Beginnen, welches vom Standpunkte stricter Moral aus um so ruchloser war, weil die arme Köchin doch unbestreitbar viel ältere Anrechte auf den grünen Sohn der Wälder besaß, den sie sich sicherlich nicht seit einem Decennium mit den fettesten Bissen zu seiner jetzigen ansehnlichen Erscheinung herausgefüttert haben würde, wäre ihr an der Wiege gesungen, daß sie ihn einst sich von einer jungen Gans

mit blonden Locken und rothen Armen wegcoquettiren lassen müsse.

Außer den drei genannten in so interessante Beziehungen verflochtenen Individuen war noch ein viertes schwarzgekleidetes, sehr ansehnliches da, das die Ueberlegenheit seiner socialen Stellung in diesem Kreise durch eine silberne Tabatière ausdrückte, die vor ihm stand, und aus welcher es sehr häufig dem hervorragendsten Bestandtheile seines Antlitzes eine aufheiternde Ergötzlichkeit zuführte, welche dieser würdige Bestandtheil dann auch jedesmal mit ausdrucksvoller Mienensprache dankbar aufnahm. Eine auffallendere Erscheinung wie alle genannten bildete jedoch eine fünfte Persönlichkeit, die das gelehrte Element der Gesellschaft zu vertreten schien, der Literatus des Kreises, und deshalb wie billig nicht allein am untersten Ende des Tisches untergebracht, sondern auch mit den schmalsten Bissen vorlieb nehmend; er hatte ein offenes Buch neben seinem Teller liegen und schielte über die Gabel weg hinein, mehr, wie es offenbar war, auf die geistige Nahrung gerichtet, als auf die leibliche, die ihn erquickte.

Ulrich wurde neben das lesende Individuum placirt. Die Köchin ging nach einigem Zaudern, ihm ein Couvert zu holen, wobei sie einen Monolog hielt,

den Niemand verstehen konnte und dessen Inhalt seinem leitenden Gedankengange nach nur von der Intuition der lockigen Jungfer geahnt wurde, der nicht unbekannt war, daß die Gebieterin der Töpfe bei ähnlichen Veranlassungen unthätig zu bleiben und an ihr, der Lockigen, eine große und rührige Dienstbeflissenheit wahrzunehmen liebte.

Ulrich betrachtete unterdeß seine Gesellschaft. Sein Auge blieb auf dem lesenden Nachbar haften. Der Mann hatte einen höchst seltsamen Kopf. Eine ungeheure Stirn mit völlig kahler Glatze wölbte sich über großen vortretenden blauen Augen voll lebhaften Glanzes; dazu eine regelmäßige gebogene Nase — es war ein Oberkopf, wie man ihn nicht besser ausgebildet sehen konnte: der untere Theil des Gesichts aber, der Mund mit thierischem Ausdruck, das geringe, beinahe ganz verschwindende Kinn war desto weniger anziehend und hob allen guten Eindruck, den diese mächtige Stirn und diese glänzenden Augen machten, wieder auf. Er war abgeschabt und nachlässig gekleidet und mochte in den Fünfzigen stehen.

Bitte, Herr Brendelbein, sagte der Besitzer der Tabatière, der Kammerdiener, jetzt zu diesem Manne, reichen Sie doch Ihrem Nachbar die Salatschüssel!

Herr Brendelbein machte sein Buch zu und reichte Ulrich die Salatschüssel.

Schon weither gekommen? fragte der Kammerdiener, seine Dose zwischen den Fingern drehend und das Gefühl, daß seine Stellung ihm die Verpflichtung auferlege, die Honneurs und die Unterhaltung zu machen, nicht undeutlich an den Tag legend.

Geht an — vom Rhein her, versetzte Ulrich.

Sind wohl recht müde?

Sehr müde!

Der Jäger deutete durch einen Blick der Köchin und ein mitleidiges Lächeln der Jungfer die große Verachtung an, welche er gegen Leute hege, die vom Gehen müde werden könnten.

Ja, Sie! sagte die Köchin und legte den Ausdruck unverhohlener Anerkennung in diesen Ausruf, als ob sie sagen wollte, daß die Welt aber auch in diesem grünen Waidmann einen Mann von ausnahmsweiser Größe besitze.

Ich bin einmal zwei Stunden weit gegangen! sagte mit geziertester Naivetät das interessante junge Wesen mit den Locken, als ob sie es für gefährlich hielte, den Jäger lange unter dem Eindruck einer so verbindlichen Bemerkung wie die ihrer Nebenbuhlerin zu lassen.

„Ich habe einmal eine Erbse gegessen!" hat Beau Brummel gesagt!

Diese Bemerkung ging von dem Individuum unten am Tische aus, welches dabei mit boshaftem Lächeln von seinem Buche aufsah.

Sie sollten lieber fortfahren uns vorzulesen, als schlechte Späße zu machen, Herr Brendelbein, antwortete die Jungfer; Sie sehen ja, daß unser Gast zu müde ist, den Mund aufzuthun.

Das heißt, zum Sprechen! meinte der Jäger, Ulrich, der eben rüstig seinen geschärften Appetit stillte, von der Seite ansehend.

Aber nicht zum Essen und nicht zum Zuhören und Zuschauen, sagte Ulrich mit einem Blick voll verbindlicher Bedeutung auf die anmuthige Zofe.

Herr Brendelbein, wollen Sie nicht fortfahren? Bitte! wandte sich die Jungfer mit einem kleinen Nasenrümpfen wieder an diesen.

Es ist curioser Schnack! meinte der Jäger.

Doch nicht so ganz zu verwerfen, sagte der Kammerdiener, bedächtig seine Dose öffnend und das Haupt so schief und auf die Schulter geneigt wiegend, als wollte er sich von dieser Schulter jetzt einen sehr guten Gedanken ins Ohr flüstern lassen; da aber die Schulter in diesem Augenblick nicht gewillt schien,

etwas Derartiges von sich zu geben, so beschränkte sich der würdige Vorsitzende der Tischgesellschaft darauf, seine Worte zu wiederholen und fragend dabei Ulrich anzusehen:

Prophezeiungen sind nicht ganz zu verwerfen!

Meinethalb lesen Sie nur, fiel Ulrich ein; ich halte viel auf Prophezeiungen. Wenn mir die Mamsell hier zum Beispiel Glück in der Liebe prophezeite, so würde ich sehr fest daran glauben!

Die Tafelrunde lachte laut auf, mit Ausnahme der «Mamsell», die den Mund verzog, und des Jägers, der die Stirn runzelte.

Es sind Prophezeiungen von einem Klosterbruder, der sie in nächtlichen Unterredungen mit einem Geiste erhalten haben will, sagte Herr Brendelbein zu Ulrich gewandt und wie um diesen zu orientiren. Wir stehen bereits beim Anfang der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts; das Andere habe ich schon früher vorgelesen.

Ulrich nickte mit dem Kopf und Herr Brendelbein begann nun mit gehobener Stimme seine Lectüre:

Gekommen ist die Zeit für den gerupften Doppel-Adler aus Osten. In der Zerrüttung und Wirrniß, welche die Welt gesehen, ist er, ein Phönix, neu verjüngt. In jungem Blute findet er neue vereinte Kraft.

Seine Schwingen wachsen wieder zur alten Größe. Die Völker klopfen reuig an ihre Brust über die Trümmer der Verwüstung, die sie angerichtet. Ein Theil irrt aus in die weite Welt wie junge Schwärme des Bienenstocks; die daheim bleiben, sind eifrig am Neubau. Im Westen hebt sich aufs neue der blut'ge Adler des Corsen. Nun sieht die Welt den Anfang großer Thaten. Das Geschlecht Osmans wird von den Heersäulen des nordischen Geiers bedroht: zum Schutz des Halbmonds segeln stolze Franken-Schiffe gegen die Strömung des Bosporus hinan; rauchwirbelnde Feueressen ziehen vor ihnen einher und führen sie, sie hindert nicht Wind, noch Wellen. Aber der Bundesgenosse des Franken, der Leoparde, der die Meere mit dem Andreaskreuze beherrscht, verräth insgeheim den blut'gen Adler; unthätig bleibt Albions gewaltige Macht, während näher und näher um Konstantin's Stadt herandrängt des Nordens unendliche Heerschar. Auf dem illyrischen Dreieck kämpft Kreuz und Halbmond: blutroth färbt sich Himmel und Erde. Ueberwunden nimmt der Stamm der Osmanli vom Norden das Gesetz an: ihm wird Frieden gewährt und freier Abzug gen Osten über das Meer. Nun ist die alte Weltstadt frei vom Verderben: Der Paläologe Konstantinos geht gerächt zur Ruhe ein. Der deutsche

Adler aber breitet seine wachsenden Schwingen über alles Küstenland der Adria, bis an die Grenze von Hellas; auch Iskanderbeg's alte albanische Heimat wird sein werden.

Eine Zeitlang erfreut sich die Welt nun des Friedens. Zwei Sprossen treibt der Stamm des Gewaltherrn der Franken; einen Sohn und eine Tochter; aber keine Wurzeln treibt sein Stamm im Boden des Landes, das er beherrscht. Da läutet die Sturmglocke in den Thälern des Po, das helle Kriegsgeschrei tönt wider von den Wänden des Apennin. Die Welt stürzt zu den Waffen. Das Schwert zieht Austria wider die Empörung: zu ihr stehen die Fürsten Deutschlands; nur die starken schwarz-weißen Banner bleiben daheim und stehen nicht zum Reiche. Den Frankenkaiser drängt es zum Schlagen, der Wille seiner Krieger reißt ihn fort: er führt seine Heerscharen den entflammten Söhnen Ausoniens zu Hülfe: in den lombardischen Ebenen, am Fuße der Alpen, in den Thälern Helvetias bedrohen sich die feindlichen Heere. Doch ehe große Schlachten den Rasen blutig färben, hebt die Empörung ihr zorniges Haupt auf im Rücken des gallischen Imperators. Er will zurück in seine Hauptstadt: er kämpft wie ein Mann, wie ein Mann fällt er im Streite wider das Volk, das er beherrscht

hat. Die deutschen Heere überschreiten den Rhein; Strasburg fällt, noch einmal sieht die Stadt an der Seine in ihren Mauern Austrias Heeressäulen.

Ueber der Leiche des blut'gen Adlers flattert das Lilienbanner auf: die Fürsten Europas treten zusammen und schauen nach dem Königskind aus, in dessen Hände sie es geben sollen: der rechte Erbe aber weist es von sich, er entsagt seinem Rechte und Spaniens vergessener Infant, der lange Verbannte, tritt unter die Krone des Heiligen Ludwig. Den Söhnen Italiens bringt man den Frieden: es unterwirft sich dreifacher Herrschaft: in Parthenope, diesseits und jenseits der Meerenge herrscht der Bourbone; in der Heiligen Stadt glänzt die Tiara; über alle Lande am Fuße der Alpen entlang breitet sich die Macht der Enkel Philibert Emanuel's aus. Der Adler Austrias zieht friedlich ab aus den Ebenen, wo die Olive und die Rebe sich umschlingen. Diesseits der Alpen winkt ihm Ersatz und schönerer Preis. Der Deutsche wird es dem Bruder zwischen Elbe und Ostsee nicht vergeben, daß er nicht Theil genommen am Kampfe wider den vernichteten Frankenimperator. Deshalb werden die Fürsten sprechen: es ist Zeit, daß Deutschland wieder ein Haupt erhalte, dem Alle gehorchen. Wählen wir nach der Väter Sitte einen Kaiser wie-

der. Und sie werden die Krone des großen Karl auf das Haupt des Enkels des Habsburgers setzen und ihn krönen zum Herrscher des großen heiligen Reiches deutscher Nation.

Herr Brendelbein hatte mit sehr feierlicher Stimme langsam so weit gelesen; er erhob jetzt das Haupt, um die Wirkung seines Vortrags wahrzunehmen. Aber die Dankbarkeit seines Publicums schien bedeutend unter der Höhe seines Pathos geblieben zu sein. Der weibliche Theil der Gesellschaft hatte augenscheinlich das Vergnügen verloren weiter zuzuhören; die Jungfer schlüpfte eben zur Thür hinaus und der Jäger stand auf, um denselben Weg einzuschlagen; die Köchin warf geräuschvoll das Eßgeschirr zusammen und zog mit einem Arm voll Tellern und Schüsseln ab; der Kammerdiener bewies durch ein verdächtiges Nicken mit dem Haupte, daß die Visionen eines leichten Halbschlummers ihm näher zu treten begannen als die Visionen des alten Mönchs und Propheten.

Herr Brendelbein schlug etwas misvergnügt das Buch zu, das man ihn doch so eifrig zu öffnen gebeten.

Was denken Sie davon? sagte er zu Ulrich gewandt.

Was soll ich davon denken? Zusammenhang hat

es, versetzte dieser. Weiter ist nicht viel darüber zu sagen.

Der blut'ge Adler des Corsen, fuhr Herr Brendelbein fort — das ist der Bonaparte. Es scheint also, er wird's noch lange machen.

Oder seine Nachkommen — wenn, fügte Ulrich gähnend hinzu, er nicht etwa selber so alt werden will wie Methusalem, wovor Gott uns bewahren mag!

Amen! versetzte Herr Brendelbein.

Dürfen Sie das sagen? fragte Ulrich forschend.

Weshalb nicht?

Weil man hier im Hause doch sonst gut bonapartistisch zu sein scheint!

Gut bonapartistisch?

Nun ja —

Woraus schließen Sie das?

Ich habe die Herrschaft drüben auf der Terrasse eben über die emigrirten französischen Prinzen losziehen hören, daß es eine Freude war! Ich verstehe nicht viel französisch: aber den Grafen von Provence hörte ich so oft nennen und so heftig, daß ich wol merkte, man ließ nicht viel Gutes an ihm!

Hörten Sie das von der Herrschaft? Die Fremden meinen Sie wol? fragte Herr Brendelbein näher an Ulrich heranrückend und geheimnißvoll flüsternd.

Nun ja, vom Monsieur Jean, wie er sich nennt, hauptsächlich — Sie sahen mich nicht und da hört' ich denn eine Weile zu.

Und wovon war denn eigentlich die Rede — wovon? fragte Herr Brendelbein eifrig.

Ulrich unterdrückte ein Lächeln der Genugthuung, daß es ihm so leicht gelungen, in einem Mitgliede des Hauses, in welchem er sich jetzt befand, einen Mann zu finden, wie er ihn brauchte. Dieser Herr Brendelbein mit den glotzenden blauen Augen schien nichts Besseres zu wünschen, als sich ausholen zu lassen.

Ich hörte, wie gesagt, antwortete er deshalb in gleich geheimnißvollem Tone auf die Frage, die sein Tischnachbar an ihn gerichtet hatte, daß Monsieur Jean fürchterlich auf den König Ludwig XVIII. loszog, der doch der rechte König von Frankreich ist.

Ja freilich, freilich ... Sonderbar! Wir zerbrechen uns Alle längst die Köpfe, wer diese Fremden sind. Kein Mensch wird daraus klug. Unser Herr ist — Herr Brendelbein sah sich vorsichtig um und fixirte den Kammerdiener; der Kammerdiener war in seinen Stuhl zurückgesunken, selig entschlummert — unser Herr, fuhr der Redende deshalb leise fort, ist doch sonst von Natur mit Haut und Haar ein alter Aristokrat —

Oho, dieser Bonaparte weiß auch die Aristokraten schon zu ködern —

Nun ja, man weiß es ja — wir sind am Ende Alle zu ködern, die Welt ist 'ne verdammte Lache, in der wir herumschwimmen, sag' ich Ihnen, und wenn ein großer Herr sich herabläßt, eine Angel nach uns auszuwerfen, so beißen wir an, Alle wie wir sind. Es ist natürlich — Jeder macht eben, daß er aus dem Schlamme herauskommt.

Und die Fremden — sollten es Agenten des Bonaparte sein, — so eine Art Angelschnur, an der Ihr Herr .... Sie gehören ja wol zum Hause?

Freilich, ich bin das älteste Inventarstück, ich bin der Schreiber des Herrn Barons; aber sprechen Sie nur offen, nur weiter — Sie meinen?

Ich meine, es seien Polizeiagenten oder so etwas aus Paris!

Sieh' einmal — antwortete der Schreiber mit einem bejahenden Kopfnicken — darauf bin ich noch nicht gekommen. Aber man lernt von Jedermann etwas! Die Nauplier in Argos, sagt der alte Pausanias, haben die Kunst, ihre Weinstöcke zu beschneiden, von den Eseln gelernt, welche die Knospen abknupperten, worauf man sah, daß die Reben besser wuchsen.

Ich danke Ihnen — Sie sind ein gelehrter Mann,

Herr Brendelbein, aber Ihre Gelehrsamkeit ist verdammt grob!

Nichts für ungut — es ist blos eine Angewöhnung; — aber wahr sein kann es.

Daß Sie grob sind?

Nein, Das, was Sie von den Fremden sagten. Sehen Sie — und Herr Brendelbein zog einen kleinen Fetzen Papier aus der Rocktasche hervor — da hab' ich ein verdammt verdächtiges Stück von einem Briefe gefunden. Es lag im Kehricht, vor der Thür des fremden Fräuleins, die jetzt mit der gnädigen Frau verreist ist. Sie verstehen ja etwas Französisch, sagten Sie eben?

So ein klein wenig habe ich gelernt.

Brendelbein fuhr mehrmals mit der Hand über das zerknitterte Stück Papier und dann las er die Worte:

Madame!

Je vous serais infiniment obligée si Vous vouliez bien vous charger de faire parvenir sûrement la lettre ci-jointe aux mains de Madame de Bonaparte; c'est dans l'intérêt d'une . . . .

Das war Alles, was das Papier enthielt; es war offenbar der Anfang eines Concepts, welches die

Schreiberin — die Frauenhand war deutlich zu erkennen — verworfen und zerrissen hatte.

Sehen Sie wol, sagte Ulrich — wie ich sagte — diese Leute stehen mit dem Consul in Verbindung!

Es ist klar! — versetzte Herr Brendelbein. Nun, uns kann's recht sein, vielleicht macht er unsern alten gelahrten Baron zum Minister des Unterrichts, und dann kann's uns Allen hier nicht fehlen. Warten Sie, das muß ich diesem nauplischen Professor des Weinbaues da mittheilen, fuhr er fort.

Wecken Sie ihn, damit er mir mein Zimmer zeigt, ich bin sehr müde, sagte Ulrich aufstehend, da er glaubte, jetzt von Herrn Brendelbein Alles erfahren zu haben, was er wissen wollte — die Bestätigung Dessen, was seine Retterin ihm von dem «Monsieur Jean» und seiner Begleitung gesagt.

Herr Brendelbein nahm einen Fidibus, entzündete denselben und ließ den Qualm vorsichtig dem süß ruhenden Kammerdiener in die Nase steigen.

Der Kammerdiener fuhr mit einem furchtbaren Niesen in die Höhe. Aber Flamme und Fidibus waren im selben Augenblick spurlos verschwunden.

Der Herr wünscht seine Kammer angewiesen zu erhalten, sagte Herr Brendelbein mit freundlichem Lächeln.

Der Erwachte sah seinen Collegen im Dienst mit einem überaus komischen Blicke des Mistrauens an, aber ohne ein Wort zu sagen nahm er einen Leuchter und schritt voraus, um Ulrich seine Lagerstätte für die Nacht zu zeigen.

Ulrich folgte ihm. Durch Alles, was er gehört, war er vollständig in seinem Gewissen beruhigt, und entschlossen, an diesen Menschen, die ihm die Kassette genommen und die wirklich nichts Anderes als Werkzeuge einer auf den Tod gehaßten Macht zu sein schienen, keck sich zu rächen und das Wiedervergeltungsrecht zu üben und, wenn es ihm irgend möglich, dem Schwur treu zu bleiben, den er der Gräfin von Rencarville, seiner Befreierin, geleistet.

Zehntes Capitel.

Polizei!!!

Eine kleine Stunde von dem Hause Ettelrodt entfernt, an der andern Seite der bewaldeten Höhe, welche wie ein aufgeworfener Wall rings den See umgab und die vulcanische Entstehung des letzteren unverkennbar nachwies, lag das Dorf Velbrück, durch welches die eigentliche Fahrstraße nach dem Edelhofe des Barons Hardach führte. Es bestand aus einigen Reihen ärmlicher Hütten, die sich um eine stattliche Pfarrkirche scharten. Außerdem war ein ansehnliches, dunkles, aus Ziegeln solid aufgemauertes Bauwerk da, welches sich in der Hauptstraße quer vor den Weg geschoben hatte und von weitem ihn völlig zu sperren und allen Wanderern, die des durch das Dorf führenden Weges zogen, Halt zu gebieten schien. Ehemals eine herrschaftliche Kellnerei irgend eines Hochstifts oder begüterten Klosters, war diese bewundernswürdig zweckmäßige Lage jetzt von einem speculativen Wirth benutzt wor-

den, der alsbald, nachdem die Kellnerei mit andern eingezogenen Gütern zum Verkauf ausgesetzt worden, ein Gasthaus daraus gemacht hatte. So lockte jetzt ein großes neugemaltes Wirthshausschild an der Stelle des verwitterten Wappens, das an die ältesten Besitzer gemahnt hatte — vielleicht verwegene Raubritter und Stegreifjunker, die ihr Leben lang kecklich Buschklepperei getrieben und endlich in periculo mortis zum Heil ihrer unsterblichen Seele den alten Sitz mit so viel Mansen und Huben Land und so viel Solidis und Albis an jährlichen Gülten irgend einem geistlichen Stifte geschenkt hatten. War dieses wirklich der Fall — so zeigte sich jetzt, wo die Besitzung wieder in weltliche Hände gefallen, der innehabende Hospes, Herr Andreas Rummelmann, allerdings geneigt, der Väter Sitte in Ehren aufrecht zu erhalten und die Vorüberziehenden, denen er den Weg versperrte, nicht fürder ziehen zu lassen, ohne ihnen eine leise Erinnerung an den Brauch jener grauen Biederzeiten mit auf den Pfad zu geben. Da aber im Uebrigen unser Hospes seine Gäste wohl bediente, da sich sein Haus vor allen Gasthöfen weit und breit umher durch schöne, neuaufgeputzte, große und stattliche Räume auszeichnete, so fehlte es nie an Gästen und Zuspruch.

So war es auch heute, an demselben Tage, an

welchem Ulrich Spangenberg in Ettelrodt angekommen, der Fall. Zuerst, noch bevor die Dämmerung eingetreten, hielt ein stattlicher Reiter auf braunem Rößlein mit schwerem Mantelsack vor dem Wirthshause. Etwas vorübergebeugt auf den Hals seines Thieres und im Begriff abzusteigen, sobald nur der Hausknecht erschienen, um sein Pferd in Empfang zu nehmen, saß der junge Mann da; ruhig wartend, aus einem Maserkopfe Rauchwolken Tabacks von sich blasend, und, im Vollgefühl männlicher Erscheinung, wohlberechtigt, von sich zu sagen, was selbstbewußt Meister Hartmann von der Aue im Liede vom Gregor auf dem Steine von sich singt:

Ich saß im Sattel schön gebogen,
Als wenn ich wär' gemalet, da,
Von Einem, der mich sitzen sah! —

Heda! Niemand da? rief, endlich doch ungeduldig werdend, der Reiter, als Herr Rummelmann auf der Schwelle erschien.

Ah! entgegnete dieser lachend, sieh' da, Herr Windhag, hat Sie der Teufel auch wieder da mit Ihren Coloquinten? Nun warten Sie nur, der Hausknecht wird gleich da sein!

Wo steckt er denn? — Die Leute sind zu dumm, sag' ich Ihnen, zu dumm!

Er hat heut' viel zu thun, sagte der Wirth, das Pferd des Ankömmlings endlich selbst nehmend; es sind mehr Gäste da wie Sie, Herr Windhag!

Mehr Gäste? — Nun desto besser — dann hat man doch Unterhaltung den Abend. Was sind es für Leute? Vielleicht macht sich ein Geschäftchen mit ihnen, he?

Danach sehen sie nicht aus, als wenn sie mit Ihnen Geschäfte machten! Franzosen sind es. Und ich kann Ihnen sagen, Windhag, sie haben verteufelt saure Gesichter geschnitten, als ich ihnen den Dreimännerwein vorsetzte, den ich von Ihnen bekommen habe!

Dreimännerwein? Rummelmann, Sie wissen gar nicht, was ein gutes Getränk ist! Kehren Sie sich nicht an die Franzosen, — die schimpfen auf Alles, was sie in Deutschland finden, und es ist doch Alles besser wie in ihrem mageren, ausgesogenen, jämmerlichen Lande! Die Leute sind zu dumm, sag' ich Ihnen, zu dumm, in dem Frankreich. Ich bin da gewesen, hab's mit Augen angesehen und lasse mir nichts mehr von diesen hungrigen Aufschneidern weismachen.

Sie sind da gewesen? Sie?

Ja wol bin ich da gewesen — in Paris selber ...

Was haben Sie denn da angefangen? Sie verstehen ja kein Wort Französisch!

Ist auch nicht nöthig, Freund Rummelmann — ist gar nicht nöthig. Mit Deutsch kommt man vollkommen durch. Es ist ja entsetzlich, was sie schon für eine Menge deutsche Worte in ihre Sprache aufgenommen haben —

Deutsche Worte?

Nun ja .... Bouteille, Cotelette, Beefsteak — ich sag' Ihnen, wenn Sie im Wirthshaus sind, können Sie nur immer auf Deutsch reden und Sie bekommen Alles; aber auch sonst hört man sie in Einem fort Deutsch radebrechen in dem Paris, nur daß sie's nicht richtig aussprechen, z. B. Bangenett, Paraple, Appetit und hundert andere Worte.

Nun ja so! versetzte Rummelmann; aber kommen Sie herein endlich!

Der ersehnte Hausknecht war erschienen und Rummelmann führte seinen beredten Geschäftsfreund in das Gastzimmer, einen großen Saal zu ebener Erde.

Sie fanden hier die Gäste, von denen der Wirth gesprochen. Es waren zwei Männer in Civiltracht, aber Beide, besonders der jüngere, eine Gestalt von vornehmer, sehr selbstbewußter Haltung, hatten in ihrem Wesen und Sein Etwas, das den Militär

ankündigte. Es schien, daß sie in lebhafter Unterhaltung gewesen, als die Beiden eintraten; jetzt verstummten sie, bewiesen jedoch der Erscheinung, und selbst nicht einmal dem sehr höflichen Gruße des Herrn Windhag, nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Nun, sagte der Wirth etwas boshaft, nehmen Sie Platz, Windhag, und suchen Sie Ihre Paraples und Bouteillen zusammen und machen Unterhaltung mit den Franzosen — ich habe zu thun.

Ich denke nicht daran, versetzte der Weinreisende patzig, ihnen den Gefallen zu thun — die mögen sich langweilen — will lieber die Zeit benutzen, noch ein Geschäftchen zu versuchen — sagen Sie mir, ist nicht der Guardian des aufgehobenen Klosters Marienthal hierher nach Velbrück gezogen?

Ja wohl, er hat sich beim Pfarrherrn, der sein Verwandter ist, eingemiethet.

Ist ein charmanter alter Herr — ein lieber Mann — Sollte er nicht etwas bedürfen?

Ach du lieber Gott, wollen Sie ihm in seinen bittern Lebenskelch noch von Ihrem Getränk gießen?

Sie sind ein Spottvogel, Rummelmann; aber Sie wissen gar nicht, was ein gutes Getränk ist!

Es ist auch wol schon zu spät dazu, ihn noch zu besuchen.

Zu spät? Für einen Weinreisenden, will ich Ihnen sagen, ist es nie zu früh und nie zu spät, Freund Rummelmann!

Nun, gehen Sie meinethalb; versuchen Sie Ihr Glück! antwortete der Wirth; die beiden Franzosen dort haben auch nach ihm gefragt und sind bei ihm gewesen.

Bei dem Guardian?

Ja wohl; sie kommen eben erst zurück; sie sind über eine Stunde bei ihm gewesen.

Nun sehen Sie einmal! Dann muß der liebe alte Herr ja gerade daran denken, sich einen kleinen Vorrath feiner Waare in den Keller zu nehmen, um vornehmen Gästen etwas vorsetzen zu können!

In dieser ermunternden Hoffnung ergriff Herr Windhag alsbald seine Reisemütze und verließ mit dem Hospes zugleich das Gastzimmer wieder, um den Guardian sofort mit seinem abendlichen Besuche zu beglücken.

Als der Wirth die Thür hinter sich geschlossen hatte, nahmen die beiden Fremden lebhaft ihr vorhin abgebrochenes Gespräch wieder auf.

Also Sie wissen nicht, sagte der ältere Mann in französischer Sprache, wer diesen saubern Einfall gehabt hat und auf wessen Befehl er ausgeführt ist?

Nein, ich weiß es nicht, weiß auch nicht, ob der Erste Consul selbst im Klaren darüber ist, von wem er herrührt. Gewiß ist nur, daß General Bonaparte unwillig darüber wurde und daß von ihm der Befehl ausging, den jungen Menschen seiner Haft zu entlassen. Es war das ein Anfall von Mitleiden, den er später wohl bereute. Denn die Entstellung der Gesichtszüge, welche Folge der Operation war, soll völlig geschwunden, das Individuum rasch geheilt und gerade so gefährlich wie je vorher sein!

Haben Sie den jungen Menschen je gesehen, Herr von Canillac?

Nein, nie, versetzte dieser, der uns bekannte Abgeordnete des Ersten Consuls.

Er ist natürlich nach der Freilassung aus der Haft überwacht worden? fragte der Andere.

Gewiß. Und in Folge dessen ist sehr bald zur Kunde des Ersten Consuls gekommen, daß man in der Vendée, wohin das Individuum sich gewendet hat, Intriguen um ihn zu spinnen begonnen habe. Zahlreiches Kommen und Gehen, Correspondenzen nach allen Seiten — besonders die Weiber, die immer beim Conspiriren die Ersten sind, in Aufregung .... kurz, der Erste Consul hat für gut befunden, den Befehl zu geben, den jungen Menschen wieder aufzuheben

und, um der Sache für immer ein Ende zu machen, ihn in eine Oubliette im Donjon von Vincennes zu schaffen.

Unglücklicherweise ist diese Ordre zu spät gekommen; als sie an den Chef der hohen Polizei im betreffenden Departement gelangte, hatte sich das Individuum gerade auf und davon gemacht, wol mit der Absicht, sich nach Ettenheim zum Herzog von Enghien zu begeben; das hat man nicht allein aus der eingeschlagenen Richtung geschlossen, nach dem Rheine hin, auch die überwachenden Polizeiagenten haben Anzichten, daß eine solche Reise beabsichtigt sei, gehabt. Man hat die anbefohlene stricte Ueberwachung nun leider nicht mit Umsicht und Genauigkeit weiter durchgeführt; die Berichte der damit beauftragten Leute sind unzulänglich vom Augenblick der Reise an; nur Das geht daraus hervor, daß ein Graf Montmorin, ein starker Mann in reiferen Jahren, den jungen Menschen als Mentor begleitet, daß die Wanderung sich dieser Gegend zugewendet hat, daß die Reisenden einquartiert gewesen sind in dem Kloster Marienthal und daß sie hier ihr Gepäck oder einen Theil desselben, darunter eine ängstlich gehütete Kassette, also wol mit den soi-disant Documenten des Individuums, zurückgelassen haben. Man hat sie dann in dieser Berg-

und Waldgegend verschwinden lassen, weil die Agenten in ihrer Weisheit geglaubt haben, die Ueberwachung einstellen zu dürfen, „da sich die Schritte der beiden Reisenden augenscheinlich nach Ettenheim hin gerichtet hätten."

Und sollten sie nicht in der That dort angekommen sein?

Bis jetzt nicht! antwortete Herr von Canillac.

Kann, fuhr der Andere fort, der junge Mensch sich nicht unter falschem Namen oder verborgen dort aufhalten?

Glauben Sie, Capitän Bontemps, man wüßte im Luxembourg nicht, wer sich in Ettenheim verborgen aufhält oder nicht? Darüber können Sie ruhig sein. Um die Dummheit der Agenten zu redressiren, hat nun der Erste Consul einem Präfecturbeamten dieses Departements hier den Befehl zugehen lassen, das Kloster Marienthal nach den Sachen, von denen ich sprach, zu durchsuchen, dieselben zu saisiren und sich über den Weg, den die Reisenden genommen, durch die Aussagen des Klostervorstehers zu unterrichten. Dieser Präfecturbeamte aber ist leider eine völlige Null, eine bête ....

Herr von Scherfluoth! sagte lächelnd Capitän Bontemps — er ist ein gutmüthiger Schwätzer und

eigentlich von Hause aus ein Royalist, höre ich von allen Seiten!

Jedenfalls ein unbrauchbarer Mensch. Der Erste Consul zerriß zornig den Bericht, den der Präfecturrath eingesandt hatte, und da ich gerade gegenwärtig war, um eine Meldung zu machen, fixirte er mich mit seinem majestätischen durchbohrenden Blicke, wie um meine Fähigkeit für eine wichtige Mission zu prüfen. Canillac! sagte er dann, gehen Sie zu Fouché; sagen Sie ihm, ich sende Sie, sich über den jungen Menschen zu unterrichten, der in der Vendée aufgehoben werden sollte. Lassen Sie sich den betreffenden Carton zeigen und sehen Sie ihn aufmerksam durch. Dann kommen Sie zurück! — Ich ging zu Fouché. Der Polizeiminister schien zu stutzen, als ich den bezeichneten Carton verlangte, aber da er mich als Adjutanten des Ersten Consuls kannte, schickte er sich nach einer kleinen Zögerung an, zu gehorchen. Er nahm den Carton, der in seinem Arbeitscabinet selbst aufbewahrt wurde, aus einem Schrank und ich mußte, um ihn zu durchmustern, in demselben Cabinet, unter seinen Augen bleiben. Sie können sich vorstellen, Capitain, wie die mir bisher ganz unbekannte Angelegenheit mich frappirte, wie diese Actenstücke — die Berichte der Polizeibehörden und Agenten, welche mit

den verschiedenen bereits gemachten Schritten nacheinander betraut worden — mich überraschten. Ich durchflog sie hastig und gierig, machte mir die nöthigsten kurzen Notizen und dann gab ich den Carton der Polizeiexcellenz zurück; Fouché betrachtete mich mit einem seiner eigenthümlichen Seitenblicke, wie um zu sehen, welchen Eindruck die Lectüre auf mich gemacht habe, aber er berührte mit keinem Worte den Gegenstand, als ich mich verabschiedete.

Nach zwei Stunden stand ich wieder in dem Arbeitszimmer des Ersten Consuls.

Haben Sie sich unterrichtet, Canillac? fragte er mich, ohne von dem Blatte aufzusehen, welches vor ihm lag und auf welches er Randbemerkungen niederschrieb.

Vollkommen, mein General!

Wollen Sie mich verpflichten, indem Sie die Sache zu Ende bringen?

Ich verlange nichts Besseres, als die Zufriedenheit des Ersten Consuls zu verdienen, versetzte ich.

Ich weiß, Canillac, Sie sind ein entschlossener Mensch. Sie haben nur einen Fehler: Sie sind zu rasch! Merken Sie sich das! Gehen Sie, in einer Stunde sollen Sie die nöthige Instruction und Vollmachten haben. Machen Sie sich unterdeß reisefertig.

Au revoir, mon ami! Denken Sie daran, daß Sie mich durch die Weise, wie Sie meine Befehle ausführen, verpflichten können! Aber vergessen Sie nicht, die Natur der Sache erfodert Umsicht und Discretion.

Ich machte eine tiefe Verbeugung und ging, mit einem überaus gnädigen Kopfnicken entlassen. In einer Stunde hatte ich meine Ordre in der Tasche und meinen Koffer gepackt; eine Stunde später war ich jenseits der Barriere. Sie können denken, daß ich jetzt keine Lust habe, nach Paris zurückzukehren und General Bonaparte vor die Augen zu kommen, bevor ich die beiden Menschen gefunden, aufgehoben und unter Ihrer und Ihrer Gendarmen Bedeckung nach dem Fort Vincennes instradirt habe! Wenn sie nur noch diesseits des Rheins sich befinden! Dann ist Alles gewonnen! Die Pest über die verstockte Schweigsamkeit dieses Guardians mit seinem vermaledeiten nescio, womit er mich in den Harnisch gebracht hat. Er weiß sicher, wo sie sind! —

Sprach der Erste Consul nicht weiter über den Gegenstand mit Ihnen?

Keine Sylbe.

Das ist seltsam! Es scheint ihm doch am Herzen zu liegen!

Meine Instruction enthält Alles. Weshalb viel Worte machen?

Sieht es nicht aus, als wenn General Bonaparte denn doch nicht gern sich darüber ausließe!

Der Adjutant des Ersten Consuls zuckte die Achseln.

Er gibt immer kurze Ordres, sagte er.

Und, fuhr der Capitän nach einer Weile fort — da Sie alle Schriftstücke über die Sache gelesen haben, welche Ueberzeugung haben Sie persönlich darüber — wenn Sie mir eine solche Frage einräumen wollen?

Herr von Canillac lächelte.

Mon cher Capitaine, antwortete er, da sage ich auch wie der alte Mönch: Nescio. Der Erste Consul hat mir nicht befohlen, eine Ueberzeugung darüber zu haben. Was soll ich also mit einer Ueberzeugung anfangen? Ich hüte mich schönstens davor!

Das ist freilich das Beste! versetzte Capitän Bontemps an dem Getränk nippend, welches Herr Rummelmann aus dem Lager der trefflichen Firma: Wassertritt und Fritze zu beziehen so glücklich war.

Mon dieu! sagte Herr von Canillac, sich mit seinem Stuhle hintenüber legend — was ist solch eine Guinguette so langweilig! Ich hoffe, wir machen morgen einen glücklichen Fang, und in vier Tagen bin ich in Paris zurück!

Der Capitän Bontemps zog ein Taschenbuch hervor und blätterte darin.

Worauf stützt sich eigentlich Ihre Zuversicht, daß wir sie in Ettelrodt antreffen? fragte er dann.

Habe ich Ihnen das nicht gesagt? Weil ich in den Berichten der Polizeiagenten gefunden habe, daß ein Baron — Sie haben ja wol die Namen sich aufgezeichnet —

Baron Hardach zu Ettelrodt —

Mit der gesammten Sippschaft, die in der Vendée den jungen Menschen beherbergte und umgab, eng liirt ist. Ich schließe daraus auf die Wahrscheinlichkeit, daß die Personage sich dies Haus zum Etappenplatz auf dem Marsch nach Ettenheim ausersehen haben wird.

Das ist richtig — es kommt nur darauf an, ob er noch da ist!

Wir werden es morgen sehen.

In diesem Augenblicke wurde das leise und flüsternd geführte Gespräch der beiden Fremden noch einmal unterbrochen. Der Hospes öffnete die Thür und führte zwei augenscheinlich als Fußwanderer angekommene Gäste herein. Der Eine war ein junger Mann mit frischer Gesichtsfarbe, blondem Haar und blauen Augen, der Andere eine hohe, starkknochige Figur von

reiferm Alter. Dieser war mit einem leichten Tornister beladen, den er hastig auf einen Stuhl abwarf. Der Andere, der jüngere Reisende, war ohne alles Gepäck und führte nichts bei sich als einen Stab aus starkem Zuckerrohr.

Nachdem sie einen flüchtigen Blick auf die beiden früher angekommenen Gäste geworfen hatten, nahm der Aeltere den Wirth am Arm, und ihn in die nächste Fensterbrüstung führend, fragte er: Wer sind die Fremden?

Franzosen, Employés oder Agenten, sagte Herr Rummelmann.

Agenten? Der Mann beugte sich vor, um noch einmal einen spähenden Blick nach dem obern Ende der langen Tafel zu werfen, an welcher Herr von Canillac und Capitän Bontemps saßen.

So wie's mir vorkommt! bemerkte der Hospes.

Sprechen sie Deutsch?

Der Aeltere etwas, der Andere gar nicht!

Es ist gut. Senden Sie uns Wein herein und lassen Sie uns ein Abendessen bereiten.

Herr Rummelmann verbeugte sich und ging.

Es sind Agenten, französische Agenten, Herr von Scherfluoth; man muß sie im Auge behalten, flüsterte der Fremde jetzt seinem jüngern Begleiter zu.

In der That? sagte Cornelius von Scherfluoth — denn Niemand anders als unser Bekannter, der Instructionsrichter, war der jüngere Ankömmling — die Gäste am obern Tischende nun seinerseits fixirend.

Was für Agenten? fragte er dann.

Wer weiß es? versetzte der Andere. Es muß hier im Ort ein Gendarmenbrigadier mit seiner Section liegen. Was meinen Sie, wenn ich ginge und seine Dienste requirirte? Er könnte diesen Menschen die Pässe abverlangen. Sie sehen aus wie verkleidete Aristokraten; ich traue ihnen nicht!

Gehen Sie mir mit Ihrem Requiriren und Ihren Gendarmen, Dommermuth. Sollen wir Aufsehen machen und Lärm schlagen? Das wäre der rechte Weg!

Wie Sie wollen — ich meine, wir sind gewitzigt und sollten keine Vorsichtsmaßregel außer Acht lassen!

Schöne Vorsichtsmaßregel das! Hätte ich Ihnen die Zügel schießen lassen, Dommermuth, Sie hätten heute Alles arretirt, was uns auf dem Wege begegnet ist, aus Furcht, es könne ein verkappter Aristokrat, ein Emissär der Bourbons darunter sein, der die Kassette abgeholt und in der Tasche habe.

Es ist immer der sicherste Weg!

Ja, aber für die Leute, welchen wir begegneten,

würde der Weg dadurch sehr unsicher geworden sein! Merken Sie sich das, Dommermuth, die Aera der republikanischen Principien soll sich vornehmlich durch Achtung vor der persönlichen Freiheit des Bürgers auszeichnen! — Wie ist er, Dommermuth?

Diese letzte Frage bezog sich auf den Wein, welchen Herr Rummelmann nebst zwei brennenden Talglichtern währenddeß hereingebracht hatte, und den der Secretär eben kostend an die Lippen führte.

Sauer!

So ist er wie das Tagewerk eines unparteiischen Priesters der Gerechtigkeit! sagte Cornelius mit einem pathetischen Stoßseufzer und sich müde in dem Sessel streckend, den er am untern Ende des Tisches eingenommen hatte.

Ich hoffe, versetzte Dommermuth, morgen haben wir leichtere Arbeit als heute, in den Fußtapfen des Burschen! Es war ein langer Weg, hinter ihm drein bis Ettelrodt und dann wieder hierhin zurück, um in ein Nachtquartier zu kommen!

Herr Dommermuth stürzte bei diesen Worten den vor ihm stehenden Römer hinunter.

Dommermuth, wie gierig Sie trinken! Ein echter Republikaner soll sein Begehrungsvermögen zügeln!

Ein Römer ist ja ein Republikaner, und ich flöße mir seinen Geist ein! versetzte Dommermuth.

Lassen Sie uns, bis der Wirth mit dem Abendessen kommt, unsern Schlachtplan für morgen machen, sagte Cornelius nach einer Pause.

In Ettelrodt ist unser Bursche verschwunden, entgegnete der Secretär; er wird dort ein Nachtquartier erhalten haben. Wir müssen also mit dem Frühesten aufbrechen und die Zugänge bewachen, um, wenn er weiterwandert, ihm auf dem Fuße folgen zu können.

Wenn er aber nicht weiter wandert; wenn er seine Leute dort findet? warf Cornelius ein.

Dort? Wo denken Sie hin? Der alte Baron Harbach ist kein Mann, um politischen Agenten, Emissären und Leuten dieser Art in seinem Hause eine Freistatt zu gewähren. Es ist ein alter Bücherwurm, der sich strenge vor der Welt verschließt.

Wie wissen Sie das?

Ich habe oft von ihm reden hören!

Aber wenn nun doch?

Das ist ein Verdacht, den Ihnen die Müdigkeit einflößt, Herr von Scherfluoth!

Und weshalb?

Weil Sie mit Widerstreben daran denken, morgen wieder einen Tagmarsch machen zu müssen! Das

Glück wird Einem nicht so leicht gemacht, daß man es gleich am Ende der zwei ersten Tagereisen fände!

Während unsere beiden alten Bekannten sich in lebhafter Unterredung diese Worte zuflüsterten und dabei ihren Durst an der Erfrischung stillten, welche vor ihnen stand, waren sie Gegenstand einer gespannten, wenn auch unter anscheinender Gleichgültigkeit verborgenen Beobachtung von Seiten der beiden Herren am obern Ende des Tisches gewesen.

Der Capitän Bontemps winkte endlich den Wirth, der ab und zuging, zu sich heran.

Wer sind die Herren? fragte er in etwas gebrochenem Deutsch.

Ich weiß es nicht. Sie waren nie bei mir!

Legen Sie ihnen, sagte der Capitän mit einem gewissen Tone der Autorität, das Fremdenbuch vor und bringen Sie es uns sodann, aber so, als wollten Sie uns zur Einschreibung auffodern — verstehen Sie?

Herr Rummelmann verbeugte sich und ging, um zu gehorchen. Nach einer Weile kehrte er mit dem Fremdenbuch unterm Arm in das Zimmer zurück.

Haben Sie die Güte, sagte er, es vor Dommermuth aufschlagend.

Gehen Sie nur weiter damit, antwortete barsch der Secretär.

Es ist strenge Vorschrift — ich muß die Herren ersuchen — bat Rummelmann.

Gehen Sie, fiel jetzt Cornelius von Scherfluoth abwehrend und mit dem ganzen Aufgebot seiner republikanisch obrigkeitlichen Würde ein, wir sind mit einem Charakter bekleidet, der uns erlaubt, im Incognito zu bleiben!

Der Wirth sah nicht sehr angenehm überrascht seine Gäste an und wanderte sodann mit seinem Buche zu den Herren oben am Tisch.

Die Fremden weigern sich und geben an, mit einem Charakter bekleidet zu sein, der ihnen incognito zu bleiben erlaubt, berichtete er flüsternd.

Capitän Bontemps warf einen bedeutsamen fragenden Blick auf Herrn von Canillac.

Darf ich jetzt die Herren selbst bitten? sagte Rummelmann nun mit einer Auffoderung an die Letztern.

Gehen Sie nur, versetzte der Capitän, wir sind ebenfalls mit einem Charakter bekleidet, der uns dessen überhebt.

Herr Rummelmann blickte noch verblüffter die beiden Fremden an.

Es thut mir leid, daß ich Sie incommodiren muß — ich bin verantwortlich dafür ... Dürft' ich deshalb nicht bitten? Wenn ich dem Maire nicht einen Fremdenzettel einliefere, so ...

Der Capitän machte eine unwillige Handbewegung, und Herr von Canillac rief gebieterisch:

Allez-vous-en!

Der Hospes von Velbrück war der Mann, um eines geringern Anlasses willen in den Harnisch zu gerathen und grob zu werden, als der Ton war, mit dem man ihm dies Allez-vous-en! zuherrschte. Heute aber schwieg er völlig verdutzt und wollte eben verlegen abziehen, als plötzlich der Weinreisende die Thür des Gastzimmers öffnete und ihm entgegentrat.

Nichts zu machen, Rummelmann, nichts zu machen mit dem Alten, dem elendigen Betbruder, dem Brevierbeller ... die Menschen sind zu dumm, sag' ich Ihnen, zu dumm! räsonnirte der Vertreter der Firma Wassertritt und Fritze, indem er seine Reisegerte auf den Tisch warf.

Aber hier ist etwas zu machen, Mann, Sie kommen mir wie gepfiffen, rief Herr Rummelmann, sein Buch aufschlagend, aus; jetzt augenblicklich schreiben Sie Ihren Namen ein! —

Nun ja, mit Vergnügen, geben Sie her, weshalb das nicht, meinen Namen? Damit kann ich aufwarten: Franz Albert Windhag, Reisender von Wassertritt und Fritze, Colonialwaaren- und Weingeschäft,

aber die Menschen sind zu dumm, sag' ich Ihnen, zu dumm!

Seien Sie einmal still mit Ihrem Geschwätz und nehmen Sie sich in Acht! raunte Rummelmann hastig seinem alten Kunden zu — setzen Sie sich hübsch bescheiden und still in die Mitte des Tisches und kommen Sie weder Denen da links noch Denen hier rechts zu nahe . . .

Nun, weshalb soll ich nicht . . .?

St — wollen Sie schweigen! — fiel ihm der Hospes ins Wort — und dann hauchte er ihm leise ins Ohr:

Polizei!!!

Herr Franz Albert Windhag nahm augenblicklich scheuen Blicks und still seinen Platz an der Mitte des Tisches und erlaubte sich den ganzen Abend kein Wort mehr gegen die intellectuellen Fähigkeiten irgend eines seiner irdischen Mitgeschöpfe zu äußern!

Auch an den beiden Enden des Tisches waren die Unterhandlungen minder lebhaft geworden; nur die beiden Franzosen flüsterten noch einige Worte zusammen.

Haben Sie nicht einen Argwohn? hatte Capitän Bontemps gefragt, als Rummelmann mit dem Buch sich von ihm entfernt hatte. Was soll das heißen:

Incognito bewahren? Das ist sehr in à la Grand seigneur gesprochen!

Allerdings, sie haben etwas Verdächtiges diese Menschen, wie sie zusammenraunen. Die auffallenden blonden Haare sind auch da und das volle Gesicht, versetzte Canillac, ein Blatt Papier aus seinem Portefeuille nehmend; aber das ältere Individuum scheint mir doch nicht recht mit dem Signalement Montmorin's hier übereinzustimmen. Ich glaube doch nicht!

Ich trau' ihnen nicht, sagte der Capitän. Aber freilich, Sie reden Deutsch, wenn ich recht höre!

Das wäre kein Hinderniß! Der «Dauphin» spricht besser Deutsch als Französisch. Marie Antoinette sprach Deutsch mit ihren Kindern, und was das Individuum angeht, so hatte es nach seiner Behauptung eine deutsche Pflegemutter, seitdem es aus dem Tempel entflohen.

In der That? Und diese Weigerung, ihre Namen einzuschreiben!

Man kann sie immerhin zur Sicherheit im Auge behalten lassen!

Capitän Bontemps wollte antworten, als abermals Herr Rummelman eintrat und ihm meldete, es sei Jemand draußen, der ihn augenblicklich zu sprechen wünsche. Der Offizier erhob sich und verließ das

Gastzimmer. Nach einer Weile kehrte er zurück und suchte mit Zeichen der Aufregung seinen frühern Platz wieder auf.

Was haben Sie, Bontemps? fragte sein Begleiter.

Es war der Brigadier mit dem Rapport! Gute Nachrichten! Sie haben richtig geschlossen!

Ihre Leute haben sie gefunden? fragte der Adjutant des Ersten Consuls lebhaft.

Und nirgends anders, versetzte Bontemps leise flüsternd, als im Hause des Barons Hardach. Seit mehr als vierzehn Tagen, vielleicht drei Wochen, halten sich dort zwei Fremde auf, welche unsern Gesuchten so ähnlich —

Ah — à merveille! Buvons à la santé du premier Consul! brach Canillac, beinahe den Andern vernehmlich, in seiner Freude aus und hob sein Glas hoch auf.

Elftes Capitel.

Ein Altar und ein Opfer.

Es war in der ersten Morgenfrühe des folgenden Tages. Die Sonne strahlte von einem wolkenlosen Himmel und sog überall, wohin sie reichte, die Thautropfen auf, während da, wo noch die Schatten lagen, die klaren Perlen so dicht und voll an den Halmen und Blättern hingen, als ob in der Nacht leise Regenschauer niedergerieselt seien. Vom Gestade des Sees her zog der würzige Duft des Grummet, der am Tage zuvor auf den Grasrainen geschnitten war, herüber und die Grillen zirpten an allen Ecken so laut und eifrig, als müßten sie mit ihrer Musik dem lieben Gott erst ihre Morgenkost abverdienen; bilden sie ja doch, scheint es, so etwas wie einen zahlreichen sorgenlosen Mönchsorden unter den Thieren, diese lustigen fetten Heuschrecken, die, während die andern sich mühsam ihre Nahrung suchen, nichts zu thun haben, als zu

jubiliren und im Chor zu singen. Die Dichter der Thierwelt sind sie wenigstens sicherlich nicht, dazu sind sie zu wohlgenährt; das sind die Lerchen, der Natur freie, heitere, hochfliegende Gedanken, wie die Poeten die hochfliegenden Gedanken der Menschenwelt sind — nur nicht so frei und nicht so heiter wie die Lerchen.

Aber wie klar und wie warm auch bereits die Sonne schien, so lag in der eigenthümlichen Frische und Klarheit der Luft dennoch Etwas, das an den nahenden Herbst mahnte. Die Durchsichtigkeit der Luft war so groß, daß man in dem Gebüsche, welches den silbern glänzenden Spiegel des Sees umgab, jedes einzelne Blatt glaubte unterscheiden zu können. Von der Terrasse vor Haus Ettelrodt aus bildete die sanftgeründete Wasserfläche mit ihrer Umgebung im hellen Morgenlicht einen überaus anziehenden Anblick. Die ganze Landschaft, das üppige Ufergebüsch, der tiefblaue Himmel waren darin abgespiegelt, und mit dem dichten Waldrahmen umher hatte das Ganze das Aussehen eines schönen großartigen Bildes, welches eine liebende Hand mit einem riesigen grünen Kranze umgeben — als sei es ein Bild der Heimat oder eines Schauplatzes theuerster Erinnerungen, das diese Hand hatte schmücken wollen.

In den Gartenpfaden lagen auch schon neben dem

zu früh abgefallenen jungen Obst die ersten gelben Blätter, die Zeichen, wie bald des Sommers kurze Herrlichkeit zu Ende sein und daß der Herbst kommen werde, dem der Sommer bei uns ja nur Vorläufer und Diener ist. Der Sommer hat in Deutschland eben nur die Zeit, überall die grünen Teppiche auszubreiten, auf denen der Herbst seinen Thron aufzuschagen kommt; der ist der Herrscher, in der Natur, die er mit seiner Zerstörung bedeckt und mit seinen Stürmen durchtobt, wie er es im Menschenleben ist, das er nach der kurzen Spanne sommerlicher Jugendzeit durchzieht und verödet und mit dem gelben Laube abgefallener Hoffnungen, verblühter Gefühle überstreut. Auch der Winter ist nur sein Diener; er steht treu hinter ihm, um still zu begraben, was der Herbst getödtet! — Und der Lenz? Der Lenz ist eine Mythe.

Von den Bewohnern von Ettelrodt war nur Einer, der sich schon erhoben hatte. Es war der Prinz. Eine gewisse innere Unruhe hatte ihn so früh heraus getrieben; war es die Erwartung, daß sicherlich Septimanie heute zurückkehre, — denn wozu hätte sie jetzt, da sie ihre Aufgabe in der Stadt gelöst, noch säumen sollen — was ihn nicht länger ruhen lassen? Er wandelte, in Gedanken versunken, die Gartenpfade auf und nieder. Und obwol diese Gedanken nicht

hier, sondern in der Ferne, bei ihr, der sie entgegengeflogen, weilten, so konnten sie sich doch auch dem Eindruck der zauberischen Natur, die ihn umgab, nicht entziehen. Er hielt endlich seine Schritte an und blickte lange auf das heitere Landschaftsbild, das sich vor ihm ausbreitete.

Wär' ich nicht glücklicher, sagte er sich dann mit einem Seufzer, wär' ich nicht weit glücklicher, als ich es jemals sonst auf Erden werden kann, wenn ich meinem eigenen Willen folgte und all' meinen Ehrgeiz darauf richtete, König in einem solchen kleinen Gebiete zu sein, wie dieses hier, das mich umgibt: König über ein kleines, verborgenes Haus, das Berge und Wälder von den Menschen trennen, über ein kleines fruchtbares Thal, das Alles hervorbringt, was ich bedarf? O gewiß! Und weshalb streb' ich nicht danach? Weil ich ein Thor bin: weil ich geduldig die Foltern des Ehrgeizes auf mich nehme, ohne ehrgeizig zu sein; weil ich nicht den klugen Eigensinn habe, meinem eigenen Willen zu folgen! Ich bin ein Verirrter; doppelt verirrt; in die Nacht meines Schicksals, aber auch in einen Kreis von Entschlüssen, Strebungen, Gedanken, in den meine Seele nicht gehört! Und mein Schicksal, ist es nicht eine große Lehre, eine furchtbare Mahnung für mich? Warum läßt es die

Welt mir höhnisch ins Gesicht sagen: Du bist nicht Der, der du bist, du bist nicht der Sohn deines Vaters, der Enkel deiner Ahnen, du bist nicht der Herr deines Eigenthums, der Träger deines Namens? Diese entsetzliche Lüge, ist sie nicht am Ende nichts als — eine große Wahrheit? Heißt es nicht: Du sollst kein König sein in der Welt, weil du in deinem Innern kein König bist; sondern eine milde, weiche Seele, der das Herrscherschwert zu schwer, die harte Pflichtübung der Gewaltigen auf Erden zu grausam ist? — Du bist zum König eines friedlichen Reiches berufen, friedlich, weil es zu klein ist, um Menschen zu umfassen, andere als dich und die Deinen? O es ist so — und ich will dem Rufe gehorchen, ich will nach diesem kleinen Reiche streben, nach ihm allein. Wär' es unmöglich, es zu erlangen? Wenn ich weiter nichts, gar nichts foderte, wenn ich verzichtete auf alles Andere in der Welt, würde man mir nicht bereitwillig solch' ein bescheidenes Besitzthum einräumen und mich in Frieden meine Tage abspinnen lassen? Hab' ich es ja selbst bitter genug erfahren, wie viel meine Feinde darum geben, wie sie vor keinem Verbrechen zagen, um mich zum Verzicht auf meinen Namen, meine Empfindungen, meine Erinnerungen, auf das Recht, Die zu lieben, denen ich angehöre,

zu zwingen! O diese Dämonen meines jungen Lebens! Sie haben nichts über mich vermocht. Sie haben mich hart gefunden wie einen Felsen. Damals hatte ich ja nichts, gar nichts auf Erden als Das, was sie mir entreißen wollten! Jetzt hab' ich mehr. Ich habe das Bild eines Glückes, das die Hand einer Hoffnung vor meine Augen stellt!

Septimanie! .... Du bist es ja selbst, die mich zwingt, du willst es! Du willst Deine Hand nicht in die meine legen. Du verschmähst das Glück der Wirklichkeit um jener trügerischen Schattenbilder wegen, die dir in deinen Träumen vorschweben. Armes stolzes Herz! Ich will dich erwecken aus diesen Träumen, die dein und mein Verderben sind, das Gift, an dem das beste Leben unserer jungen Seelen hinsiecht! Ohne daß du es weißt, will ich all deinen hochfliegenden Zukunftsahnungen ein Ende machen: fort mit meinem Ehrgeiz, fort mit meinen unglückseligen Rechten, fort mit allen diesen Gedanken, die für mich nichts gewesen sind wie eine lange Marter, eine Folter ohne Aufhören und ein einziges bodenlos tiefes Leid. Fort damit. Ich will den Namen Bourbon abwerfen, diesen entweihten Purpur mantel, dermit meinem eignen besten Herzblut gefärbt ist, dies Nessushemd, in dem ich an Trauer, an Hoffnungslosigkeit,

an Verzweiflung sterbe. Ist dies unselige Spottkönigthum, dessen Dornenkrone sie mir auf dem Haupt festhalten wollen, werth, daß ich auch noch sie darüber verliere! Soll ich deshalb nicht einmal menschlich fühlen, menschlich glücklich werden dürfen! ....

Was wird sie sagen, wenn ich vor sie trete, und ihr meine Rechte hinstrecke und zu ihr rede: Schlag ein, Septimanie, nimm diese Hand, nimm sie frei und frank, sie ist die Hand eines namenlosen armen Mannes, der nichts hat als ein Dach für dich und sich, einen Garten, ein stilles verborgenes Thal, ein Asyl für das Leben unserer Herzen; enge Schranken, aber ein großes Glück; nimm diese Hand, denn Alles, was trennend zwischen uns stand, das hat sie muthig und mit männlicher Kraft, weit, weit von sich geschleudert, das ist fort, verschwunden, nie dagewesen! Ich habe verzichtet!

Ja — fuhr der Prinz nach einer Weile in seinem stillen Selbstgespräch fort — was wird sie sagen! Bin ich denn sicher, daß sie dann meine Rechte nimmt? — Und wenn sie sie nimmt, bin ich sicher, daß ich ihr das Glück bereiten werde in meiner kleinen Welt, meiner engen Abgeschiedenheit, dasselbe Glück, welches in mein Herz einziehen würde? Ist ihr Geist wie der meine? Ist er gemacht, durch Entsagung glücklich zu werden?

Ist er nicht vielmehr gemacht, in einer großen Welt zu glänzen, zu erleuchten und zu herrschen! Wenn nun, was mein Glück wäre, ihr Unglück würde — wäre ich nicht doppelt unglücklich? Und sicher, sicher, so würde es kommen. Wenn sie mich liebte, wenn sie an meiner Seite das Ende ihrer Wünsche finden könnte — sie hätte ja längst selbst zu mir gesagt: ringe nicht wider den Strom an, lass' uns ihm nachgeben, daß er uns auf seinen Wellen an irgend eine geschützte Stelle seines Gestades trägt, wo wir still uns bergen können vor seinem trügerischen Wogenschlag, seiner unwiderstehlich in den Abgrund reißenden Macht! Ja, sie hätte längst in ihrem eigenen Herzen die Offenbarung Dessen gefunden, was uns allein zum Heil gereichen könnte!

Und dann — kann ich denn zurück? Wenn ich verzichte auf meine Rechte, ist es nicht zugleich ein Verzicht auf meine Ehre? — O mein Gott — ich darf ja nicht umkehren auf diesem entsetzlichen Wege! Entsage ich, so ist es ein Bekenntniß, daß ich ein Lügner war! Ich verfalle der Verachtung und meine Freunde dem Hohn der Menschen! Und sollte Septimanie ihr Schicksal an einen Menschen ketten, den die Welt verachtet! — Nein, ich muß vorwärts, vorwärts, vorwärts — in die Nacht meines Schicksals.

Es gibt keine Liebe für mich: sie ist für Andere. Es gibt kein Glück für mich: es ist für Andere. Es gibt kein Licht, keine Sonne, keine Hoffnung für mich — ich bin gebunden an das Geheimniß, an die Dunkelheit, an die Nacht.

Der junge Mann blieb stehen, verschlang die Arme über der Brust und lehnte sich mit der Schulter an den Stamm eines Baumes. So stand er lange, bis er in seinem schwermüthigen Sinnen, in welchem er oft mit seinen Thränen zu kämpfen schien, durch die Erscheinung Montmorin's und des Freiherrn von Hardach, die aus dem Hause kamen, gestört wurde.

Louis Charles fuhr mit der Hand über seine Augen und zeigte ihnen ruhige Züge, als er sie begrüßte.

Hardach ließ das Frühstück auf die Terrasse herausbringen.

Wie wäre es, sagte er dann, wenn wir diesen wunderbar schönen Tag zu einem Ausfluge benutzten?

Und welchen schlagen Sie vor? fragte Montmorin.

Eine Wanderung durch die prachtvollen Wälder, die sich von hier westwärts weit ins Land erstrecken. Der Weg wird uns immer durch kühle Schatten führen. Der Prinz wird sich freuen an der herrlichen und üppigen Baumvegetation meiner Forsten.

Und das Ziel?

Soll ein Jägerhaus sein, antwortete der Freiherr, welches etwa zwei Stunden von hier entfernt ist und mir gehört; die Frau des Waldwärters, der es bewohnt, wird uns um Mittag ein ländliches Mahl herrichten und wir können den ganzen Tag dort zubringen, in tiefster, schönster Waldeinsamkeit.

Montmorin war einverstanden, aber der Prinz schwieg.

Und Sie, mein Prinz? fragte Baron Hardach deshalb.

Macht es Sie glücklich, wenn Sie mir Ihre Forsten zeigen können?

Wenn es Sie unglücklich macht, sie ansehen zu müssen, dann nicht!

Louis Charles stockte; aber der Vorschlag war ihm offenbar unangenehm.

Lassen Sie uns heute nicht von hier fortgehen, sagte er endlich, ich habe etwas wie ein inneres Gefühl, wie eine Ahnung, die mich hier festhält. Es ist mir, als ob uns heute noch ein Ereigniß bevorstände ....

Die Rückkehr der Damen! fiel Montmorin lächelnd ein.

Die ist allerdings wahrscheinlich. Sie werden

jedoch erst am späten Abend eintreffen, meinte Baron Hardach.

Wer weiß! versetzte der Prinz, sich abwendend, als ob er sich nicht näher erklären wolle, vielleicht auch, weil er etwas wie Neckerei in Montmorin's lächelndem Gesicht bemerkt hatte.

Nun wohl, so bleiben wir, sagte der Freiherr. Man muß auf solche innere Stimmen und Ahnungen achten. Dem Menschen werden unendlich mehr stille Botschaften und Andeutungen über seine Zukunft gesandt, als die Meisten von uns merken. Ich habe zum Beispiel immer gefunden, daß ein Schritt, den ich that, ein Plan, den ich ausführte trotz vieler plötzlich sich zeigender Hindernisse und Schwierigkeiten, die mir dabei entgegentraten, auch jedesmal zu meinem Nachtheil ausgeschlagen ist.

Also diese Hindernisse, diese Schwierigkeiten, fragte der Prinz ungläubig, halten Sie für besondere, von unsichtbaren Mächten gesandte Andeutungen, die Ihnen sagen sollen: Thu' das nicht!

Für Warnungen halte ich sie — von wem gesandt, das weiß der liebe Gott! .... Sie schütteln den Kopf, mein Prinz — o ich könnte Ihnen da merkwürdige Thatsachen erzählen — aber da Sie so ungläubig sind, will ich Ihnen nur eine seltsame Bot-

schaft eines zukünftigen Ereignisses erzählen, welches nicht geleugnet werden kann, wenn ich Ihnen auch freilassen muß, es auf natürlichem Wege zu erklären.

Und das ist? fragte Montmorin, während der Prinz zerstreut umherblickte. Hören Sie zu, Prinz, fuhr er neckend fort, und blicken Sie nicht jetzt schon sehnsüchtig nach gewissen Sternen aus, die wie die Venus erst am abendlichen Himmel vor Ihnen aufgehen werden!

Der Prinz führte erröthend einen leichten Schlag auf Montmorin's Schulter.

Bösewicht! —

Es ist eine Thatsache, die ich, ich möchte sagen, selbst erlebt habe, begann der Freiherr zu erzählen, wenigstens befand ich mich so in der Nähe, daß ich sie am Tage, nachdem sie geschehen, von einem Augenzeugen erzählen hörte, vom Marquis Lachâtre nämlich.

Vom Freunde meines Oheims? warf der Prinz ein.

Von ihm, und Ihren Oheim selbst betrifft die Sache, antwortete Hardach. Sie wissen, daß es am 16. März 1792 war, als man in Schweden durch die Ermordung Gustav's des Dritten den Franzosen jenes blutige Beispiel gab, welches sie mit so ruchlosem Eifer befolgt haben! Nun wohl, drei Tage vor diesem

16. März kehrte Ihr Oheim, der Graf von Provence, Abends spät von einem langen Spaziergange heim — es war in Koblenz, wo er ja damals mit dem größten Theil der Emigration Hof hielt. In seinem Zimmer angekommen, warf er sich ermüdet in einen Lehnsessel. Dies Zimmer war geschmückt mit den Porträts Ludwig's XVI., des Kaisers Leopold II., der Kaiserin Katharina, Friedrich's des Großen und des Königs von Schweden. Wie nun die Blicke des Grafen von Provence über die Bilder hinstreichen, scheint ihm ein Schatten, ein dunkles Etwas auf dem Bilde Gustav's III. zu liegen; er reibt die Augen, um besser zu sehen, und da der Schatten bleibt, fodert er La Chatre, der bei ihm ist, auf, das Bild näher zu betrachten und ihm zu sagen, wodurch es entstellt werde.

La Chatre tritt näher und läßt einen Ausruf des Erschreckens hören. Was ist? Was haben Sie? fragt der Graf, sich erhebend und herangehend. La Chatre zeigt es ihm. Es war ein großer, klaffender Messerschnitt, durch das Bild des Königs, in der Gegend des Herzens gezogen. Der Graf ist entrüstet über die in seinem Zimmer geübte Insolenz. Aber die Nachforschungen nach dem Thäter blieben fruchtlos. Drei Tage darauf wurde der König von Schweden durchs Herz geschossen!

Der König war der wärmste und thätigste Freund meines armen Vaters! sagte der Prinz mit einem Seufzer.

Aber diese Thatsache zeigt nur, fiel Montmorin ein, daß wir in einer Zeit geheimer Verbindungen und verhüllter Anzettelungen leben, denen keine Stelle auf Erden mehr unzugänglich scheint. Es ist ein Beweis mehr, daß Ankarström's Verbrechen von unsern Schreibstubengeschichtschreibern eine verkehrte Erklärung erhält. Sie geschah im Dienst des französischen Jakobinismus, welcher die Völker an das Vergießen von Königsblut gewöhnen wollte. Auf dem Wege von Paris nach Stockholm sprach das Verbrechen im Wohnzimmer des Grafen von Provence ein, um ihm eine Warnung zu geben!

Freilich, es ist möglich. Ich will diese Auslegung nicht bestreiten! antwortete der Freiherr.

Alle diese geheimen, unter unsern Füßen wühlenden Intriguen haben etwas Entsetzliches! sagte mit einer seiner brüsken Aufwallungen der Prinz. Und nun selbst daran gewiesen zu sein! O, ich kann den Bettler beneiden, der wenigstens frei und offen seine Stirn dem Tageslicht zeigen und seinen Namen der Welt bekennen darf! Ich weiß oft nicht, wie diese Nachtexistenz länger ertragen!

Montmorin sah eine Weile sinnend vor sich hin.

Es scheint fast, hub er nach einer Pause an, als ob unsern Freunden daheim dieser Zug Ihres Charakters nicht fremd geblieben wäre und als ob sie ihn fürchteten.

Mein Widerwille wider Alles, was verdeckt, versteckt und geheimnißvoll ist?

Eben das!

Und wie meinen Sie das, Montmorin? fragte der Prinz weiter.

Es ist ein Eindruck, den mir unwillkürlich seit einiger Zeit die Briefe machen, welche ich aus Frankreich bekomme. Sie sind nicht mehr so offen und ausführlich wie früher. Sie sind so entsetzlich geschäftig, unsere Freunde, so eilig, so lakonisch in ihren Mittheilungen. Es ist, als ob sich Etwas unter ihnen vorbereite, etwas Geheimes im Werk sei — wobei Ihrer sicherlich nicht vergessen wird, mein Prinz, wobei man aber für politisch halten mag, Sie selbst und also auch mich nicht einzuweihen.

O, man hat Recht, ich verlange nicht eingeweiht zu werden!

Es ist dabei vielleicht weniger Mangel an Vertrauen, als Rücksicht auf die Sicherheit des Prinzen, meinte der Freiherr. Vielleicht haben auch Ihre Freunde

in Frankreich erfahren, wie man es in Mitau erfahren hat und Septimanie es von dort weiß, daß Josephine dem Ersten Consul Aufschlüsse gegeben und ihm die Identität unseres Prinzen mit dem Dauphin versichert hat. Vielleicht glauben sie seine Sicherheit seitdem mehr bedroht und mehr zu berücksichtigen als früher, wo Madame Bonaparte diese Unbesonnenheit noch nicht begangen hatte!

Unbesonnenheit? Septimanie denkt darüber anders; sagte Montmorin; sie sieht einen günstigen Umstand darin, daß Bonaparte nicht mehr zweifeln kann an unserm Prinzen; ja, ich glaube beinahe, sie baut Pläne darauf! Schon von ihrem Kloster aus schrieb sie mir darüber, als über eine günstige Wendung. Sie hat mir seitdem mehrmals gesagt, daß sie jetzt von Bonaparte wenig mehr fürchte und von Josephinen noch Vieles hoffe!

Der Freiherr schüttelte den Kopf.

Denkt sie denn, Bonaparte ließe sich von Josephinen zum Glauben oder zum Zweifel bekehren? Der Apostel, der allein diesen Charakter bekehrt, ist — sein politischer Vortheil; nach dessen Eingebungen würde er Glauben an einen falschen und Zweifel an einen echten Thronerben von Frankreich der Welt vorspiegeln!

Und welche Pläne sollte sie darauf bauen? fragte der Prinz.

Ich habe mit dem Wort „Pläne" vielleicht zu viel gesagt, antwortete Montmorin; ich hätte besser sagen sollen: sie scheint sich überhaupt Illusionen über Bonaparte hinzugeben; wenigstens nach jenen Aeußerungen über den Ersten Consul, die in der letztern Zeit milder und versöhnlicher waren als früher, und mir zuweilen den Ton einer nach dieser Seite gerichteten stillen Hoffnung zu haben schienen.

Arme Septimanie! sagte der Prinz mit einem Seufzer.

Nun, ich muß gestehen, fiel Montmorin ein, daß ich von dieser Seite jedenfalls noch eher eine Annäherung und eine Uebereinkunft zum Frieden erwarten würde, als von der andern Seite, von der Seite, von welcher wir das Recht hätten, Alles zu erwarten, und auf welche Sie, theuerster Baron, es sich gestern nicht ausreden lassen wollten, Ihre Hoffnungen zu setzen!

Aber, fragte der Freiherr, wie könnte Septimanie sich Illusionen über den Ersten Consul und die Macht von Josephinens Sympathien für unsern Prinzen machen, da diese Sympathien die verruchten Verfolgun-

gen, welchen der Letztere ausgesetzt war, ja nicht einmal zu hindern vermocht haben?

Ist es nicht möglich, sagte Montmorin, daß Bonaparte nicht Schuld ist an diesen Abscheulichkeiten? Daß es die Hände seiner Polizeipaschas, wie Fouché oder Savary sind, in welchen das Schicksal des Dauphins gelegen hat, und die wieder, weiß Gott woher, ihre Impulse und Eingebungen erhielten? Glauben Sie mir, es gibt noch viele Leute von hohem Einfluß in Frankreich, welche ein Interesse darin finden, gewissen hohen Leuten außerhalb Frankreichs sich dienstbeflissen zu zeigen.

Montmorin! sagte der Prinz wieder brüsk und indem er mit einem Ton, der etwas Gebieterisches hatte, seinen Freund unterbrach — schweigen Sie jetzt! Verschonen Sie mich mit allem Diesem. Sehen Sie, wie schön der Morgen ist! — Fort mit diesen Gedanken! Lassen Sie uns lieber an gar nichts denken, und am wenigsten an die Nacht, welche diesem hellen Morgensonnenschein vorhergegangen ist. Wenn das Himmelsblau und das Sonnenlicht so leuchtend und klar die Welt beglänzt, so ist das Gedanke genug. Alles, was wir mehr thun, als uns davon erwärmen zu lassen, ist Unvernunft.

Sie haben Recht, mein Prinz, antwortete lächelnd

der Freiherr — zerbrechen wir uns heute nicht den Kopf darüber; es ist Zeit, davon zu reden, wenn meine schöne Nichte zurückgekehrt ist, was hoffentlich bald bevorsteht, da sie ja jetzt ihre Aufgabe in der Stadt gelöst hat — unsere schlaue Diplomatin! Ich brenne, zu hören, wie sie es zu Stande brachte! Aber, Prinz, da Sie meine Waldpartie nicht machen wollten, schlage ich Ihnen einen andern Zeitvertreib vor: ich möchte Ihnen meine Kirche dort zeigen, es sind mehre merkwürdige Denkmäler darin und einige vortreffliche uralte Wandgemälde.

Der Prinz erhob sich jetzt bereitwillig, um dem alten Herrn den Gefallen zu thun und seine Merkwürdigkeiten sich erklären zu lassen.

Der Freiherr befahl die Schlüssel herbeizubringen.

Und wo ist unser neues Hausmitglied, wo steckt Ulrich? fragte Montmorin den Jäger Anton, als dieser gleich darauf mit den Schlüsseln kam.

Noch in den Federn steckt er, antwortete Anton lächelnd, noch immer in den Federn!

Nun, er wird müde sein, versetzte Montmorin; mag er schlafen; aber wenn er herunter kommt, so sagt ihm, er solle unsere Zimmer aufräumen; Ihr habt dann eine Mühe um uns weniger, Anton!

Anton versprach den Befehl auszurichten, und die

drei Herren wendeten sich der Kirche zu. Bevor der Baron seine Gäste hineinführte, mußten sie die wunderbar schönen, phantastischen Verzierungen des byzantinischen Portals bewundern, all' die reiche Mannichfaltigkeit von Windungen und Verschlingungen und Schnörkeln, wodurch die alten Künstler der karolingischen und der auf sie folgenden Epochen aus ihren Linien eine ganze Welt von anmuthigen Formen zu zaubern wußten. Dann betraten sie die Kirche selbst. Sie stand leer und verödet seit vielen Jahren, seitdem Ettelrodt, die ehemalige Abtei, in Kriegszeiten von den geistlichen Bewohnern verlassen und dann vom Landesherrn veräußert worden war, um mit dem Erlöse ein Jesuitencolleg in der Hauptstadt zu gründen. Nur die ewige Lampe brannte auf dem Chor, in Folge einer alten, unangetasteten Stiftung. Und der künstlerische Schmuck des Gebäudes war geblieben, die gemalten Scheiben, die prachtvollen steinernen Ritterbilder, welche auf den Grabsteinen ausgestreckt lagen oder aufrecht an den Wänden standen, die Malereien aus urältester Zeit, aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, im Chore. Der Baron hatte mit Vorliebe für die Erhaltung gesorgt. Er erklärte jetzt mit großer Ausführlichkeit die Wappen, die Inschriften. Er wußte anziehende Daten, merkwürdige Lebensumstände, eigen-

thümliche Züge von allen Denen, die hier im Schutz der geweihten Hallen dem endlichen Gerichte entgegenschliefen. Wenn man dem alten beredten und gelehrten Manne so zuhörte, so fühlte man sich den Bürger eines längst verschwundenen Jahrhunderts. Er kannte die alten Kunstanschauungen, die tiefsinnige Symbolik der Architektur, die dunklen gnostischen Beziehungen der Ornamente, und so wußte er mitten hinein zu versetzen in die Zeit, in welcher der Menschengeist in seiner ganzen dichterischen Fülle aufgeblüht ist, wie nie vorher, nie wieder!

Und das ist Alles jetzt dahin und vorüber, fiel Montmorin, von diesem Eindruck bewegt, ihm einmal in die Rede — Alles, Alles verschwunden. Nur in den alten Kirchen allein tauchen noch die Spuren eines vergangenen Lebens und einer verschwundenen Gesellschaft um uns auf. Es ist, als ob die Generationen, welche vor uns waren, den kommenden Sturm ahnend, theure Erinnerungen in die Kirchen getragen hätten, um sie im Schutze eines heiligen Asyls zu bergen und zu retten!

Und werden sie da geborgen und gerettet sein? warf der Prinz wie zweifelnd dazwischen.

Nun, ich denke, daß man d i e s e Stätten wenigstens als gefestet betrachten darf.

Der Prinz zuckte die Achseln.

Haben Sie nicht selbst, sagte er, auf dem langen Wege, den wir aus Frankreich bis hierher zurücklegten, es gesehen, haben Sie nicht erschüttert die Wahrnehmung gemacht und mir ausgesprochen, daß die Zerstörung von Meile zu Meile sich ihre Etappenorte angelegt habe? Der Gedanke des Jahrhunderts hat seine Reise durch die Welt gemacht und Ruinen sind seine Fußstapfen. Hier ist es ein Schloß, dort eine Abtei, hier eine volksthümliche Genossenschaft, dort eine edle Sitte aus alter Zeit, ein altes Recht, eine freisinnige Einrichtung. Alles ist verbrannt, demolirt, aufgehoben, verboten. Glauben Sie, daß Etwas stehen bleiben werde, in dieser Welt, welche nichts will, nichts liebt als Schutt und Trümmer? Die, weil sie mit dem weißen Kalkstaub ihrer Abbrucharbeiten bedeckt ist, sich mit Weisheit bedeckt glaubt? Was steht da noch fest? Nichts!

Es ist in der That wahr, sagte der Freiherr, daß in die flutende Bewegung, in welche der öffentliche Geist gerathen, sich eine seltsame Erbitterung wider Alles, was fest ist, mischt! Es genügt, daß ein Ding den Charakter der Festigkeit beanspruche, um die Massen gegen sich empört zu sehen. Besitzt irgendwo eine Genossenschaft, eine Familie, ein Mensch einen festen

Boden unter den Füßen, eine Gewähr freier Selbstbestimmung, eine Bürgschaft für die Zukunft — er kann sicher sein, daß man kommen wird, sie ihm zum Verbrechen zu machen und den Boden unter seinen Füßen zu zerschlagen.

Und das Ende all' unserer Civilisation wird sein, daß wir geistig zu Hunnen oder Kalmücken werden! rief der Prinz aus.

Das müssen Sie uns erklären! sagte Montmorin.

Da der Prinz schwieg, bemerkte der Freiherr lächelnd: Insofern sie Nomaden sind und immer aufs neue ihre Zelte und Wohnungen abbrechen; so sind auch wir beständig beschäftigt, die Gesetze und Einrichtungen, die wir eben als Wohnungen, in denen die Gesellschaft sich einquartieren soll, aufgeschlagen haben, wieder abzubrechen und anders aufzuschlagen. Das ist freilich denn ein moralischer Nomadenzustand.

Bis der Freiherr mit seinen Erklärungen und Erzählungen die Runde durch die Kirche gemacht hatte, mochte beinahe ein Stunde verflossen sein.

Jetzt müssen Sie nur noch mit mir in die Sacristei treten und die alterthümlichen Schränke mit ihren Schnitzarbeiten ansehen, sagte er endlich; dann sollen Sie frei sein, Prinz — denn ich sehe Ihnen an, ich habe Sie müde gemacht.

O nein, durchaus nicht, versetzte der Prinz mit höflichem Eifer, aber doch eine kleine Anwandlung von Gähnen zu unterdrücken genöthigt — gehen wir in die Sacristei zu den alten Schränken!

Der Freiherr ging den Andern um ein Paar Schritte vorauf und trat, nachdem er eine kleine Rundbogenthür geöffnet hatte, zuerst über die Schwelle der Sacristei; aber rasch und plötzlich machte er eine Bewegung zurück.

Worüber erschrecken Sie? fragte Montmorin, der sich zunächst hinter ihm befand.

Mein Gott! sagte Baron Hardach, die Farbe wechselnd. — Sehen Sie einmal!

Er deutete durch die schmale geöffnete Thür; gerade ihr gegenüber lag das breite Fenster der Sacristei, das auf einen freien Anger hinausging. Auf diesem Anger erblickten Montmorin und der Prinz augenblicklich den Gegenstand, der den Freiherrn so plötzlich erschreckt hatte. Es waren zwei Reiter von der „Nationalgendarmerie", die hier hielten, ihre Carabiner in der Hand und wachsam um sich schauend.

Zurück, treten wir zurück! sagte der Freiherr leise.

Das gilt uns! murmelte der Prinz zornig zwischen den Zähnen.

Lassen Sie uns vor allem die Thür der Kirche schließen! flüsterte Montmorin rasch.

Der Freiherr eilte dorthin; während er damit beschäftigt war, die Schlüssel aus dem Thor der Kirche abzuziehen und dann von innen zu schließen, sagte Montmorin zum Prinzen:

Die Gebäude werden umstellt sein: man wird sie durchsuchen nach uns und — o mein Gott — wenn man uns nicht findet, wird man unsere Sachen, unsere Schriften —

Man wird auch uns finden! versetzte der Prinz tonlos — glauben Sie, daß man nicht in die Kirche dringen wird?!

Wir müssen uns unsichtbar machen, uns verbergen — der Baron sprach, glaub' ich, vorher von einer Gruft — retten wir uns zu den Todten vor den Lebendigen!

Der Prinz setzte sich, ohne zu antworten, in eine der Kirchenbänke und stützte das Haupt auf den Arm.

Es hilft uns nicht! sagte er. Wir werden verloren sein. Lassen Sie uns den festen Entschluß fassen, nicht von hier zu weichen. Nein, Montmorin, setzte er mit leidenschaftlichem Auffahren hinzu — ich lasse mich nicht wieder in ihre schrecklichen Kerker

schleppen! O Gott, o Gott, nur das nicht! Lieber den Tod! Lieber lasse ich mich in Stücke hauen — an der Schwelle des Altars, wenn sie es wagen!

Der Freiherr kehrte mit den Schlüsseln zurück.

Wo bleiben wir? Haben Sie kein Versteck, keine Gruft, die uns verbergen kann, die wenigstens Raum bietet, um den Prinzen aufzunehmen?! rief Montmorin ihm halblaut entgegen.

Der alte Mann schüttelte das graue Haupt mit den bleichgewordenen Zügen.

Die Gruft ist längst zugemauert! sagte er.

Montmorin überflog wie hastig suchend mit den Augen das ganze Gebäude.

Nirgends? nirgends? stammelte er wie außer sich.

Fassen Sie sich, Montmorin! sagte der Prinz. Wenn wir enden sollen, so wollen wir es mit Ruhe und Fassung. Ihrer wird man ja ohnehin schonen: und ich — o ich hänge nicht am Leben, glauben Sie mir das, setzte er mit bitterm schmerzlichem Lächeln hinzu. Man hat dafür gesorgt, daß ich es wohlfeil gebe! Es ist mit Galle getränkt — es ist nichts als eine lange Qual gewesen! O, Montmorin, wenn Sie wüßten, wie es mir zur Last ist und wie müde ich bin!

Nein, nein — ich muß, ich muß Sie retten! rief

Montmorin. — Wer an Sie die Hand legen will, der muß erst mich tödten, das wissen Sie —

Vielleicht nimmt man ohnehin, in diesem Augenblick gerade, Alles, wovon meine Rechte, meine Existenz, meine letzten Hoffnungen abhängen, fiel Louis Charles ein: soll ich bangen, daß man mir nachher auch das werthlos gewordene Leben raubt? Nein, Montmorin — und Sie, Sie sollen sich nicht aussetzen — ich verbiete es Ihnen. Ich bin Ihr König! Gehorchen Sie mir. Es ist das erste und letzte mal in meinem Leben, daß ich Ihnen den Herrscher zeige. Gehorchen Sie!

Eine hohe Röthe flammte auf dem Gesicht des Prinzen, während er so sprach. Er war aufgesprungen und ging dem Hauptaltar der Kirche zu.

Am Altare mögen sie mich erwürgen, rief er aus. Mögen sie das Blut eines Königs, den sie verspotten, auf dem Altare eines Gottes vergießen, den sie verachten. Kann es eine bessere Weise für mich geben, zu fallen?! Wer weiß, vielleicht weckt eine solche That den schlummernden Gott und zieht sein Auge endlich auf alles Das, was hier unten auf dieser glücklichen Erde geschieht!

Aber sind wir denn schon unrettbar verloren — kann denn dies Alles nicht eine andere Bedeutung

haben? Ist nicht ein Ausweg mehr gelassen? fiel der Freiherr hier ein, und gleich darauf, nachdem er so eine Hoffnung zu erwecken gesucht hatte, schlug er die Hände zusammen und rang sie, selbst hoffnungslos.

Kommen Sie da hinauf, hinauf! sagte er dann und deutete mit der Rechten hastig nach der Bühne, wo früher die Orgel sich befunden hatte. Es führt von dort oben eine Treppe auf die Dächer — wir können von da aus durch die Dachfenster Alles übersehen — vielleicht nimmt auch dort irgend ein dunkler Winkel Sie als Versteck auf . . .

Der Prinz blieb stehen, als die beiden andern Männer sich zum Gehen wandten; Montmorin erfaßte ihn am Arme und führte ihn halb willenlos an das entgegengesetzte Ende der Kirche, und dort die schmale und steile Holzstiege zur Orgelbühne hinauf.

Während sie emporstiegen, tönte Pferdegewieher von einer andern Seite her.

Das kommt von der Seite des Hofes! flüsterte der Freiherr; es ist wahr — das Haus scheint von allen Seiten umstellt. Aber kommen Sie — vielleicht denken sie nicht an die Kirche. Meiner Leute bin ich sicher. Sie haben ihre Weisungen für einen solchen Fall. Verrathen wird Sie Keiner. Hinauf, hinauf!

Während die drei Männer so sich auf das Dach

der Kirche hinauf flüchten, wollen wir uns nach den Vorgängen umsehen, welche draußen, außerhalb des Gebäudes, stattgefunden haben, in dem der Freiherr unterdessen so sorglos und ruhig seine Gäste umherführte und unterhielt. Wir müssen zu dem Ende vor allem zuerst Ulrich Spangenberg aufsuchen.

Zwölftes Capitel.

Der Fang.

Es war bereits ziemlich spät, als Ulrich in seiner kleinen geweißten Mansardenkammer, die ihm von dem Kammerdiener als Schlafstätte angewiesen worden, erwacht war. Er kleidete sich deshalb hastig an und stieg die Treppen in das untere Stockwerk hinab, um sich nach seinen neuen „Herren" umzusehen, denen es hohe Zeit geworden, ein Zeichen der Dienstbeflissenheit zu geben. Auf dem großen Gange, der durch den mittleren Stock des Gebäudes lief und zu den verschiedenen Zimmern der Herrschaft und ihrer Gäste führte, zeigte sich ihm große Lebendigkeit. An einem Ende stand der Jäger in gestreifter Zwillichjacke und klopfte Kleider aus. Auf dem andern tauchten, mit dem classischen Attribute des Besens versehen, die Umrisse der Rückseite der lockigen Jungfer aus einer offenstehenden Thür auf, durch welche die helle Morgensonne durch

eine Wolke von Staub in den Gang schien. An dem Treppengeländer aber stand der Herr Kammerdiener und führte, über die Brüstung gelehnt, eine Unterredung mit einem Individuum in der Tiefe, welches sich durch das sehr vernehmliche Organ bald als die Köchin erwies, die wegen eines wichtigen culinarischen Problems jetzt, wo die Zuflucht zur Entscheidung der Hausfrau ihr fehlte, den Rath des erfahrenen Kammerdieners in Anspruch nahm.

Als Ulrich auf dem Gange erschien, wurde er mit einem lauten Gelächter empfangen.

Nun, der hat gut ausgeschlafen! rief der Jäger aus. — Ihre Herrschaft läßt Ihnen viel schöne Empfehlungen sagen und wenn Sie geruht hätten, herunter zu kommen, möchten Sie gefälligst hier in den Zimmern aufräumen — schauen Sie her, Monsieur Ulrich — da wohnt Monsieur Jean, und hier dahinter ist das Zimmer von Monsieur Charles — bei diesen Worten warf der Jäger lachend eine Thür auf und dann, durch ein geräumiges Zimmer, welches die Aussicht auf den Garten und den See bot, schreitend, öffnete er eine zweite.

Hier, fuhr er fort, hat Monsieur Jean befohlen, sollen Sie auskehren, die umherliegenden Stiefel und Kleider putzen und sauber aufräumen.

Ist er endlich aus den Federn? schrie hier von unten her die Stimme der Köchin — sagen Sie ihm, er soll gleich herunter kommen, ich kann den Kaffee seinetwegen nicht länger warm halten!

Gieß' Sie Ihren Kaffee wohin Sie mag! rief Ulrich, durch so viel Höflichkeit gerührt, die Treppe hinunter, und dann sich wieder an den Jäger wendend, sagte er sehr barsch:

Ist denn Monsieur Jean nicht da, mir das selbst zu sagen, was er von mir gethan wünscht?

Nein, antwortete der Jäger, der Herr Baron und Seine Monsieurs sind eben hinüber in die Kirche gegangen, wo der Herr ihnen die Grabsteine und alten Bilder und was sonst da zu sehen ist, zeigt und explicirt. — Wenn Er fertig ist, soll Er die Zimmer sorgfältig wieder verschließen, hört Er?

Mit diesen Worten ließ er Ulrich stehen und wandte sich zu seiner Arbeit zurück.

Gesindel! murmelte Ulrich zwischen den Zähnen, als er wieder in die Zimmer trat, welche der Jäger vor ihm aufgeschlossen hatte. — Sie haben unterdeß gemerkt, daß ich ihres Gleichen bin und nun glauben sie mich wie einen Lump behandeln zu können. Ja, sie kennen ihres Gleichen!

Sein reizbarer Ehrgeiz war empört über die Art

und Weise, wie er in seinen Dienst eingeführt wurde; und wenn noch etwas an seinem festen Entschlusse gefehlt hätte, sein Versprechen rücksichtslos zu halten, so war er jetzt vollständig in der Stimmung, um etwas auszuführen, was ihn der fatalen und demüthigenden Rolle, die er hier zu spielen hatte, für immer enthob.

Dich putz' ich einmal und dann nicht wieder, sagte er, einen staubigen Männerstiefel aufnehmend — vielleicht, setzte er hinzu, auch gar nicht! und warf die zierliche französische Arbeit verächtlich in die Ecke.

Er blickte sich in den beiden Zimmern um; mit den Augen suchte er den Gegenstand, nach welchem er ausgesandt war. In welchem dieser verschlossenen Möbel barg sich die Kassette? In diesem rundbauchigen Schreibpult, das im ersten Zimmer, dem, welches „Monsieur Jean" bewohnte, den Raum zwischen den beiden Fenstern einnahm? Oder in der altfränkisch geschweiften Kommode mit vergoldeten Löwenklauen, welche neben dem Bette im Zimmer von Monsieur Charles stand? Verschlossen waren sie beide und stumm, als ob sie irgend ein kostbares Geheimniß durch Schweigen hüten müßten, sahen die schweren alterthümlichen Figuren auch aus! In einer steckte sicherlich, was Ulrich suchte. Es fragte sich nur:

mußte er falsche Schlüssel gebrauchen oder Schlösser erbrechen, um — so faßte Ulrich jetzt ja seine Aufgabe — Das wieder an sich zu nehmen, was man ihm genommen? Er durchstöberte jedoch erst und bevor er sich diese Frage überlegte, die Winkel, forschte nach Eck- und Wandschränken; es waren aber keine besondern Verstecke da, schien es; die Kassette mußte also wirklich in einem der beiden verschlossenen Möbel verborgen sein. — Und doch, wenn Ulrich sich lebhaft die Gestalt der Kassette vergegenwärtigte, kam es ihm vor, als ob sie zu hoch sei, um in den Schubladen der Kommode oder unter der rundbäuchigen Rolle des Schreibpults Platz zu finden. Er zögerte deshalb immer noch, Hand an die Eröffnung dieser Möbel zu legen. Während er so stand und noch einmal seine spähenden Blicke durch die beiden Zimmer irren ließ, blitzte ihm Etwas plötzlich ins Auge — es war oben auf dem runden Himmel, welcher den Vorhang um Monsieur Charles' Lager trug. — Dieser Betthimmel bestand aus einer geschnitzten Krone und über den kleeblattartigen Zacken dieser Krone sah ein hellbraun polirter glänzender Rand von Etwas hervor — Ulrich's Herz hatte gepocht, während er so gesucht hatte, aber es klopfte jetzt doppelt stark; er griff nach einem Tische, um ihn vor das Bett zu rücken und rasch

darauf zu steigen — aber er besann sich und rückte den Tisch wieder an seine Stelle. Nur ruhig und vorsichtig! sagte er halblaut und verließ seinen Platz, um zu sehen, ob er keine Störung zu gewärtigen habe. Als er die Thür, die aus Montmorin's Zimmer auf den Gang führte, öffnete, hörte er die Stimme des Jägers von unten her rufen:

Mamsell Jeannette! Mamsell Jeannette!

Mamsell Jeannette ließ ihr staubaufrührendes Instrument augenblicklich auf den Boden fällen und schlürfte mit eiligem Schritt an das Treppengeländer.

Was gibt es, Anton?

Ich muß der Köchin die Reusen aufnehmen, Jeannette; wollen Sie mit in den Kahn?

Statt aller Antwort fuhr die lockige Zofe mit dem Zeigefinger unter ihre Fußsohlen, zog die niedergetretenen Ränder ihrer Schuhe in die Höhe und flog die Stiege hinab.

Ulrich lauschte noch eine Weile. Es war oben im Hause Alles still geworden; jetzt erstarb auch unten jedes Geräusch; die Fliegen, welche man an den Kalkwänden des Corridors entlang summen hörte, schienen die einzigen Bewohner des großen Gebäudes zu sein. Ulrich trat in die Zimmer, aus welchen er gekommen, zurück. Durch die Fenster blickend, konnte

er hier die Gesellschaft unten im Garten daher wandern sehen, das ganze Viergespann der getreuen Leibdienerschaft, wie sie dem See zuschritt, um die erfreuliche Abwesenheit der Herrschaft mit einer kleinen Wasserfahrt in der Gondel zu feiern — unter dem vortrefflichen Vorwande, dem Jäger bei dem Aufnehmen der Reusen zu helfen!

Ulrich war also ganz allein in dem großen Gebäude — freilich mußte noch Herr Brendelbein irgendwo stecken; aber da nirgends eine Spur seine Anwesenheit verrieth, schien auch keine Gefahr von ihm zu besorgen. Er hockte wol irgendwo in einem stillen Stübchen und führte Wirthschaftsbücher oder summirte Holzrechnungen durch. Jedenfalls sah Ulrich Niemanden, der sich ihm entgegenstellen konnte, wenn er jetzt das Herrenhaus von Ettelrodt verließ und durch den Garten, das offene Gitterthor und die Allee am See entlang davon ging. Nur in der Allee hatte er sich zu hüten, daß die Reusen aufnehmende Wasserpartie ihn nicht ergatterte und seinem Abzuge Schwierigkeiten in den Weg legte.

Er machte sich also augenblicklich und ohne weiteren Zeitverlust ans Werk. Der kleine Waschtisch am Fenster ward an das Bett gerückt, Ulrich sprang hinauf, streckte sich auf den Zehen und erreichte so

ohne Anstrengung den Gegenstand hinter den Zinken der Krone auf dem Betthimmel: es war richtig dieselbe Kassette, die er getragen, das L. d. N. darauf, verschlossen zwar immer noch, aber jetzt unversiegelt. Er schlug ein Tuch umher, nahm sie unter den Arm und eilte nun rasch in die Stube zurück, welche ihm als Schlafkammer gedient hatte, um Mütze und Reisestock und was er sonst an Kleinigkeiten noch da liegen gelassen, an sich zu nehmen. Von dort aus konnte er zugleich den nach hinten hinaus liegenden Oekonomiehof überschauen und spähen, ob von dieser Seite ihm keinerlei Gefahr drohe, angehalten zu werden. Er nahm nichts wahr als einen nacktbeinigen Buben, der sich damit erlustigte, einer gluckſenden und kreischenden Henne grausam die reinsten Mutterfreuden zu trüben, indem er nach ihren piepsenden Küchlein haschte. Daneben ging eine Heerde halbwüchsiger Ferkel sich selbst überlassen ihrer idyllischen Genußsucht nach und vertiefte sich in die schlammige Grundlage aller ökonomischen Praxis. Das gesammte Ackergesinde mußte draußen beschäftigt und zerstreut sein.

Aber es war nicht zu erwarten, daß ein von zahlreicher Einwohnerschaft eingenommenes Landgut lange so vollständig verlassen und verödet dastehen werde, als sei es irgend ein meertangumzogenes Giebelhaus

in der versunkenen Veneta. Ulrich mußte eilen. Er flog die Treppe hinunter, indem er je zwei Stufen übersprang. So kam er unten in den geräumigen Hausflur, der ihm zur Rechten durch die große Eingangsthür auf die Gartenterrasse, zur Linken durch eine correspondirende Thür auf den Oekonomiehof führte.

Hier unten jedoch war Ulrich eine überaus unangenehme Ueberraschung vorbehalten.

Er vernahm nämlich Schritte, welche draußen die aus dem Garten auf die Terrasse emporführende Treppe heraufkamen; rasch sich hinter die Ecke der Stiege drückend, warf er einen scheuen Blick durch die offenstehende Thür und — vor ihm tauchte das unerwartetste, das ihm fatalste aller Gesichter mit gespannten Zügen und spähendem Ausdruck über der obersten Stufe jener Gartentreppe auf — es war das kühnblonde Haar, das wasserblaue Auge, die blühende Wange des Richters am Tribunal Criminel des Departements, Herrn Cornelius von Scherfluoth!

Der Ankommende war in einem nicht uneleganten Reiseanzug, etwas bestaubt, und hatte einen schweren Stab von Zuckerrohr, der klirrte, als ob eine Klinge darin geborgen, in der Hand. Er schien, nach den gerötheten und zugleich unruhig bewegten Zügen zu schließen,

entweder sehr aufgeregt oder nicht ganz in voller Gemüthsruhe über die Aufnahme, welche ihm in dem Hause entgegenkommen werde, das er im Begriff stand, mit seiner Gegenwart zu beehren.

Ulrich war mit der Behendigkeit einer Eidechse zur Seite gesprungen, um nicht gesehen zu werden; jetzt flog er die Treppe so rasch wie er gekommen wieder hinauf, schob die Kassette in einen offenstehenden Wandschrank, der auf dem obern Gange angebracht war, und der zur Aufbewahrung von Bürsten und anderm Kleiderreinigungsmaterial benutzt wurde, zog den Schlüssel ab und dann blieb er stehen, um zu überlegen, was jetzt zu thun sei. Dieser Cornelius von Scherfluoth kam sicherlich um seinetwegen hierhin — das schien ihm mit Recht über allem Zweifel erhaben. Er durfte sich ihm deshalb keinenfalls zeigen — aber war es möglich, ihm zu entgehen? War nicht Alles, fragte Ulrich sich jetzt im ersten Erschrecken, eine abscheuliche, abgefeimte Spitzbüberei, Alles Erdichtung und Lüge, was die Dame im Verhörzimmer ihm vorgeredet und verhießen — nur von seinem Verhörrichter ersonnen, um ihn als Spürhund nach der Kassette zu gebrauchen und dann damit abfangen zu können? Wozu war dieser unausstehliche Mensch sonst hier — ihm so nah auf den Fersen? Er hätte aus Wuth,

so das Spielzeug durchtriebener Ränke zu sein, mit dem Fuße auf den Boden stampfen mögen, hätte er es gewagt, aus Furcht sich zu verrathen. Doch seine Faust ballte sich, seine Lippen preßten sich zusammen, und er war nahe daran, Thränen der Wuth zu weinen.

Aber, murmelte er zwischen den Zähnen, Ihr habt mich doch noch nicht! und wenn auch Weg und Steg mit Euern Helfershelfern besetzt ist, Ihr sollt mich doch nicht packen!

Da fiel ihm ein, daß die fremde Dame, welche seine Retterin geworden und in deren Auftrag er handelte, ihm ja selbst die Möglichkeit, daß Cornelius von Scherfluoth ihn überwachen und verfolgen werde, in Aussicht gestellt, daß sie ihn vor seinem Inquisitor gewarnt hatte. Es ist ja wahr — sagte er sich — sie sah es voraus! Also nur ruhig — nur vorwärts ... jetzt gerade setz' ich's durch — ich will ihr mein Wort halten, es mag Alles kommen und gehen wie's will! —

Er hörte in diesem Augenblicke die Schritte des Herrn von Scherfluoth unten auf den Platten des Hausganges tönen und ein lautes: Bon jour des Ankommenden, der, da er Niemanden sah, so seine Anwesenheit ankündigte. Es war ein eigenthümliches

Gefühl, womit Ulrich diese Stimme und das Organ wieder hörte, welches ihn an die peinlichsten, in der Hölle der Verhörstube zugebrachten Stunden seines Lebens erinnerte. Haß, Angst und Bitterkeit lag in dem Gefühle, das ihn bei dem Tone dieses Organs durchrieselte!

In demselben Augenblick vernahm er noch ein Geräusch, welches seinen Gedanken plötzlich eine bestimmte Richtung gab. Es war ein Hüsteln, welches schwach und gebrochenen Tones vom Ende des Ganges her zu ihm herüberscholl. Leise auf den Zehen eilte er augenblicklich der Thür zu, hinter welcher dieses Zeichen von der Anwesenheit eines lebenden Wesens hervorgekommen schien. Er öffnete sie und sah zu seiner Freude, ganz wie er vermuthet hatte, Niemand anders als den Herrn Brendelbein vor sich sitzen, an einem Tische über Wirthschaftsbücher und Scripturen gebeugt, das glänzend kahle Rund seines phrenologisch denkwürdigen Schädels dem Eintretenden zukehrend und aus einer alten Pfeife eine starke Atmosphäre von Tabacksdampf um sich verbreitend.

Herr Brendelbein!

Der Schreiber sah mürrisch in die Höhe, aber als er Ulrich gewahrte leuchtete eine helle Freundlichkeit in seinen lebhaften Augen auf, aus denen die Ver-

trautheit des schnell geschlossenen Einverständnisses blitzte.

Was gibt's, was ist?

Ein fremder Herr ist unten — von den Domestiken ist Niemand da — bitte, empfangen Sie ihn — sagen Sie ihm, was Sie wollen, nur nichts von mir — und, hören Sie, auch nichts von den beiden Monsieurs — — ich verlasse mich darauf, nicht wahr, ich kann mich darauf verlassen?

Gewiß — das versteht sich, erwiderte Herr Brendelbein aufspringend — wessen Brot du ißt, dessen Lied sollst du krähen!

Ulrich verstand diese Antwort nicht im ersten Augenblick, begriff sie aber, als der Schreiber den Gürtel seines Schlafrocks fester ziehend, hinzufügte:

Meinen Sie denn, man wäre ohne seine Instruction vom gnädigen Herrn, wenn fremde und uneingeladene Besuche einrücken?

Desto besser — aber auch kein Wort von mir — senden Sie ihn fort, sobald Sie können!

Herr Brendelbein schlürfte rasch den Gang hinab, und die Treppe in den Hausflur hinunter, wo Cornelius von Scherfluoth sich jetzt bereits zwei mal herabgelassen hatte, auf gut deutsch: Guten Morgen und abermals guten Morgen, und zwar jedes mal mit be-

deutend gesteigertem Tone zu rufen, bis endlich von der Treppe beschwichtigend und besänftigend Herrn Brendelbein's:

Guten Morgen, allerdings guten Morgen, guten Morgen, mein Herr — was steht Ihnen zu Diensten? herabtönte.

Ulrich vernahm die weitere Unterredung, die jetzt folgte, nicht: er hörte nur, wie die Beiden in das nächste Zimmer eintraten.

Ulrich überlegte nun, was zu thun sei. Er durfte die Flucht nicht wagen, bevor er sich überzeugt, daß Scherfluoth nicht dafür gesorgt hatte, in einem solchen Falle, wenn er entwischen wolle, seiner habhaft zu werden. Aber er durfte auch nicht länger zögern, sich aus dem Staube zu machen, denn jeden Augenblick konnte die Dienerschaft von ihrer Seefahrt, oder gar, was noch schlimmer, die Herrschaft von ihrem Kirchenbesuch zurückkommen. Was war zu thun? jedenfalls war die Kassette zuerst in sichern Gewahrsam zu bringen, — das blieb die Hauptsache. Ulrich schloß deshalb den Wandschrank wieder auf, nahm seinen Schatz, wickelte sein Tuch herum und machte sich nun unhörbar auf die Socken. Ueber den Wirthschaftshof wollte er damit in eins der Nebengebäude, um dort seinen Raub unter Stroh, Heu, Reisig, oder

was er finde, zu bergen; dann konnte er gehen, um Kundschaft einzuziehen, ob seinem Entwischen etwa von Seiten der hohen Obrigkeit vorsorglich begegnet sei.

Er kam unaufgehalten nach unten, schlich mit heftigem Herzklopfen auf den Zehen an der Thür vorüber, hinter welcher er die Stimmen Scherfluoth's und Brendelbein's vernahm und gelangte auf den Hof. Mit langen Schritten stapfte er hier durch die Nachkommenschaft der erbosten Henne, durch die grunzende Schar der wühlerischen Ferkeljugend hindurch, dem offenstehenden nächsten Stallgebäude zu — aber im Augenblick, wo er es zu erreichen und in die Thür des Stalles zu treten im Begriff war, tauchte eine zweite Ueberraschung vor ihm auf, welche der ersten, die ihm an diesem Morgen durch die Erscheinung seines besondern geliebten Freundes, des edlen Republikaners Cornelius geworden, sehr wenig nachgab.

Ist denn heute hier vollständig der Teufel los!! murmelte er erblassend zwischen den Zähnen.

Er sah nämlich nichts Geringeres als eine ganze Cavalcade von vier Reitern in gestrecktem Trabe in das Thor des Oekonomiehofs einreiten; zwei derselben waren in Civiltracht, zwei andere aber trugen eine Uniform, und zwar eine Uniform, welche von allen schmucken und glänzenden Militärtrachten den wenigst

wohlgefälligen Eindruck, wenigstens auf das Gemüth eines unangenehm überraschten Individuums hervorzubringen pflegt, das gerade damit beschäftigt ist, heimlich mit einer Kassette durchzugehen. Sie trugen nämlich die Uniform von Gendarmen. Und um von vornherein anzudeuten, daß sie dieselbe heute nicht blos zum Staat angelegt oder etwa zu friedlichen Eroberungen nach der Taktik Philipp's von Macedonien, d. h. mit dem Gold in der Gestalt von Tressen auf ihrem zwiefarbigen Tuch, zogen diese Gendarmen ihre Säbel und blieben am offnen Hofthor halten. Die zwei andern Reiter kamen, ein paar Worte in französischer Sprache mit ihnen wechselnd, in die Mitte des Hofs geritten; dort winkte einer von ihnen, ein ältlicher Herr, Ulrich gebieterisch mit der Hand herbei, während der Andere, ein hochgewachsener, vornehm und stolz aussehender Mann, von straff militärischer Haltung, etwa in den Dreißigen stehend, einen prüfenden Blick nach dem Gebäude hinauf warf.

Ulrich hatte längst seine Kassette um die Ecke der Thür des Stallgebäudes, in welches er hatte eintreten wollen, geworfen; er durfte just noch hoffen, unbemerkt und ohne daß man den Gegenstand, den er verbarg, wahrnahm, es gethan zu haben. Jetzt trat er langsam auf die Reiter zu, denen er nicht

mehr entwischen konnte. Aber die Knie brachen unter ihm beinahe vor Schreck, während er die kurze Strecke Weges daherging. Um zu sich zu kommen und die Fassung wieder zu gewinnen, stieß er einen Fluch aus.

Der Teufel muß in dem verdammten Kasten stecken! murmelte er — nächstens rückt noch der Bonaparte selber mit allen seinen Mamluken und fouternden Schnapphähnen danach aus. Jetzt gilt's, sich durchzulügen.

Parlez-vous français? fragte der jüngere, seinem ganzen Wesen nach vornehmere der beiden Reiter, als Ulrich vor ihnen stand.

Ulrich schüttelte mit dem Kopfe.

Parlez avec lui, Bontemps!

Wer seid Ihr? fragte jetzt der ältere Mann, der Gensdarmenhauptmann Bontemps, deutsch, mit stark französischem Accent.

Ich bin Ackerknecht hier auf dem Hofe.

Ihr seht nicht so aus, als ob Ihr der Arbeit wegen hier wäret!

Ich habe mich angekleidet, um einen Botengang zu thun!

Wohin?

Nach dem nächsten Dorf.

Was sollt Ihr da?

Eine Magd abholen, welche heute in den Dienst tritt, versetzte Ulrich, ohne zu zögern.

Ist Eure Herrschaft zu Hause?

Nein.

Wo ist sie?

Diesen Morgen bei Zeiten fort, um einen Ausflug zu machen.

Wohin?

Das weiß ich nicht. Vielleicht in's Ahrthal.

Ihr lügt! sagte der Frager mit heftigem Tone, und Ulrich streng fixirend. Sie sind zu Hause!

Ulrich zuckte ruhig die Achsel.

Geht hinein und seht selber! sagte er.

Il ne ment pas, cet homme! — fiel der Andere ein — quand ils n'y sont pas, il faut les poursuivre à l'instant, avant qu'on ne les mette sur le qui vive!

Attendez un moment, Monsieur de Canillac! —

Es sind zwei Fremde hier im Hause?

Einen Augenblick vorher hätte Ulrich vielleicht noch sich bedacht, wie er diese Frage beantworten solle. In derselben Zeit jedoch, in welcher die beiden Reiter die französischen Worte mit einander wechselten, hatte er eine neue auf dem Schauplatz auftauchende Persönlichkeit wahrgenommen, welche seinen Gedanken

plötzlich eine neue Richtung gab und ihm blitzschnell einen Einfall eingab, den in dieser kritischen Lage auszuführen freilich Ulrich's ganze Verwegenheit nöthig war.

Er sah nämlich durch das offene Hofthor und zwischen den beiden Pferden der dasselbe besetzt haltenden Gendarmen hindurch, hinter einem dicken Wallnußbaum einen Kopf mit schwarzem struppichtem Haar sich vorbeugen und ein Gesicht auftauchen, in dessen Zügen sein scharfes Auge den Ausdruck einer ängstlichen und sorglichen Beobachtung Dessen, was auf dem Hofe vorging, wahrnahm: dieses Gesicht aber war kein anderes als das des, Ulrich nur zu wohl bekannten und aufs beste empfohlenen Herrn Secretärs Dommermuth.

Herr Dommermuth also war auch da — sicherlich im Gefolge des Herrn Cornelius und als dessen Reserve zurückgeblieben — und zwar war Herr Dommermuth augenscheinlich beflissen, ganz incognito da zu sein, denn sonst hätte er nicht hinter dem Wallnußbaum zu hocken und ängstlich dahinter hervorzuschauen brauchen. Cornelius von Scherfluoth und Dommermuth waren aber, das durfte Ulrich ja auch mit Sicherheit annehmen — mit ihren Anschlägen zu sehr unter einem Hut und brüderlich gesellt, als daß, wo nicht der eine

sich zu verbergen strebte, auch der andere Grund dazu haben mußte. Es war mithin klar — diese beiden wackern Männer waren, unabhängig von dieser bewaffneten Cavalcade, um ihrer eigenen Plane und Absichten willen da.

Der kleinere, ältere der beiden Herren, welche ihn im Verhöre hatten, wandte sich unterdeß wieder zu Ulrich und sagte in einem Tone, in welchen er augenscheinlich mit polizeilicher Väterlichkeit milden Zuspruch und gewinnende Ueberredung zu legen strebte:

Wir fodern die Wahrheit von Euch, mein Freund: wir kommen im Namen des Gesetzes — Ausflüchte würden Euch eine harte Strafe zuziehen. — Dagegen sollt Ihr reich belohnt werden, wenn Ihr der Justiz behülflich seid, ein paar gefährliche Menschen aufzuheben; auch würde Euer Leugnen zu nichts helfen, denn wir sind wohl unterrichtet und der Hof ist auf allen Seiten umstellt. Also, nicht wahr, Ihr gesteht es, es halten sich zwei Fremde hier im Hause auf?

Ulrich blickte augenblinzelnd den Frager an und nickte mit dem Kopfe: er sah noch einmal die hervorragendsten Theile des Dommermuth'schen Hauptes, nämlich die Nasenspitze und den untern Ausläufer der ganzen Formation, das kühn vorstrebende Kinn, vorsichtig hin-

ter dem Stamm des Wallnußbaumes im Hintergrunde der Scene hervorlugen.

Ein älterer, stark gebauter Mann in den vierzigen und ein jüngerer, fragte der Gendarmenoffizier weiter.

Ulrich nickte abermals.

Der jüngere ist schlank gewachsen, blond von Haaren —

Ja wol! sagte Ulrich — sehr blond von Haaren.

Sind sie noch hier? Sind sie im Hause anwesend?

Ich glaube, versetzte Ulrich kaltblütig und fest, der ältere der beiden Herren, nach denen Sie fragen, steht dort. —

Wo?

Dort — er hat sich eben hinter dem Wallnußbaum versteckt.

Ah qu'est-ce qu'il dit, Bontemps? warf der andere Reiter — Monsieur de Canillac — lebhaft ein.

Il est là! versetzte sein Gefährte, durch das Hofthor deutend.

Lui-même?

Non — Montmorin!

Damit warf er hastig das Pferd herum, winkte den Gendarmen und sprengte, von ihnen gefolgt, auf den bezeichneten Wallnußbaum fort. Der Stamm

war im Augenblick von den drei Reitern umzingelt, Herr Dommermuth trat in ganzer Figur hinter dem Baume hervor — Ulrich hörte lauten Stimmenwechsel, ohne die Worte, welche gesprochen wurden, verstehen zu können — Alles, was vorging, war ohnehin unschwer wahrzunehmen — Herrn Dommermuth's Ueberraschung mußte groß, überwältigend und niederschmetternd sein, er stand da, eifrig mit den Armen fechtend und gesticulirend, während einer der Gendarmen aus dem Sattel gesprungen war und ihn fest am Rockkragen gefaßt hatte; der andere hielt seinen Carabiner mit gespanntem Hahn auf ihn gerichtet.

Herr von Canillac, der Adjutant des Ersten Consuls, hatte dem andern Offizier und den Gendarmen nach dem Orte, wo die Verhaftung stattfand, folgen wollen — aber bevor er das Hofthor erreicht, war seine Aufmerksamkeit von der dramatischen Scene unter dem Wallnußbaum ab- und einer andern Erscheinung zugelenkt worden.

Der kleine nacktbeinige Bube, welcher vorhin für seinen jugendlichen Thatendurst im Kampf mit der unglücklichen Henne Befriedigung gesucht, hatte nämlich eine Weile erst die Reiter, die so plötzlich auf dem Hofe von Ettelrodt aufgetaucht waren, angestarrt, dann aber und während die Fremden mit Ulrich rede-

ten, war er ins Haus gesprungen, die große Mär von dem Eintreffen von Soldaten und Reitern zu verkünden. Das Gesindezimmer war leer, Niemand war in den Gängen und auf den Treppen. Der Kleine begann laut zu rufen — nach dem Jäger — nach der Jeannette — nach dem Herrn Kammerdiener — immer vergebens, bis endlich Herr Brendelbein die Thür des untern Empfangzimmers aufriß und heraustrat. Der Junge schoß nun mit seiner Meldung herbei, Herr von Scherfluoth hörte sie ebenfalls, und Beide kamen heraus und schritten der offenen Hinterthür, welche in den Hof führte, zu. Hier erschien die Gruppe, der blonde Cornelius, die charakteristische Gestalt des Herrn Brendelbein im Schlafrock und, ängstlich zwischen ihnen durchlugend, der kleine barfüßige Alarmschläger, gerade in dem Augenblicke auf der Schwelle der Thür, in welchem Herr von Canillac, um seinem Gefährten Bontemps beizustehen, den Hof verlassen wollte. Der Adjutant wandte jetzt augenblicklich wieder sein Pferd.

C'est l'autre?! rief er, auf Cornelius deutend, schnell und heftig Ulrich Spangenberg zu.

Ulrich raffte all' sein Französisch zusammen.

Oui, c'est l'autre! antwortete er fest und bestimmt und ohne eine Miene zu verziehen.

Herr von Canillac hatte blitzschnell seinem Pferde die Sporen eingedrückt und in ein paar Galoppsätzen hielt er vor der Thürschwelle, auf der Cornelius stand.

Ah Monsieur, c'est-vous, c'est-vous en vérité! sagte er, überrascht, in Cornelius eine Physiognomie zu entdecken, die ihm bekannt war und die schon am Abende vorher im Wirthshause des Hauptmanns Bontemps Verdacht erregt hatte.

Oui, Monsieur, c'est moi! versetzte der junge Richter, etwas überrascht über den Ton des Franzosen, aber mit dem Ausdrucke von großer Würde, wie sie jenes unschätzbare Ding, das Amtsbewußtsein, verleiht.

Kennen Sie mich? setzte er hinzu.

Vollkommen! antwortete der Adjutant mit einer überaus höflichen Verbeugung. Ich habe diese große Ehre, und ich bedaure unendlich, daß ich im Dienste der Republik gezwungen bin . . .

O ich bitte sehr, fiel Cornelius von so viel Höflichkeit geschmeichelt, ein, ich stehe ganz zu Ihren Diensten.

Desto besser! sagte Herr von Canillac.

Sie bedürfen der Beihülfe meiner Autorität?

Der Adjutant schien im ersten Augenblicke diese Frage nicht zu verstehen.

Ach ja — Ihrer Autorität über den Grafen Montmorin, um ihn zu beruhigen — er widersetzt sich der Verhaftung! antwortete er dann.

Wer — wo ist der Graf Montmorin? Er soll verhaftet werden? Warten Sie, ich habe meine Richterschärpe bei mir!

Cornelius fuhr eifrig nach seiner Rocktasche, wohinein er zur Vorsicht das blauseidne Amtsattribut gesteckt hatte.

Man bringt ihn eben! erwiderte der Offizier, der sich im Sattel gewendet hatte und auf das Hofthor deutete, wo just die Gendarmen sichtbar wurden, zu Fuß, ihre Pferde am Zügel hinter sich führend, und ihren kostbaren Fang, den eifrig perorirenden und wetternden Dommermuth, den sie fest am Kragen hielten, zwischen sich. Capitän Bontemps kam zu Pferd mit gezogenem Säbel hinter ihnen drein.

Was ist das?! rief Cornelius aus und vergaß im Schrecken, weiter zwischen den übrigen Reisecommoditäten in seiner Tasche nach dem kleinen Seidenconvolut zu tappen — das ist mein Secretär, mein Herr!

Nun ja, Ihr Secretär oder wie Sie ihn nennen — sagte Canillac, und sich zu Bontemps wendend, rief er ihm entgegen:

Wer hätte es gedacht, daß sie es wirklich sind!

Habe ich Recht gehabt? versetzte triumphirend der Capitän.

Sie hatten Recht! antwortete der Adjutant des Ersten Consuls.

Mein Blick täuscht mich nicht — fuhr der Reiter fort, dicht herankommend — ich hoffe, Sie erinnern sich an der rechten Stelle dessen!

O gewiß! versprach Canillac, und sich zu Cornelius zurückwendend, sagte er:

Ich werde alle Rücksichten gegen Sie beobachten, die mir zu nehmen erlaubt sind!

Was werden Sie? fuhr der erschrockene Criminalrichter heraus.

Ihre Verhaftung wird ...

Meine Verhaftung?!

Nun ja — brauch' ich Ihnen das erst zu sagen, daß ich Sie im Namen des Gesetzes verhafte?

Mich?! Sie irren sich in mir — ich bin Beamter der Republik ...

Und ich, schrie Dommermuth, der in den letzten Augenblicken vor Wuth die Sprache verloren zu haben schien, jetzt dazwischen — ich bin auch Beamter der Republik und verlange auf der Stelle losgelassen zu werden.

Schweigen Sie! donnerte jetzt Herr von Canillac und wandte sich an Capitän Bontemps.

Lassen Sie ihn hereinführen, sagte er heftig und strenge, wir müssen eilen und zur Haussuchung schreiten.

Mehr sah und hörte Ulrich Spangenberg von der Scene nicht. Gleich darauf, nachdem er Herrn von Canillac jenes verrätherische Wort zugerufen, hatte er für gut befunden, zu verschwinden, um Cornelius nicht sichtbar zu werden, vor dessen Augen ihn das Pferd des Adjutanten verdeckt gehalten hatte. In dem Augenblicke, wo dieser sein Thier fortdrängte, der Hofthür, unter welcher der junge Richter stand, zu, hatte sich Ulrich gewendet und war in die Thür des Stallgebäudes geschlüpft, in welches er vorhin die Kassette geschoben hatte. Um den Thürpfosten lugend, war er nun Zeuge der beschriebenen Scene geworden, bis zu dem Augenblicke, wo Herr von Canillac durch einen energischen Befehl an den Tag legte, daß er strengere Maßregeln zu ergreifen im Stande sei und deren Ausführung mit dem besondern Zweck seiner Sendung vollständig verträglich halte. Durch einen zurückgeworfenen Blick sah Ulrich noch, wie Capitän Bontemps und einer der Gendarmen den protestirenden Cornelius mit kräftiger Armbewegung ins Innere

des Hauses schoben, wie Dommermuth vom andern Gendarmen ihm nachbefördert wurde und wie endlich Canillac selbst hinter ihnen drein ins Haus folgte, während der letzte Gendarm vor der Thür bei den Pferden zurückblieb. Im nächsten Augenblick war Ulrich aus dem Hofthor geschlüpft, seine Kassette wohlbehalten unterm Arm. Draußen unter den Bäumen, die die Einfahrt auf den Wirthschaftshof beschatteten, blieb er stehen, um zu recognosciren. Diese Einfahrt lag höher als die Allee, welche, dem See näher, auf den vor dem Herrnhause liegenden Garten zuführte; deshalb konnte er bequem das Terrain überblicken, bis zum See hinab. Der erste Gegenstand, auf den sein Auge traf, mahnte ihn daran, daß er noch nicht sich aller Vorsicht enthoben glauben dürfe: unten das Gartenthor hielten zwei berittene Gendarmen gerade so besetzt, wie vorhin das obere Hofthor, vor dem er jetzt stand, besetzt worden war. Er zog sich deshalb rasch hinter den buschigen Hollunder zurück, der neben dem Hofthore wucherte. Von dort half ihm anderes Buschwerk, das seinen Abzug verdeckte, bis er oben im Hochwalde war, der beinahe bis an die Ringmauern von Ettelrodt den Berghang, auf dem das Gut lag, niederstieg. Da oben angekommen, blickte er über die Wipfel der großen Allee fort, auf die Fläche des Sees

hinab. Er sah, wie die gesammte Wasserpartie, die sich drüben erlustigt hatte, jetzt aus allen Kräften dem Lande zuruderte, ohne Zweifel durch die zwei neuen unvermutheten Schildhalter vor dem wappengekrönten Thore ihrer Herrschaft aus ihrer Ergötzlichkeit aufgeschreckt. Als sie am Lande ankamen, war der Jäger der Erste, der hinaussprang; er duckte sich dann, benutzte klug eine Bodenerhöhung, die ihn vor den Augen der Wächter vor dem Gartenthore verbergen mußte, und eilte darauf fortwährend gebückt, zuweilen auf allen Vieren kriechend, davon, bis er zur Rechten hinter dem Gebäude der dort sich erhebenden Kirche verschwunden war.

Der hat entweder noch mehr Gründe als ich, mit der bewaffneten Macht keine persönliche Zusammenkunft zu wünschen — oder er geht, seine Herrschaft zu warnen, sagte Ulrich sich.

Er hoffte das Letztere, schon deshalb, weil es dazu diente, seine beiden geliebten Freunde im Schlosse desto länger in ihrer beneidenswerthen Situation zu erhalten. Auch konnte es ihm nur angenehm sein, wenn Monsieur Jean und Monsieur Charles möglichst lange von der Zurückkunft in ihre Zimmer abgehalten wurden, aus dem einfachen Grunde, weil dann jeden-

falls sein Verschwinden und sein Raub desto länger unbeachtet blieben.

So machte er sich denn mit seiner Beute jetzt ruhig auf den Weg, zunächst dem Hause seiner Freundin, der schmucken Wirthin zum blühenden Rosenstrauch, zu, von wo aus er die verabredete Botschaft dem Chevalier de Vistron zukommen lassen wollte — das war der Name, den „Frau von Clisson" auf einen Zettel geschrieben ihm mitgegeben hatte.

Heute habe ich Glück, sagte er vor sich hin, während er durch den Wald einen Pfad suchte und mit rüstigem Schritt hinter den Stämmen daherglitt — heute heißt es bei mir: Aug' um Aug', Zahn um Zahn! Habt Ihr mir diesen Kasten genommen, so nehm' ich ihn Euch wieder ... und Ihr beiden andern hinterlistigen, vermaledeiten, gottverfluchten Schurken — habt Ihr mich in Bande und Gefängniß gebracht, nun, so bring' ich Euch wieder hinein! Ihr wißt jetzt auch, wie's thut, gepackt, gestoßen, geknebelt und verhört zu werden! Und was diese Franzosen und Gendarmen angeht — hoffentlich unterlassen sie nicht, das ganze Haus Ettelrodt vom Speicher bis in die Keller zu durchsuchen und zu durchwühlen, um diesen Kasten hier zu finden, denn darum dreht sich doch der ganze Tanz. Wenn die beiden Mon-

sieurs dann zurückkommen und die Bescherung erfahren — müssen sie nicht natürlich schließen, der Kasten sei von den Gendarmen aufgefunden und mitgenommen? . . . An mich denkt Niemand . . . wahrhaftig, ich habe Glück heute!

Ulrich's Voraussetzung sollte sich wirklich buchstäblich erfüllen; schon sehr bald, nachdem er diese Worte vor sich hingemurmelt, wurden die beiden vor dem Gartenthore haltenden Gendarmen herbeigerufen, und nur ein Posten, der beobachtend auf der dritten Seite der Gebäude, jenseits der Kirche hielt, blieb an seiner Stelle. Als die andere Mannschaft sich beisammengefunden, begann eine Haussuchung, welche nicht den verborgensten Winkel des großen Hauses verschonte.

Nur eine Kammer zu ebener Erde vermieden die Agenten der öffentlichen Macht dabei möglichst; es war das Domestikenzimmer, in welchem Cornelius und Dommermuth, von einem Gendarmen mit gespanntem Carabiner bewacht, eingesperrt worden. Vergeblich hatte der junge Republikaner, kirschbraun vor Zorn, verlangt, wenigstens sofort verhört zu werden, und seine Protestationen zu Protokoll geben zu können; vergebens hatte er dabei ein Dutzend Gesetzparagraphen citirt und ein halb Dutzend mal seinen Namen geschrieen. Der Adjutant des Ersten Consuls

hatte sich lachend abgewendet, mit den Worten an Capitän Bontemps:

Er ist verschlagen, dieser Monsieur ... er versteckt sich hinter dem Namen einer im Departement bekannten Person. Leider kennt er nur den Namen einer einzigen ... Scherfluoth ... der hat den Auftrag gehabt, ihn zu verfolgen und seine Kassette zu suchen, daher kennt er den Namen!

Es ist zum Verzweifeln — zum Tollwerden! hatte Cornelius auf diese Worte dem Secretär zugerufen ... und Ihnen, Ihnen, Dommermuth, möchte ich den Hals brechen, hängen möcht' ich Sie sehen ... einfältiger Mensch, der Sie sind ... wie konnten Sie mich überreden, mich in dies Haus zu wagen!

Aber mein Gott — seit vier Uhr diesen Morgen bewachen wir die Zugänge dazu — es war doch natürlich, daß mich die Angst ergriff, der verfluchte Bursche könne weiter gereist sein, ohne daß wir es bemerkt hätten ... wir mußten uns doch nach ihm erkundigen!

O schweigen Sie, schweigen Sie, versetzte Cornelius in höchster Wuth — oder ich vergreife mich wahrhaftig an Ihnen!

Dreizehntes Capitel.

Die Eiche von Boscawen und die Thürme von Ettelrodt.

Sehen wir uns jetzt nach unsern Verborgenen um. Wir verließen sie in der Kirche, in dem Augenblick, wo Hardach sie die Stiege zur Bühne der Orgel emporführte, um von dort aus auf das Gewölbe des Gebäudes zu gelangen. Während des Emporsteigens waren sie plötzlich in hohem Grade erschreckt worden durch ein Rasseln an der verschlossenen Eingangsthür unten. Aber es hatte sich bald, nachdem Hardach leise sich hinuntergewagt, herausgestellt, daß es Niemand anders war als Anton, der Jäger, der voll Sorge seine Herrschaft zu warnen gekommen. Der Freiherr hatte ihm die Verhaltungsbefehle neu eingeschärft, welche für einen solchen Fall wie der jetzige der Dienerschaft ertheilt worden waren. Die beiden Fremden

seien abgereist und der Baron mit ihnen, sollte Jedem, der nachforsche, angegeben werden. Dann hatte Harbach den Jäger fortgesandt und war zu seinen harrenden Freunden zurückgekehrt, nachdem er nochmals die Thür sorglich verschlossen.

Jetzt nur hinauf, nur weiter hinauf, sagte er und betrat rüstig die zweite Stiege, die von der Orgelbühne steil und hoch emporführte. Oben öffnete er mit einer gewaltsamen Bewegung des Arms eine schwere Klappe, eine Art Fallthür aus dicken Bohlen, welche den Zugang zum Kirchendach verwahrte; dann verschwand er durch die Oeffnung, und Montmorin und der Prinz folgten ihm hindurch, gehoben von der Hand, welche der alte Mann in seinem Eifer ihnen hülfreich entgegenstreckte.

Sie standen oben; nachdem sie die Fallthür leise wieder gesenkt und ein paar alter rostiger Riegel zugeschoben hatten, welche sich glücklicherweise auf der obern Seite fanden, sahen sie sich in dem Raume um, den sie jetzt betreten. Es war ein eigenthümlicher Anblick. Oben über ihnen hob sich das Dach mit seinem dunklen Gebälk und streckte sich wie ein riesiges Gezelt weithin; vor ihnen lag eine Welt von runden mit dickem weißen Kalkschutt bedeckten Hügeln, wie ein Meer, das mitten in heftigem weißschäumendem Wo-

genschlag plötzlich versteinert worden wäre. Es waren die einzelnen, sich aneinander reihenden Kappen der Kreuzgewölbe der Kirche.

Zwischen diesen Gewölbrücken und dem untern Theile des Sparrenwerks war hinreichender Raum, das ganze Dach zu umschreiten.

Der Freiherr führte auf diesem Pfade an das entgegengesetzte Ende der Kirche, dahin, wo unten sich die Absis des byzantinischen Bauwerks befand, und rechts und links kleine schmale Durchlaßöffnungen in das oberste Geschoß der Thürme führten, die hier sich an die Kirche anlehnten. Hier auch war eine runde Oeffnung in dem Schlußsteine des letzten Gewölbhügels gelassen für die Kette, welche die große Ampel auf dem Chore trug. Man hatte also an dieser Stelle einen Durchblick nach unten auf das Innere des Gebäudes, auf das ganze Schiff der Kirche, frei.

Hier müssen wir bleiben! sagte Hardach, und den Raum da unten bewachen. Dringt man ein, so bleibt uns noch eine Zuflucht — einer der beiden Thürme; Sie müssen dann in das Dachgebälke eines der Thürme klettern, Prinz.

Der Prinz antwortete nicht, sondern lehnte sich mit verschränkten Armen an einen der nächsten Sparren; sein blasses Haupt mit den edlen Zügen, die

jetzt einen eigenthümlichen wie schmerzverklärten Ausdruck hatten, war wider das dunkle Holzwerk gesunken, als ob es müde eine Stütze suche.

Nur guten Muths, Herzog der Normandie, sagte Montmorin, indem er auf die Höhe des letzten Gewölberückens trat; bis hierhin klettert uns Niemand nach, glauben Sie es mir; doch wenn Sie auch noch oben in den Thurm müßten — es würde immer noch eine hoffnungsvollere Position sein als die auf dem Dache des Tempels!

Und eine bequemere als die Karl's II. in der Eiche von Boscawen, fiel der Freiherr ein.

Und das Ende von Allem wird sein, sagte mit schmerzlichem Humor Montmorin, daß zum Lohne für Ihre Sorgen, Baron, der Herzog der Normandie Ihnen Ihre Thürme von Ettelrodt so berühmt macht, wie es die Eiche von Boscawen durch den König von England geworden ist.

Sie haben noch den Muth zu scherzen, Montmorin, versetzte der Prinz. O mein Gott — das Ende von Allem — ich ahne es nur zu wohl . . .

Lassen Sie Ihre Ahnungen, Prinz, unterbrach ihn Montmorin; Ihre Ahnungen sind nicht viel werth, denn wenn Sie uns nicht an diesem Morgen durch eine solche verwünschte „Ahnung" hier gehalten hätten,

so wären wir jetzt gesichert und geborgen, weit in den Wäldern, die uns der Baron zu durchstreifen vorschlug!

Es bedarf aber auch keiner Ahnungen hier — Sie sehen eben, daß man in diesen Verfolgungen nicht nachläßt, antwortete der Prinz, dessen bleiche Wangen sich bei Montmorin's Vorwurf leicht geröthet hatten; die Aufhebung des Klosters, um meinetwillen; heute dieser Ueberfall — eins nach dem andern . . . wir sehen, was es genutzt hat, daß Josephine Beauharnais dem Ersten Consul verrieth, was sie nicht verschweigen konnte! Das sind die Folgen!

Es ist wahr, versetzte Montmorin; diese Thorheit scheinen wir bitter büßen zu sollen. Schon vor mehren Jahren, als sie Bonaparte anvertraute, Sie seien gerettet, und als dieser sich davon durch die Leiche des Knaben überzeugte, welche man wirklich durch Nachgrabung im Tempel fand — schon damals hätte diese unselige Frau erkennen können, welches Unheil sie durch weitere Enthüllungen anrichte. Die einzige Folge ihrer Mittheilung war ja, daß Bonaparte den armen Laurenz deportiren ließ! Jetzt soll sie dem Ersten Consul noch obendrein bestimmte Angaben über Sie gemacht haben; und wenn dies eine Folge davon ist . . .

Hardach unterbrach hier den Redenden. Thun wir ihr nicht Unrecht, sagte er. Wenn sie schon vor längerer Zeit dem Ersten Consul bewiesen hat, daß der Dauphin aus dem Tempel gerettet ist; wenn sie dann jüngst ihm Mittheilungen über Sie selbst, Ihre Schicksale oder Ihren Aufenthalt gemacht hat, — über welche sie doch auch wol wenig Genaueres zu verrathen wußte — so hat sie schwerlich anders gekonnt! Bonaparte wird sie eben dazu gezwungen haben. Die Existenz des Prinzen ist ja beinahe etwas wie ein öffentliches Geheimniß unter den Staatsmännern, die sich seit Barras und den andern Thermidoriens in der Regierung Frankreichs gefolgt sind. Bonaparte wird auch ohne die Indiscretionen einer unvorsichtigen Frau nur zu wohl darum wissen!

Die angstvolle Spannung der drei Männer war zu groß, als daß sich diese Erörterung hätte fortsetzen können. Sie blieben lange schweigend. Eine Viertelstunde reichlich mochte verflossen sein, als der Baron sich aufmachte, um zu recognosciren, wie er sagte. Er schlüpfte in das Innere eines der Thürme. Die darin angebrachten Schallluken erlaubten ihm einen freien Ueberblick über den Garten und die Fronte seines Wohnhauses. Hier schien Alles, so erzählte er, als er nach einer Weile zurückkehrte, vollständig ruhig.

Nur ein paar mal hatte er im Innern des Hauses an offenen Fenstern fremde Gestalten vorüberschreiten sehen.

Sie werden noch immer das Haus durchsuchen! sagte er.

Und unsere Kassette finden! murmelte Montmorin verzweiflungsvoll zwischen den Zähnen.

Wenn sie die finden, werden sie auch sehen, daß sie sich über unsern Aufenthalt nicht getäuscht haben, und nicht gehen, bis sie auch uns gefunden haben, rief der Prinz.

Sie haben Recht — dann ist Alles verloren! sagte Montmorin.

Der Freiherr begab sich auf die andere Seite des Daches, um in den gegenüberliegenden Thurm zu treten. Hier sah er den Gendarmerieposten, der ihnen zuerst die Gefahr verkündet hatte, noch immer unten auf dem Anger halten.

Die Zeit verging; eine qualvoll peinliche Viertelstunde nach der andern. Dies Harren begann endlich die Marter der ersten Angst und Spannung zu lösen. Die Natur des Menschen erträgt die höchste Seelenqual nicht länger als ein gewisses Zeitmaß hindurch; sie schafft sich Hülfe durch eine Art Selbstbetäubung.

O mein Gott! wie lange sollen wir in dieser

tödtlichen Pein ausharren! rief der Prinz herantretend aus. Es ist fürchterlich. Ich kann nicht mehr. Es ist mir, als müßte ich selbst ihnen entgegengehen, um diese Marter der Angst zu enden.

Still — horchen Sie — ist das nicht wie das Rollen eines Wagens? fiel Montmorin ein.

In der That — es ist ein Wagen — auf dem Pflaster des Hinterhofes . . . sagte der Freiherr.

Kein Ackerwagen — es ist das Rollen einer Kalesche!

Wenn das Septimanie wäre, die zurückkehrt! flüsterte der Prinz. Welcher Schrecken für sie, diese Begegnung!

Und für meine arme Regine! setzte der Freiherr halblaut hinzu.

Aber — nein — fuhr Montmorin fort, — das ist kein Wagen, der kommt: das Rollen erstirbt und verhallt auf ungepflastertem Boden — das ist eine Kalesche, die sich aus Ihrem Hofe entfernt!

Wenn es unsere Verfolger wären, die getäuscht abziehen! fiel der Prinz hoch aufathmend ein.

So schnell werden sie das Spiel nicht verloren geben! antwortete der Freiherr trüb den Kopf schüttelnd und ging dann wieder zu dem Thurme, aus dem er zuletzt zurückgekehrt war. Aber nur eine kurze

Weile blieb er im Innern verschwunden; gleich darauf trat seine Gestalt wieder aus der schmalen Maueröffnung hervor, und dann rief er mit freudigem Tone von jenseits herüber:

Sie sind fort — der Posten ist fort — er ist eben eingezogen!

Sollten sie in der That abziehen? sagte Montmorin und wollte zu Hardach hinübereilen, um sich von der Wahrheit dieser guten Nachricht zu überzeugen.

Unmöglich! es ist nicht denkbar! rief der Prinz und kämpfte gegen die Hoffnung an, welche er für so trügerisch hielt.

Montmorin hatte kaum ein paar Schritte gemacht, als er erschrocken inne hielt.

Von unten, aus der Kirche her erscholl abermals ein Rasseln am Schloß der Thür im Hauptportal. Es war nicht leise und vorsichtig wie früher — diesmal war es ein heftiges Rütteln.

Da sind sie, flüsterte der Prinz, aufs neue erbleichend.

Graf Montmorin änderte die Farbe.

Nur still! sagte der Freiherr, der unterdeß herangekommen war — verzagen Sie nicht — es kann . . .

Er hatte nicht geendet, als ein lauter Pfiff wie der eines Falken heraufklang.

O mein Gott! rief der Freiherr aus — das ist unser Jagdruf — es ist mein Jäger — er kommt, uns zu rufen! — Die Gefahr scheint vorüber! Vorübergegangen, ohne Ihnen ein Haar gekrümmt zu haben, Prinz!

Wär' es möglich! flüsterte Montmorin, und eine Thräne schien seine Wange zu feuchten — o wäre es möglich — ich gestehe Ihnen jetzt: ich habe es nicht gehofft!

O es ist so — jubelte der Freiherr auf — hören Sie es nicht — er gibt das Zeichen laut noch einmal!

Die drei Männer eilten nun rasch den Weg, den sie gekommen, zurück und dann, nachdem Montmorin dem Baron, dessen Hände vor Freude zitterten, geholfen hatte, die Riegel an der Fallthür aufzuschieben, stiegen sie wieder in die Kirche hinunter; aber auf der Orgelbühne hielt Hardach seine Freunde zurück.

Bleiben Sie hier! sagte er; es ist ja möglich, daß wir uns irren, daß wir etwas Anderes erfahren sollen; lassen Sie mich allein hinab!

Er ging und näherte sich unten vorsichtig auftretend der Thür; sein Auge legte sich an das Schlüsselloch — dann aber erhob er sich rasch aus seiner gebückten Stellung und schloß den schweren Thürflügel auf.

Es war in der That der Jäger, der davor stand; er raunte eilig seinem Herrn seine Botschaft zu; dann winkte Hardach lebhaft mit beiden Armen die in der Höhe Harrenden zu sich.

O kommen Sie, kommen Sie, rief er — kommen Sie, Prinz, und hören Sie diese merkwürdige Begebenheit! — Und als Beide nun unten waren, mußte Anton von neuem erzählen, was sich ereignet, wie seltsam und unerklärlich zwei fremde Menschen, die eben erst herangekommen, von den Polizeiagenten und Gendarmen trotz alles Widerstrebens verhaftet worden, wie dann rasch und nur oberflächlich das Haus durchsucht sei, und wie endlich Der, welcher der Anführer und Gebieter des Trupps zu sein geschienen, herrisch verlangt habe, einen Wagen des Barons eingespannt zu erhalten. Da der Kutscher mit der gnädigen Frau und mit den Rappen in der Stadt, habe ein Knecht herbeigeholt werden müssen, und mit zwei Ackerpferden bespannt entführe nun die Jagdkalesche des Freiherrn die Verhafteten, während die übrige Gesellschaft den Wagen als Bedeckung umreite. Den Weg nach der nächsten Poststation sei dem Knecht befohlen worden einzuschlagen.

Welche wunderbare Verwicklung! sagte der Prinz — zwei Fremde hat man verhaftet —?

Sicherlich weil man sie für uns nahm, fiel Montmorin ein.

Ja, und deshalb, schaltete der Freiherr dazwischen, dürfen wir nicht zu früh jubeln; wir dürfen uns nicht für geborgen halten. Das Misverständniß wird sich lösen. Die Verhafteten, wer sie auch sein mögen, werden sich ausweisen. Prinz, Sie müssen augenblicklich von hier fort!

Sie haben Recht, Baron — ohne Zögerung.

Aber wohin? fragte Montmorin. Auf die offene Heerstraße? Das ist zu gefährlich; und noch einmal durch Nacht und Nebel querfeldein —

Auch das ist jetzt, wo sich gezeigt hat, daß man so rastlos ämsig sucht, gefährlich; nein, Sie sollen dahin, wohin ich heute Morgen schon Sie führen wollte; aber nicht um von daher am Abende zurückzukehren; sie sollen in meinem einsamen Forstwärterhause bleiben; in diese Verborgenheit dringen Ihre Verfolger nicht.

Es ist gut, Baron, es ist gut, antwortete Montmorin; aber jetzt ums Himmels willen lassen Sie uns eilen, zu sehen, ob man uns beraubt hat, oder nicht. —

Montmorin schritt hastig den beiden Andern voraus; diese folgten ihm durch den Garten und über

die Terrasse. Aber noch bevor sie den Hausflur erreicht hatten, stürmte Montmorin von oben die Treppe herunter ihnen schon wieder entgegen.

Seine Miene verkündete noch vor seinen Worten das Unglück, welches geschehen.

Fort! sagte er — die Kassette ist fort!

Der Prinz hörte diese Schreckensbotschaft an, ohne ein Wort zu erwidern. Er blickte eine Weile stumm auf den Boden, regungslos, wie versteinert von dem Eindruck dieser Schreckensbotschaft.

Selbst Montmorin, schien es, hatte seine Fassung verloren.

O, ich verdiene den Tod, murmelte er, die Hände ringend — ich verdiene den Tod, sie einen Augenblick von mir gelassen zu haben!

Das ist entsetzlich! sagte Hardach, ... o mein Gott, das ist ein fürchterlicher Schlag ...

Montmorin, es wäre besser gewesen, sie hätten uns gefunden und getödtet, rief jetzt der Prinz, und indem er sich in Montmorin's Arme warf, barg er sein Gesicht an dessen Schulter und brach in lautes Schluchzen aus.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schücking, Levin,

Ein Staatsgeheimniss Roman von Levin Schücking

Bd.: 2

Leipzig 1854